

James McGovern

Spezialisten und Spione

Amerika erobert Hitlers Wunderwaffen



Sigbert Mohn Verlag

Das amerikanische Original CROSSBOW AND OVERCAST erschien
1964 bei William Morrow & Co., New York.
Deutsch von JUTTA und THEODOR KNUST

© 1964 by James McGovern
Alle deutschen Rechte beim Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1967
Einband H. P. Renner
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Buch Nr. 592,7 • Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Für W. Clement Stone

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil: Operation Crossbow (Armbrust)

1	Etwas Seltsames	11
2	Beim Mondschein	24
3	Operation Crossbow (Armbrust)	40
4	Kennwort Diver (Taucher)	64
5	Kennwort Big Ben	73
6	Ein schwerer Körper, der durch die Luft rauscht	83
7	Entscheidung	95

Zweiter Teil: Operation Overcast (Düster)

8	Schwarze Liste	107
9	Begräbnis	115
10	Panzerdivision Lucky Spearhead (Erfolgreiche Speerspitze)	126
11	Der Mann auf dem Fahrrad	136
12	Sondermission V 2	158
13	Schatzsuche	169
14	Exodus	182
15	Operation Overcast (Düster)	191
16	Auf Eis in der Wüste	213
17	Die Züge kamen fahrplanmässig	222

Dritter Teil: Die Nachwirkungen

18	Die Saturn-Rakete	233
----	-------------------	-----

Anhang: Einige Fragen und Tatsachen über die

Operation Overcast/Paperclip	245
Was war Operation Paperclip (Heftklammer)?	251
Gab es eine Opposition gegen die Operationen Overcast und Paperclip?	253
Was gewannen die Vereinigten Staaten aus den Operationen Overcast und Paperclip?	255

Wurde der Fern-Flugkörper in Peenemünde erfunden?	257
Was wurde aus den an der Operation Overcast beteiligten Männern?	258
Wer leistete was?	261
Anmerkungen und Quellen	263
Register	275

Erster Teil

Operation Crossbow (Armbrust)

1 Etwas Seltsames

Als der Abend kam, wurde es in Dörnten still und dunkel. Jahrhundertlang war das Dorf eine winzige, unbedeutende Bergwerksgemeinde am Nordrand des Harzes gewesen, der jäh aus der Norddeutschen Tiefebene aufsteigt.

Es war der 4. April 1945. Amerikanische Kampfeinheiten befanden sich knapp fünfzig Kilometer vom Harz entfernt und rückten unaufhaltsam näher. Doch Dörnten blieb in deutscher Hand, und das Dorf unterlag den strengsten Verdunklungsvorschriften und Ausgangsbeschränkungen. Alle Lampen waren ausgeschaltet, alle Fenster der Häuser abgedichtet; auf den Strassen sah man keinen Menschen und kein Fahrzeug.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit wurde das Schweigen gebrochen. Ein einzelner Lastwagen holperte über das Kopfsteinpflaster von Dörntens Hauptstrasse. Mit abgeschalteten Scheinwerfern bewegte sich das Fahrzeug langsam zu einem Bergwerk, gleich ausserhalb des Dorfes.

Hätte jemand die schemenhafte Besatzung des Wagens beobachtet, dann hätte er sich vielleicht gefragt, weshalb sie sich gerade dieses Bergwerk aussuchte. Es besass keinerlei militärische Bedeutung, ja es war bereits fünf Jahre früher aufgegeben worden, weil sein Erz nur geringe Qualität aufwies. Ausser einem älteren Verwalter und seiner Frau wohnte niemand in seiner Nähe. Und doch verhielten sich die Männer auf dem Lastwagen, als ob sie eine dringende und wichtige Sache zu erledigen hätten.

Das Fahrzeug hielt vor einem offenen Stollen, der tief in den Hang eines Hügels gegraben war und in den ein Eisenbahngleis hineinführte. Sieben Soldaten und zwei Zivilisten, die Ingenieure Bernhard Tessmann und Dieter Huzel, sprangen von dem Lkw. Rasch begannen sie mit der Aufgabe, die sie an diesen verlassenen Ort geführt hatte: die wertvollsten Dokumente des sterbenden Dritten Reiches vor den näher rückenden Alliierten zu verbergen.

Die Dokumente befanden sich in Kisten, die nun abgeladen

wurden; während der Nacht trafen zwei weitere Lastwagen mit Material ein. Vierzehn Tonnen in nummerierten Kisten wurden schliesslich auf Flachwagen an der Stollenmündung geladen. Darauf zog eine batteriebetriebene Elektrolok die Wagen drei-, vierhundert Meter tief in den Stollen hinein und hielt an einem Querstollen. Am Ende dieses Querstollens befand sich ein kleiner trockener Raum, der früher als Pulvermagazin benutzt worden war.

In der feuchten Kälte des Bergwerks stolpernd und schwitzend, entluden die neun Männer die Kisten von den Flachwagen und schleppten sie in den kleinen Raum. Erst um elf Uhr morgens – als amerikanische Sturzbomber Dörnten überflogen – stand die letzte Kiste an ihrem Platz. Die Eisentür des Raumes wurde verschlossen. Dann wurde der Querstollen, der dorthin führte, mit Felsbrocken und Stempeln unsichtbar gemacht; eine Dynamitladung brachte die Mündung zum Einsturz.

Tessmann, Huzel und die sieben Soldaten fuhren ab, überzeugt, dass der Feind das Versteck im Bergwerk nie finden werde. Die beiden Ingenieure waren die einzigen Menschen auf der Welt, die sowohl die genaue Lage des Ortes als auch die Art des hier verborgenen Materials kannten. Die Soldaten waren von Huzel und Tessmann im Wagen eingesperrt worden, als sie sich Dörnten näherten, und die Ingenieure fuhren den Lkw zum Bergwerk. Das gleiche geschah bei der Abfahrt, so dass die Soldaten, selbst wenn sie es gewollt hätten, nicht sagen konnten, wo das Versteck lag. Der Verwalter hatte Grubenhelme und -lampen zur Verfügung gestellt und bei dem Unternehmen als Führer gedient. Doch über das Material wusste er nur, dass es sich um «militärische Geheimdokumente» handelte.

Tatsächlich stellten diese «militärischen Geheimdokumente» jedoch einen einzigartigen wissenschaftlichen Schatz dar, nach dem in diesem Augenblick bereits alle Alliierten suchten. Die in dem Bergwerk versteckten Kisten enthielten die Konstruktionszeichnungen und technischen Daten für «Hitlers Geheimwaffe», die erste Langstreckenrakete der Welt, die V 2. Wenn Hitler anders auf die Entwicklung der V 2 reagiert hätte, wäre vielleicht der ganze Krieg anders verlaufen. So waren zwar über tausend

Raketen gegen England abgefeuert worden, doch sie hatten Deutschland nicht vor der Niederlage bewahren können, die nun unmittelbar bevorstand. Für einen kleinen Kreis alliierter Fachleute dagegen bedeutete die V2 selbst keinen völligen Fehlschlag. Sie hatte die Natur der Kriegführung verwandelt und ein entsetzenerregendes Bild davon hinterlassen, wie ein künftiger Krieg vielleicht aussehen könnte.

Das Dritte Reich hatte nur noch weniger als einen Monat zu leben. Die britischen, sowjetischen und amerikanischen Nachrichtendienste hatten bereits den Kampf nach drei Seiten begonnen, um die V-2-Dokumente und die Raketenfachleute, die sie entwickelt hatten, jeweils für das eigene Land sicherzustellen. Für den Wissenden stellte diese Kriegsbeute zwei unausweichliche Zukunftsentwicklungen dar: interkontinentale Raketen und grosse Startraketen, die in der Lage waren, Menschen auf die Umlaufbahn um die Erde, später zum Mond und vielleicht sogar zu den andern Planeten unseres Sonnensystems zu befördern.

In diesem geheimen, nach drei Seiten geführten Wettkampf, dessen Ausgang das Geschick der Menschheit für die künftigen Generationen beeinflussen würde, begannen die Briten im Mai 1945 mit einem deutlichen Vorsprung vor ihren Verbündeten, obwohl es amerikanische Truppen waren, die auf den Harz vorrückten, wo die V-2-Dokumente versteckt lagen und wo die Mehrzahl der deutschen Raketenspezialisten lebte. Es gab gute Gründe dafür, dass der britische Nachrichtendienst mehr über die V 2 und die Männer wusste, die die erste und einzige Langstreckenrakete gebaut hatten, als die Amerikaner oder die Russen.

Huzel, Tessmann und die Soldaten, die ihnen geholfen hatten, fuhren von Dörnten in das chaotische Deutschland, das am Rande der totalen Niederlage stand. Doch zwei Jahre früher, zu einer Zeit, als man den Sieg der Alliierten endlich voraussehen konnte, hatte plötzlich infolge gewisser beunruhigender Informationen, die die britische Regierung erhielt, diese Niederlage der Deutschen keineswegs so unvermeidlich geschienen. Damals war eine Untersuchung befohlen worden, die sich zu dem intensivsten Ab-

wehrunternehmen aller Zeiten auswuchs. Dieses Unternehmen sollte dazu führen, dass einer der Alliierten die führenden V-2-Fachleute und das Versteck der wissenschaftlichen Daten hinter dem gesprengten Stollen der Grube Dörnten auffinden konnte. Das Unternehmen begann mit Duncan Sandys.

Duncan Sandys, ein grosser, breitschultriger Mann mit welligem rotem Haar und einem freundlichen Lächeln, wirkte wie das Musterbeispiel eines aufstrebenden jungen Politikers der konservativen Partei. Er ging mit einem «vornehmen Hinken» und war mit Winston Churchills Tochter Diana verheiratet.

Mitte April 1943, im Alter von 34 Jahren, erhielt Sandys den ersten einer Reihe von schwierigen Aufträgen, deren Erledigung ihn auf hohe Posten innerhalb der britischen Regierung * führen sollte. Die britischen Stabschefs waren beunruhigt über immer wiederkehrende Meldungen, dass die Deutschen mit Geheimwaffen experimentierten, und empfahlen Winston Churchill, Sandys mit der Untersuchung dieser Meldungen zu betrauen. Nach einem Monat «fesselnder Spekulationen» war Sandys so weit, dass er dem Kriegskabinett seinen ersten Bericht vorlegen konnte.

Dieser Bericht konnte nicht tröstlich sein, doch Sandys hoffte, dass das Kabinett seine Sorgen teilen und dem Bericht entsprechend handeln werde. Die alliierten Führer waren nicht selbstgefällig, aber es liessen sich Entschuldigungen für ihre Annahme finden, dass der Sieg in Sicht sei. Die Deutschen hatten Nordafrika, Stalingrad und die Luftherrschaft verloren, und Sizilien würde bald von den Alliierten genommen werden. Doch wenn auch Sandys zugab, dass seine Untersuchung einige unwahrscheinliche Obertöne der bizarrsten Art von Spionageromanen aufwies, so glaubte er doch, dass sie das Vorhandensein von deutschen Waffen beweise, die auf eine überaus jähe und entsetzliche Weise den Sieg der Alliierten verhindern könnten.

Sandys hatte zunächst die mysteriösen Oslo-Briefe berück-

* Sandys wurde später Luftfahrtminister und Verteidigungsminister, 1964 (als dieses Buch geschrieben wurde) war er Minister für koloniale und Commonwealth-Angelegenheiten.

sichtigt*, die die britische Abwehr im November 1939 aus Norwegen erhalten hatte. Sie waren anonym, stammten jedoch zweifellos von einem hohen deutschen Beamten, der dem antinationalsozialistischen Widerstand angehörte. Sie enthielten eingehende Berichte über die Entwicklung einer Anzahl neuer Geheimwaffen, darunter Angaben über Versuchsarbeiten an Langstreckenraketen auf einer abgelegenen Insel an der Ostseeküste. Die Oslo-Briefe hatten einen gewissen Beiklang von Jules-Verne-Romanen. Man hatte sie für spätere Verwendung abgelegt, doch sonst nichts in dieser Sache unternommen.

Darauf sah sich Sandys einige Fotos an, die Fliegerhauptmann D. W. Steventon von der Bildaufklärungseinheit am 15. Mai 1942 aufgenommen hatte. Steventon war in seiner Spitfire-Maschine hoch über der westlichen Ostsee geflogen, um deutsche Zerstörer zu fotografieren, die in Swinemünde festgemacht hatten. Als er das getan hatte, überflog er das nahe Dorf Peenemünde auf der Nordspitze der bewaldeten Insel Usedom und sah dort zufällig einen neuen Flugplatz. Da er noch ein Stück Film hatte, schaltete er die Kameras ein. In England stellten die Bildauswerter fest, dass der neue Flugplatz von kreisförmigen Erdanlagen und merkwürdigen Gebäuden umgeben war. Wie bei den Oslo-Briefen war auch mit diesen Bildern nichts weiter getan worden, als dass man sie ablegte. Doch nun ordnete Sandys eine intensivere Bildaufklärung von Usedom an.

Als nächstes studierte er Agentenbriefe, die im Lauf des vergangenen halben Jahres mit beunruhigender Häufigkeit aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Polen gekommen waren. Sie waren unvollständig und gaben überwiegend lediglich Gerüchte weiter, aber zusammengenommen ergaben sie doch schon ein Bild.

* Die Oslo-Briefe waren von einem anonymen Absender an den britischen Marine-Attaché geschickt worden. Falls die britische Regierung je erfahren haben sollte, von wem sie stammten, so hat sie es nicht bekanntgemacht. Im weiteren Verlauf des Krieges bewahrheitete sich eine der in den Briefen beschriebene Entwicklung nach der andern. Dr. R. V. Jones, der Leiter der wissenschaftlichen Abwehr im britischen Luftfahrtministerium, bemerkte: «... in den wenigen langweiligen Augenblicken des Krieges pflegte ich mir den Oslo-Bericht vorzunehmen, um festzustellen, was als nächstes kommen werde.»

Dänische Agenten berichteten beispielsweise, dass Fischer seltsame Objekte mit «Flammenschweif» gesehen hätten, die über den Himmel strichen, während sie vor der dänischen Insel Bornholm fischten, – die Objekte schienen von Peenemünde auf der nahen Insel Usedom zu kommen.

Klarere Nachrichten kamen von der Abwehr der «Polnischen Heimatarmee», die meldete, dass die Deutschen unstreitig eine einzigartige Forschungseinrichtung in Peenemünde errichtet hätten. Polnische Zwangsarbeiter seien für die Arbeit dort rekrutiert worden und in Trassenheide, einer Siedlung für Fremdarbeiter auf Usedom, untergebracht. Tatsächlich war es zwei Mitgliedern der polnischen Widerstandsbewegung, die technische Kenntnisse besaßen, gelungen, sich ebenfalls nach Trassenheide schicken zu lassen. Es war ihnen erlaubt worden, den stark bewachten geheimen Teil der Einrichtung zu betreten, um dort Latrinen zu säubern. Einer der beiden war an einem Schuppen vorübergekommen, dessen Tür angelehnt war. Im Innern bemerkte er ein torpedoförmiges Objekt mit Flügeln. Es sah aus wie ein winziges Flugzeug, besaß jedoch keine Kanzel oder sonst einen Platz für den Piloten. Diese Nachricht und eine Faustskizze von den Peenemünder Einrichtungen wurde von der Polnischen Untergrundbewegung sofort nach London weitergegeben.

Alle verfügbaren Hinweise auf eine neue Geheimwaffe deuteten, wie Sandys meinte, nach Peenemünde. Es handelte sich um eine abgelegene Gegend, die im Lauf der Jahrhunderte nicht mehr als ein winziges Fischerdorf hervorgebracht hatte, kümmerlich im Vergleich zu den eleganten Badeorten, die sich wie eine Perlenkette an der Ostseeküste hinzogen. Am besten hätte sich das Geheimnis dessen, was dort vor sich ging, lösen lassen, wenn man ein paar Agenten mit wissenschaftlicher Ausbildung in diese Einrichtung eingeschleust hätte. Doch das erwies sich selbst für den britischen Geheimen Nachrichtendienst mit seinem leistungsfähigen Netz von Spionen auf dem ganzen Kontinent als unmöglich. Als das Kriegsglück sich gegen Deutschland wandte, hatte die SS ihre polizeistaatlichen Massnahmen verstärkt und eine undurchdringliche Absperrung um Peenemünde gezogen. Doch auch das

wiederum war ein Fingerzeig. Derart ungewöhnliche Sicherheitsvorkehrungen würde man kaum treffen, um eine der sonst üblichen Versuchseinrichtungen zu sichern.

Zweifelloos ging etwas Seltsames in Peenemünde vor sich, davon war Sandys immer stärker überzeugt – aber was war es? Er liess den deutschen Rundfunk überwachen und erfuhr von zunehmenden Prahlereien über «Wunderwaffen», mit denen Deutschland den Krieg gewinnen werde. Nähere Angaben über diese Wunderwaffen wurden freilich nicht gemacht, und man konnte diese Prahlereien als einen Propagandatricks abtun, mit dem der von Stalingrad und der Bombardierung der deutschen Städte erschütterte Kampfgeist der Zivilbevölkerung aufgepeitscht werden sollte. Doch Sandys erkannte, dass auch diese Rundfunknachrichten in das bedrohliche Gesamtbild hineinpassten.

Angenommen, dass es diese neuen Waffen tatsächlich gab, welcher Art konnten sie sein? Weittragende Geschütze? Das hätte eine logische Entwicklung der Dicken Berta und der Pariser Kanonen des Ersten Weltkrieges sein können. Führerlose Flugzeuge? Die Amerikaner hatten mit so etwas bereits im Ersten Weltkrieg gewisse Erfolge erzielt. Später hatten sie diese Experimente eingestellt. Fernraketen? So phantastisch das auf den ersten Blick auch schien, neigte Sandys doch dieser Ansicht zu.

Duncan Sandys war kein Mann, der sich leicht täuschen liess. Man hätte kaum einen besseren für seinen Posten finden können. Sein Schwiegervater Churchill war sehr erfreut gewesen, als die Stabschefs ihn empfahlen. Duncan Sandys verstand etwas von Raketen. Im November 1940 war er als Major im Königlichen Artillerieregiment zum Kommandeur der Z-Batterie, der ersten Raketeneinheit der britischen Armee, ernannt worden. Wenn diese Batterie auch nur mit bescheidenen Flakraketen ausgerüstet war, so interessierte sich Sandys doch von Anfang an für die Möglichkeit grösserer Raketen. Er unterrichtete sich über alles, was diese neue Waffenentwicklung betraf – und dann fand seine militärische Laufbahn plötzlich ein Ende. Während er zum Nachtdienst nach Cardiff fuhr, schlief sein Fahrer am Lenkrad des Wagens ein, der Wagen prallte gegen eine Steinmauer, und Sandys wurde an bei

den Füßen schwer verletzt. Jetzt, als Staatssekretär im Versorgungsministerium, dachte er wieder über Raketen nach, doch diesmal hatte er den Eindruck, dass es sich um eine sehr drängende Frage handele.

Neue Waffen waren die Raketen eigentlich nicht. Bereits im Jahr 1232 hatten die Chinesen eindringende Mongolen mit «Pfeilen fliegenden Feuers» zurückgeworfen. Sir William Congreve hatte im Jahr 1807 einen grossen Teil von Kopenhagen mit seinen Pulverraketen zerstört. Die amerikanische Nationalhymne enthält eine Zeile über «der Raketen rote Glut». Tsioltowskij, ein russischer Lehrer, hatte im Jahr 1903 ein Buch über die Möglichkeiten der Raumfahrt mit Hilfe von Raketen veröffentlicht. Der Amerikaner Dr. Robert Goddard hatte die erste Flüssigkeitsrakete der Welt im Jahr 1926 erfolgreich abgeschossen *.

Aber war es den Deutschen wirklich gelungen, über diese primitiven Anfänge hinaus zu einem Stadium von ernsthafter Bedeutung zu gelangen? Professor Hermann Oberth hatte im Jahr 1923 seine Arbeit *Die Rakete zu den Planetenräumen* veröffentlicht, und dieses kleine Buch behandelte die technischen Grundlagen einer ernsthaften Raketenentwicklung bemerkenswert eingehend**. Sandys' Argwohn wuchs, und er beauftragte die Nachrichten- und Abwehrdienste, geflohene Wissenschaftler zu vernehmen und alte deutsche Zeitungen, Zeitschriften, militärische und fachliche Zeitschriften durchzukämmen. Dabei kam einiges Material zusammen, doch war nichts Überraschendes darunter. Eine Gruppe junger deutscher Raketenenthusiasten hatte Anfang

* Die chinesische Rakete wurde auf dem Weg über die Araber bereits im 13. Jahrhundert in Europa bekannt, wurde jedoch bald durch die Feuerwaffen verdrängt. Österreich stellte 1814 unter Führung von Feldzeugmeister v. Augustin ein Raketenkorps auf, das bis 1867 bestand; Preussen besass etwa um die gleiche Zeit eine Raketeneinheit, die 1872 aufgelöst wurde. 1928 fuhr ein erstes Auto mit Feststoffraketenantrieb, von Valier und v. Opel konstruiert; 1929 flog ein raketenbetriebenes Flugzeug. Die Winklersche Flüssigkeitsrakete startete 1931. Schliesslich gehören neben den recht alten Signal- und Rettungsraketen auch die Feuerwerksraketen in die Geschichte der Rakete. A. d. U.

** Die erweiterte dritte Auflage des Buches erschien 1929 unter dem Titel *Wege zur Raumschiffahrt*. A. d. U.

der dreissiger Jahre einen Verein für Raumfahrt gegründet und primitive Raketen auf dem Raketenflugplatz, einer ehemaligen Müllschütte von Berlin, abgeschossen. Doch ihre Namen sagten den wissenschaftlichen Beratern von Sandys nichts. Die internationale Wissenschaftlergruppe kannte durchaus die deutschen Wissenschaftler, von denen man grosse wissenschaftliche Durchbrüche erwarten durfte, aber keiner von ihnen schien irgendwelche ernsthaften Interessen an Raketen gezeigt zu haben.

Doch dann gab ein gefangener deutscher General, einer der Tausende von Kriegsgefangenen, die ständig nach Tatsachen befragt wurden, zu, dass er grosse Raketen gesehen habe. Sie hatten keinen übermässig starken Eindruck auf ihn gemacht, aber er hatte gehört, dass sie dazu dienen sollten, Deutschland den Sieg zu bringen. Ein zweiter gefangener General bestätigte, was der erste gesagt hatte. Einzelheiten konnten jedoch beide nicht nennen, und Sandys wandte sich wieder an den Geheimen Nachrichtendienst. Dort war die Antwort ebenso enttäuschend wie bisher: nach Peenemünde liessen sich keine Agenten einschleusen, und der Verbindungsmann der britischen Abwehr, der eine hohe Stellung in der deutschen Regierung bekleidete, konnte keine weiteren Informationen liefern. Was auch in Peenemünde vorgehen mochte, es blieb anscheinend das Geheimnis der dort Arbeitenden und einer Handvoll der höchsten nationalsozialistischen Funktionäre.

Abermals spannte Sandys seine wissenschaftlichen Berater ein. Sie erklärten ihm, dass weder die Briten, die Amerikaner noch die Russen an etwas Fortschrittlicherem als kleinen Raketen mit begrenzter Reichweite arbeiteten. Ohne die technischen Fähigkeiten der Deutschen unterschätzen zu wollen, hielten sie es für unwahrscheinlich, dass selbst massierte Anstrengungen den Deutschen die Entwicklung einer Langstreckenrakete ermöglichen könnten, die funktionierte und sich ausserdem in so grosser Zahl herstellen liesse, dass sie eine unmittelbare Gefahr bildete. Die Möglichkeit, dass die Deutschen dennoch kurz vor einem Durchbruch stehen könnten, erschien Sandys trotzdem zu entscheidend, als dass er sie ausser Acht lassen durfte.

Wenn die Geheimwaffen, die er feststellen sollte, tatsächlich grosse Raketen waren, dann bedeutete das Schwierigkeiten der

unangenehmsten Art. Denn es gab – obwohl das für seine Untersuchung keine Rolle spielte – bereits ein anderes Problem, das den inneren Kreis der alliierten Führer mit akuter Sorge erfüllte, ein Problem, von dem die Öffentlichkeit nichts wusste. Das Atombombenprojekt war im Sommer 1942 in den Vereinigten Staaten ernsthaft in Angriff genommen worden, aber die Eingeweihten wussten, dass das Prinzip der Uranspaltung, auf dem die Atombombe beruhen würde, von zwei Deutschen – Otto Hahn und Fritz Strassmann – entdeckt worden war. Diese Entdeckung stammte aus dem Dezember 1938.

Es war nicht bekannt, wie die Deutschen ihren Vorsprung genutzt hatten, wenn man auch wusste, dass sie Forschungen auf dem Gebiet der Atomenergie durchführten. Der Gedanke daran, was geschehen konnte, wenn Hitler eine Langstreckenrakete oder ein unbemanntes Flugzeug in die Hand bekam, war an sich schon alarmierend. Aber die Vorstellung, was geschehen musste, wenn diese Beförderungsmittel einen Atomsprenkopf besäßen, erschien Sandys als die entsetzlichste Möglichkeit des ganzen Krieges.

Er setzte sich hin und überprüfte noch einmal das Flickwerk des ihm zur Verfügung stehenden Materials: es war mager, verwirrend und dennoch alarmierend. Darauf legte er seinen Bericht dem Kriegskabinett vor, dessen Mitglieder folgenden düsteren Absatz darin lasen:

Anscheinend machen die Deutschen seit einiger Zeit Versuche mit einer schweren Rakete, die fähig ist, ein Gebiet aus sehr weiter Entfernung zu bombardieren. (Diese Arbeit läuft vermutlich neben der Entwicklung eines düsenstrahlgetriebenen Flugzeugs und eines flugzeugbeförderten Raketentorpedos her.) Über den Fortschritt dieser Entwicklung liegt sehr wenig Material vor. Doch aus den lückenhaften Beweisen, die vorhanden sind, geht hervor, dass sie weit fortgeschritten sein könnten. London ist angesichts seiner Grösse das wahrscheinlichste Ziel.

London war tatsächlich das wahrscheinlichste Ziel. Im Hinblick auf die begrenzte Zielgenauigkeit der frühen Raketen und der «flugzeugbeförderten Raketentorpedos» über weite Entfernungen konnten sie nicht wirksam gegen spezifische militärische Ziele

eingesetzt werden. Sie mussten aufs Geratewohl gegen grosse dichtbevölkerte Städte gerichtet werden. Das Kriegskabinett stimmte mit Sandys darin überein, dass die Gefahr für London ernst sei, seine Mitglieder konnten sich jedoch über Gegenmassnahmen nicht einigen. Die norwegische Anlage, von der aus – wie man festgestellt hatte – schweres Wasser für die Atomforschung nach Deutschland verschifft wurde, war im Februar 1943 von Saboteuren gesprengt worden. Peenemünde selbst, eine grosse, ausgezeichnet bewachte Einrichtung in Deutschland, konnte man nicht auf ähnliche Weise ausschalten. Sandys' Rat, Peenemünde mit Flugzeugen anzugreifen, wurde abgelehnt. Der Luftwaffenstab wandte ein, dass das Gebiet zu weit ausserhalb des Zielbereichs, der im Augenblick angegriffen werden müsse, läge, und dass keine schlüssigen Beweise für die Entwicklung von Raketen oder anderer Geheimwaffen vorlägen, die einen so gefährlichen und teuren Angriff rechtfertigen könnten.

Sandys wurde beauftragt, seine Suche nach soliden Tatsachen zu verstärken und dabei den grösstmöglichen Gebrauch von dem einzigen Spionagewerkzeug zu machen, das das Geheimnis von Peenemünde entschlüsseln konnte. Wenn die Spione auf der Erde behindert wurden, mussten sie in die Luft gehen. Spitfire- und Mosquito-Maschinen streiften hoch über der Ostsee, schalteten ihre Kameras ein, sobald sie sich der Insel Usedom näherten, und suchten nach einem Zeichen, nach einer Bestätigung für Sandys' Verdacht.

Sie brauchten nicht lange zu warten.

Am 23. Juni 1943, einem wolkenlosen, sonnigen Tag über der westlichen Ostsee, kehrte Oberfeldwebel E. P. H. Peek mit Fotos zurück, die ebenso klar waren wie der blaue Himmel über Peenemünde. Sie wurden von dem weiblichen Offizier Constance Babington-Smith analysiert, deren Neugier bereits durch frühere Fotos geweckt worden war. Sie hatte den Auftrag, nach «allem Seltsamen» zu suchen, und diesmal fand sie etwas: vier kleine Flugzeuge, die sich von allen Maschinen unterschieden, die sie bisher gesehen hatte. Sie besaßen kein Heck und zogen beim Flug einen seltsamen Schweif von dunklen Streifen hinter sich her. Fliegerhauptmann André Kenny und Oberstleutnant Hugh Hamshaw Thomas fanden auf den gleichen Fotos ebenfalls etwas Selt-

sames. Zwei torpedoähnliche Objekte, etwa zwölf Meter lang, waren bei dem strahlenden Sonnenschein vom Auge der Kamera erfasst worden, wie sie horizontal auf langen Anhängern, wie es aussah, lagen. Die Briten bezeichneten diese Objekte als regelrechte Raketen mit einer Reichweite von möglicherweise mehr als 200 km. Die von Constance Babington-Smith entdeckten hecklosen Flugzeuge wurden als düsenstrahlgetriebene Flugzeuge erkannt, und auf späteren Fotos sollte die junge Frau «flugzeugbeförderte Raketentorpedos» entdecken.

Die Bildaufklärung wurde verstärkt und enthüllte bald «Arbeiten unerklärlicher Natur», die überall auf dem Gesicht von Nordfrankreich wie Masern erschienen. Man nahm an, dass diese rätselhaften Konstruktionen, die auf London gerichtet waren, Abschusspunkte für die Geheimwaffen sein könnten. Doch das Geheimnis der Natur dieser Waffen war noch immer nicht genau und befriedigend enthüllt. Die Fotos bestätigten allerdings deutlich, dass an drei verschiedenen ungewöhnlichen Waffenarten gearbeitet wurde, konnten jedoch keinen Hinweis darauf geben, wie und wann oder in welcher Reihenfolge sie eingesetzt werden würden.

Diese Fragen führten zu besorgten, leidenschaftlichen Debatten unter den wissenschaftlichen Beratern des Premierministers. Eine Gruppe unterstützte Duncan Sandys in der Ansicht, dass die grösste Gefahr in einem Angriff mit Langstreckenraketen liege. Eine andere, ebenso einflussreiche Gruppe vertrat die Überzeugung, dass einsatzfähige Raketen noch lange nicht hergestellt werden könnten und dass unbemannte Flugzeuge die wahrscheinlichere Gefahr bildeten. Eine dritte Gruppe hatte den Eindruck, die ganze Sache sei nichts als ein riesenhafter Trick, um die Hauptstossrichtung der alliierten Kriegsanstrengungen abzulenken, und dass die Tausende von Luftaufnahmen nichts anderes als klug ersonnene Attrappen zeigten. Constance Babington-Smith beschreibt diese frühe Periode der Besorgnis und mangelnden Einmütigkeit als »eine Zeit bedrückender Verwirrung in der Geheimwaffenuntersuchung ... Eine Zeit, in der man im Dunkeln tastete und versuchte, in einem Sumpf Fundamente zu legen«.

Die Mehrheit schloss sich jedoch allmählich Duncan Sandys‘

beharrlicher Ansicht an, dass London ein neuartiger Angriff aus der Luft drohe. Herbert Morrison, der Innen- und Sicherheitsminister, sah sich bereits vor der Aufgabe, London in grossem Umfang evakuieren zu müssen. Irgend etwas musste geschehen, und zwar rasch. Am 29. Juni entschied Winston Churchill, der Empfehlung des Verteidigungsausschusses folgend, was geschehen solle. Peenemünde würde bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit vom Bomberkommando angegriffen werden. Es sollte sich dabei um ein rein britisches Unternehmen handeln, da man die Amerikaner einstweilen nicht vollständig über die Besorgnis unterrichten wollte, die die Sandys-Untersuchung hervorgerufen hatte.

Der Führungsstab des Bomberkommandos, nicht gerade begeistert über diesen recht unangenehmen Auftrag, entwarf sorgfältig seinen Angriffsplan. Der erste Vorschlag, drei Bomberwellen über das Ziel zu schicken, wurde abgelehnt. Überraschung sollte das Hauptmoment des Unternehmens sein. Die blossе Zerstörung der Arbeitsmöglichkeiten in Peenemünde war nicht genug. Diese seltsamen Objekte, die man unter den Vergrösserungsgläsern der Bildauswertereinheit entdeckt hatte, waren von Technikern geschaffen worden. Der einzig wirksame Weg, ihre Arbeit aufzuhalten, war der, so viele wie möglich von ihnen zu töten. Drei Angriffswellen konnten dieses Ziel nicht erreichen, weil die von der ersten Welle nicht getroffenen Männer vor der zweiten und dritten Schutz suchen würden, ehe diese ihre Explosiv- und Brandbomben abladen konnten.

Ein einziger massierter und tödlicher Schlag bei Mondschein wurde verlangt. Sein Hauptziel sollte sein, die Wissenschaftler und Ingenieure zu vernichten, die – so wurde argumentiert – schutzlos in der Peenemünder Anlage schlafen würden.

2 Beim Mondschein

Generalmajor Dornberger, der vom deutschen Heer mit der Raketenentwicklung betraute Offizier, legte die Nachtschizgarre weg und verliess das Kaminzimmer in Peenemünde. Dann ging er durch die Verdunkelung in sein Quartier.

Der 17. August 1943 war ein anstrengender Tag für ihn gewesen. Die Sonne hatte auf den weissen Sand der Ostseeküste gebrannt und den Boden von Usedom in einen dampfenden Hexenkessel verwandelt. Und als ob diese lähmende Schwüle noch nicht genug gewesen wäre, hatte es am Nachmittag eine explosive Auseinandersetzung zwischen der Entwicklungs- und der Fertigungsabteilung gegeben, die das Raketenprogramm zu gefährden drohte. General Dornberger hatte zwischen den beiden streitenden Gruppen gestanden. Er musste einen Ausweg aus den Engpässen der Produktion finden und dann die beteiligten Direktoren zu beschwichtigen suchen.

Später konnte er sich ein wenig entspannen bei dem Abendessen mit Dr. Wernher von Braun, seinem technischen Leiter, Dr. Ernst Steinhoff, dem Direktor des Bord-, Steuer- und Funkmesswesens, und Hanna Reitsch, der Testpilotin, die für diesen Abend der Gast war. Doch nun fühlte sich Dornberger wieder müde, als er durch die schwüle Nacht schlenderte und daran dachte, dass das Luftfahrtministerium vor einigen Tagen vor einem möglichen Luftangriff gewarnt hatte. Als er die Gästeunterkünfte erreichte, in denen er wohnte, wenn er von seinem Amtssitz in Berlin herüberkam, ertönte das jammernde Heulen des Voralarms.

Er war nicht das erste Mal in Peenemünde zu hören, denn die britischen Bomber gruppierten sich üblicherweise über der Ostsee, ehe sie die 150 Kilometer südwärts nach Berlin flogen, – Dornberger war deshalb nicht übermässig beunruhigt. Peenemünde war noch nie angegriffen worden, da es ein schlechtes Ziel bot, lang und schmal, wie es sich an der Küste hinzog; ausserdem wurde es von Nachtjägern, schwerer Flak und Nebelgeräten ver-

teidigt und lag ausserhalb der Reichweite der britischen Nachtjäger und Funkleitstrahlen. Das bedeutete, dass die Bomber ohne Schutz und bei Mondschein einfliegen mussten. Und schliesslich war das gesamte Peenemünder Gebiet auch in dieser Nacht strikt und ausnahmslos verdunkelt.

Doch da bemerkte Dornberger, dass die Verdunklung kaum wirksam war, da das schwache, aber zunehmende Licht des Mondes, des Vollmondes, unheimlich die Dächer der getarnten Gebäude beleuchtete. Er rannte in sein Zimmer und rief die Luftschutzbefehlsstelle an.

«Sammlung feindlicher Verbände über der mittleren Ostsee im Raume nördlich Rügen», wurde ihm gemeldet *.

«Anflugrichtung?»

«Noch nicht bekannt.»

Dornberger nahm an, dass es sich auch heute um einen Angriff auf Berlin handelte. Jedenfalls konnte er selbst nichts weiter tun. Er ging, mit seinen Gedanken beschäftigt, zu Bett.

Wenn Duncan Sandys diese Gedanken hätte lesen oder vom Geheimen Nachrichtendienst die Biographie dieses unbekannten Generalmajors hätte bekommen können, der *Wa-Prüf II*, eine Abteilung in der «Amtsgruppe für Entwicklung und Prüfung» des Heereswaffenamts, leitete, dann hätte er weiter nichts gebraucht, um das Geheimnis von Peenemünde zu enträtseln. Und Sandys' ohnehin schon grosse Besorgnis hätte sich vervielfacht.

Dornberger war in der kleinen Universitätsstadt Giessen, wo sein Vater Apotheker war, geboren. Ursprünglich wollte er Architekt werden, doch im August 1914 meldete er sich freiwillig zum Heer und wurde im Oktober 1918 als Artillerieleutnant von der 2. Division des amerikanischen Marinekorps gefangengenommen und den Franzosen übergeben. Er brachte zwei Jahre in einem französischen Kriegsgefangenenlager zu, den grössten Teil in Einzelhaft wegen seiner häufigen Ausbruchsversuche.

Als er in das besiegte Deutschland der Inflation und Arbeitslosigkeit zurückkehrte, stellte er fest, dass dort keine Nachfrage

* Hier wurde benutzt: Walter Dornberger, V 2 – *Der Schuss ins Weltall*, Esslingen 1952.

für junge Offiziere bestand, die nichts gelernt hatten. Er war glücklich, in die durch den Vertrag von Versailles auf 200'000 Mann beschränkte Reichswehr übernommen zu werden. Er besuchte die Technische Hochschule in Berlin, an der er nach fünf Jahren zum Dr. Ing. promovierte. Danach wurde er in die artilleristische Abteilung des Heereswaffenamts versetzt. Das war kein Zuckerlecken, da der Versailler Vertrag Deutschland den Bau von Artillerie mit mehr als acht Zentimeter Kaliber ausdrücklich verbot. Doch über Raketen sagte der Vertrag nichts. Im Jahr 1930 erhielt Hauptmann Dornberger einen Auftrag, den viele ehrgeizige Berufsoffiziere als unwichtig, undankbar und ein wenig lächerlich betrachteten: er sollte aus dem Nichts eine Raketenwaffe aufbauen.

Dornberger errichtete in Kummersdorf-West, etwa dreissig Kilometer südlich von Berlin, eine Versuchsstelle. Er sicherte sich die Mitarbeit junger Raketenfachleute, die als Zivilisten keine Unterstützung von Banken oder der Privatindustrie für ihre primitiven Experimente erhalten konnten. Am 1. Oktober 1932 stellte Dornberger einen zwanzigjährigen Studenten, Wernher von Braun, als seinen technischen Assistenten ein.

Hitler ergriff 1933 die Macht, doch sein lebhaftes und scharfsichtiges Interesse für Waffen erstreckte sich nicht auf Raketen. Abgesehen von einem einzigen kurzen Besuch liess er Dornberger und die Kummersdorfer Einrichtung unbeachtet. Doch im Jahre 1934 erlebte General von Fritsch, der Oberbefehlshaber der Reichswehr, einen erfolgreichen Raketenabschuss mit und verstärkte seine Unterstützung dieser Versuche. Sein Nachfolger, General von Brauchitsch, verlegte die neunzig Mann umfassende Organisation Dornbergers in die neue und ausgedehnte Anlage in Peenemünde, wo die Rakete mit dem Kennbuchstaben A in kurzer Zeit ermutigende Fortschritte machte *.

Hitler wartete bis zu einem feuchtkalten Märztag des Jahres 1939, ehe er sich wieder ansah, was Dornberger vorzuweisen hatte; doch auch dann besuchte er nicht Peenemünde, sondern die

* A bedeutete Aggregat, eine völlig harmlose Bezeichnung, aus der kaum etwas zu entnehmen war. Das A 1, das etwa 40 kg wog und etwa 1,25 m lang war, wurde 1933 gebaut. A 4 war das vierte Modell dieser Serie.

alte Einrichtung in Kummersdorf. Von Braun wollte Hitler erklären, dass die Rakete eines Tages für Raumfahrten benutzt werden könne, doch Dornberger war klug genug, ihm davon abzuraten. Die beiden Männer führten Hitler herum und beschränkten sich auf die militärischen Möglichkeiten der Langstreckenrakete, die sich noch im Entwicklungszustand befand. Hitler, der gebräunt und gesund aussah, hörte höflich zu, doch Dornberger hatte den Eindruck, dass er nicht übermässig beeindruckt sei. Hitler war an Waffen interessiert, die man sofort einsetzen konnte, nicht in einer unbestimmten Zukunft. Nach den erfolgreichen Blitzkriegen der Jahre 1939 und 1940 in Polen und Frankreich nahm Hitler persönlich der Heeresanstalt Peenemünde die so wichtige hohe Dringlichkeitsstufe. Diese Entscheidung könnte ihn den Sieg gekostet haben.

Jedesmal wenn Dornberger an diese Entscheidung dachte, geriet er in Wut. Im August 1943 drängte man ihn, ein überstürztes Programm durchzuführen, da sich mittlerweile gezeigt hatte, dass die konventionellen Waffen nicht zum Ziel führten. Wenn jedoch der Führer im Jahre 1940 Peenemünde die höchste Dringlichkeitsstufe nicht genommen hätte, wäre die Rakete jetzt einsatzbereit gewesen. Aber glücklicherweise waren nicht alle Erinnerungen Dornbergers so entmutigend. Er dachte gern an den strahlenden, wolkenlosen 3. Oktober 1942, als er am Mittag auf dem Dach des Messhauses gestanden und einen Befehl in das Handmikrophon gerufen hatte: «Start frei!» Nach zwei vorhergehenden Misserfolgen war ein A4 von seinem Abschusstisch fast 90 Kilometer hoch aufgestiegen, hatte eine Geschwindigkeit von 5'400 Stundenkilometer erreicht und das annähernd 200 Kilometer entfernte Ziel getroffen.

Dornberger hatte an jenem Abend ein kleines Fest für Walter Thiel, von Braun, Steinhoff, Hermann Oberth und einige andere führende Männer gegeben. Sie waren alle ein wenig angeheitert gewesen, aber es hatte schliesslich Grund zum Feiern bestanden. Der Versuch an jenem Tag hatte bewiesen, dass die Fernrakete ein durchführbarer Plan war. Und da dieses A 4 gleichzeitig das erste vom Menschen geschaffene Objekt war, das die Grenzen des

Weltraums erreichen konnte, bewies es, dass die Kraft der Rakete für die Weltraumforschung brauchbar war.

Dornberger hatte eine kurze Ansprache gehalten und darin gesagt: «Dieser 3. Oktober 1942 ist der erste Tag der Raumschiffahrt!» Dann erinnerte er seine Mitarbeiter daran, dass es ihre erste Aufgabe sei, die Rakete als Waffe zu vervollkommen. Er mahnte von Braun, der zur Überschwenglichkeit neigte, dass das Kopfzerbrechen jetzt keineswegs vorüber sei, sondern nun erst richtig anfangen müsse. Dennoch war er an jenem Abend mit der festen Überzeugung ins Bett gegangen, dass er alles schaffen werde, was nötig sei, um das A 4 in Serienfertigung zu geben.

Mit dem Kopfzerbrechen hatte er recht gehabt. Die höchste Dringlichkeitsstufe wurde der Rakete nicht wieder zugeteilt. Das erforderliche Material und die benötigten Techniker wurden nur langsam zugewiesen, und die Einmischungen der Parteibürokratie brachten weitere Verzögerungen mit sich.

Doch Dornberger besass einen Freund an hoher Stelle. Immer wieder drängte er Albert Speer, den Rüstungs- und Munitionsminister, der die Arbeit an der Rakete klug unterstützt hatte, bei dem einzigen Mann in Deutschland, der das A 4 zu einer einsatzfähigen Waffe machen konnte, zu intervenieren. Im März 1943 verhandelte Speer deshalb mit Hitler und berichtete Dornberger, dass der Führer noch immer kein Interesse daran habe, das Raketenprogramm entschieden zu fördern. Der Grund, den Speer dafür angab, machte Dornberger bestürzt und wütend: «Der Führer hat geträumt, dass kein A4 jemals England erreichen könne.»

Doch der Führer musste auch noch andere Träume gehabt haben, meinte Dornberger, denn am 7. Juli 1943 forderte Speer Dornberger, von Braun und Steinhoff auf, nach Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen, der «Wolfsschanze», zu fliegen und alles mitzunehmen, was für das A4 sprechen konnte, einschliesslich des Films von dem erfolgreichen Abschussversuch am 3. Oktober 1942.

In der «Wolfsschanze» liessen sie den Film ablaufen, und von Braun gab den Kommentar dazu. Diesmal war der Führer beeindruckt. Im Gegensatz zu der letzten Begegnung im März 1939 wirkte Hitler jetzt wie ein müder Mann mit gebeugtem Rücken,

fallenden Schultern, verzerrtem und blassem Gesicht. Doch seine Augen erschienen immer noch strahlend und seltsam hypnotisierend, als er am Ende des Films auf Dornberger zueilte, ihm die Hand schüttelte und sagte: «Warum habe ich nicht an den Erfolg Ihrer Arbeiten glauben können? Wenn wir diese Raketen schon 1939 gehabt hätten, dann wäre es nicht zum Kriege gekommen.» Später setzte er hinzu: «Ich habe in meinem Leben nur zwei Männern Abbitte zu leisten. Der eine ist Feldmarschall von Brauchitsch. Ich habe nicht auf ihn gehört, als er immer und immer wieder auf die Bedeutung der von Ihnen betriebenen Entwicklung hingewiesen hat. Und der zweite sind Sie. Ich habe nicht geglaubt, dass Ihre Arbeiten Erfolg haben könnten.»

Peenemünde erhielt die höchste Dringlichkeitsstufe im Dritten Reich. Diese Einstufung war kein reiner Segen für Dornberger. Er wurde plötzlich aufgefordert, die verlorenen Jahre einzuholen und eine einzigartige wissenschaftliche Leistung angesichts der kriegsbedingten Engpässe, des ständigen Vorrückens der alliierten Armeen und der Gefahr schwerer Luftangriffe zu erbringen. Selbst in Friedenszeiten, in der Stille eines mit allem notwendigen Material ausgestatteten Laboratoriums, wäre es schwer gewesen, die Hoffnungen des Führers zu erfüllen, die jetzt so übertrieben hochgeschraubt waren, dass er glaubte, den Krieg mit diesen Wunderwaffen, wie das Propagandaministerium sie bereits nannte, gewinnen zu können.

Dornberger war ein hochqualifizierter, zum Dr.-Ing. promovierter Raketenspezialist, aber daneben auch Berufssoldat; deshalb konnte er nicht daran glauben, dass sich die militärische Lage grundlegend durch Raketen, die eine Tonne Sprengstoff 250 km weit befördern könnten, ändern lasse. Allerdings bestand, wenn man die A-4-Versuchsmodelle innerhalb eines halben oder ganzen Jahres als strategische Waffen von den Fertigungsbändern rollen lassen könnte, die Möglichkeit, ein militärisches Patt zu erzielen und die in England massierten Invasionstruppen daran zu hindern, den europäischen Kontinent zu erreichen. General Dornberger war bereit, zu tun, was er konnte, um diese Ziele zu erreichen – falls man es ihm erlaubte.

Anfang April 1943 * hatte Dornberger einen Besucher gehabt. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler selbst war zum erstenmal in Peenemünde erschienen, obwohl es sich bei dem Gelände um Anstalten des Heeres und der Luftwaffe handelte und die SS ausser ihren Wachverpflichtungen dort keine Verantwortung trug.

Himmler wirkte auf Dornberger nicht so beunruhigend wie auf die meisten andern Leute. Der SS-Führer hatte auf ihn den Eindruck eines guten Zuhörers und sanften Mannes gemacht, der mit seinem Klemmer wie ein Dorfschullehrer aussah und ein stilles Lächeln um die dünnen Lippen trug. Der Reichsführer SS hatte sich ruhig umgesehen und, als er abfuhr, gesagt: «Ich interessiere mich sehr für Ihre Arbeiten. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Ich werde wiederkommen.»

Er kam tatsächlich wieder. Am Abend des 29. Juni 1943 traf er in seinem kleinen Pkw ein, den er selbst fuhr. Nach dem Abendessen hielt er Dornberger, von Braun und einigen andern leitenden Männern von Peenemünde einen fünfstündigen Monolog über Geschichte, Philosophie und die Ziele des Krieges. Am nächsten Tag erlebte er zwei Versuchsstarts des A4 mit; der erste war ein Versager, während der zweite erstaunlich erfolgreich wurde. Er bot sich an, bei Hitler zugunsten Peenemündes Fürsprache einzulegen, und Dornberger gewann wieder den Eindruck, dass er ein liebenswürdiger, nicht von Gefühlsüberschwang geleiteter Mann sei.

Zwischen Himmlers erstem und zweitem Besuch war es jedoch zu unangenehmen Ereignissen gekommen. Dornbergers Freund Leo Zanssen, seit mehreren Jahren Kommandeur von Peenemünde, Oberst und Berufsoffizier von untadeliger Führung, war aufgrund von Anschuldigungen entlassen worden, die Himmler selbst erhoben hatte. Und Dornberger hatte weiter gehört, dass gewisse SS-Offiziere, die nichts von Raketen verstanden, behaupteten, er sei verantwortlich für die Verzögerungen im Raketenprogramm, das er selbst aufgebaut und seit dreizehn Jahren geleitet hatte.

Was hatte der Reichsführer SS im Sinn? Was ging hinter sei-

* Aus den Peenemünder Aufzeichnungen geht hervor, dass dieser erste Besuch bereits im Dezember 1942 stattfand. Vgl. David Irving, *Die Geheimwaffen des Dritten Reiches*, Gütersloh 1965. A. d. Ü.

nem unergründlichen Äusseren vor sich? Das A-4-Programm war eine Sache des Heereswaffenamts und wurde von Dornberger als Offizier des Heeres geleitet. Dornberger wusste natürlich, dass auch die SS ein Waffenamt besass und überall im Dritten Reich die traditionellen Funktionen des Heeres Schritt für Schritt zu übernehmen versuchte.

Falls Himmler Absichten auf Peenemünde hatte, würde er in Dornberger einem hartnäckigen Hindernis begegnen. Mit 48 Jahren war Dornberger ein stämmiger Mann mittlerer Grösse, glattrasiert, mit rötlicher Hautfarbe, eisengrauem Haar und einer beginnenden Glatze. Nur einige wenige seiner vertrautesten Mitarbeiter wussten, dass das dünn werdende Haar und die faltenlose Haut Beweise für seine Widerstandsfähigkeit und für seine Zugehörigkeit zum engsten Kreis der Raketenpioniere waren.

Im Jahr 1932 hatte er auf dem Versuchsgelände Kummersdorf einen Fehler gemacht. Wenn etwas getan werden musste, hatte er es immer eilig; und damals hatte er versucht, eine massive Rakete mit Pulverladung zu zerlegen, – er benutzte Meissel und Hammer aus Stahl, statt aus Kupfer. Als Dornberger an der Rakete arbeitete, entzündeten Funken von dem Stahl das Pulver, und die Ladung flog ihm ins Gesicht.

Die Ärzte im Berliner Krankenhaus sagten, er werde es nicht überleben, und das sei nur ein Segen. Die Verbrennungen waren grässlich und überschritten weit die Behandlungsmöglichkeiten und die Fähigkeiten der Chirurgen jener Zeit. Dornberger verbrachte ein Jahr im Krankenhaus, völlig allein, nur mit einem Burschen. Die beiden brauten gemeinsam ein Hausmittel für die Behandlung von Brandwunden.

Zehn Stunden lang bestrich der Bursche jeden Tag Dornbergers Gesicht und Arme geduldig mit Butter, dann zog er mit der Pinzette die Hunderte von schwarzen Pulverflecken aus seiner Haut, einen nach dem andern. Dornberger wurde gesund und leitete das Raketenprogramm weiter. Seine rötliche faltenlose Haut weckte in den Menschen, die ihm zum erstenmal begegneten, den Eindruck, dass er ohne jede Sorge leben könne. Doch ein Mann, der eine Raketenexplosion überleben konnte – so mochte Dornberger gedacht haben –, konnte auch Himmler überleben.

Die Luftschuttsirenen heulten immer noch Voralarm, als Dornberger in einen tiefen Schlaf sank, fünf Minuten nachdem er sein Zimmer betreten hatte. Es war kurz nach Mitternacht.

Wernher von Braun schlief ebenfalls. Er hatte das Kaminzimmer mit Hanna Reitsch und Dr. Ernst Steinhoff verlassen, der als Leiter der Abteilung Steuer- und Messgeräte zu den wichtigsten Leuten in Peenemünde gehörte. Steinhoff war in die Wohnsiedlung gegangen, wo er mit seiner Familie lebte. Von Braun, der Junggeselle, hatte Hanna Reitsch zu dem Wagen begleitet, der sie zum Gästehaus der Luftwaffen-Erprobungsstelle, das etwa fünf Kilometer entfernt lag, bringen sollte. Fräulein Reitsch, die einzige Zivilistin, die je das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten hatte, sollte am nächsten Morgen einen Versuchsflug mit der neuen Messerschmitt-Maschine Me-163 unternehmen, einem völlig neuen, revolutionären Jägertyp mit Raketenantrieb. Von Braun kannte Hanna Reitsch, seit sie beide im Jahre 1932 an einem Segelfliegerkurs für Fortgeschrittene teilgenommen hatten. Er wünschte ihr Hals- und Beinbruch für den gefährlichen Versuchsflug und eilte in seine Wohnung. Auch er hatte den Voralarm gehört, doch kaum darauf geachtet, und war dann schlafen gegangen. Da er Zivilist war, gehörten Luftschutzmassnahmen nicht zu seinem Aufgabenbereich. Mit 31 Jahren war er der technische Direktor der Heeresversuchsstelle Peenemünde und hatte genügend eigene Probleme.

Einen Kilometer von Brauns Junggesellenquartier entfernt lag die Siedlung, in der 4'000 deutsche Techniker mit ihren Familien lebten, darunter Dr. Steinhoff und Dr. Walter Thiel. Thiel, seine Frau und ihre vier Kinder schliefen bereits seit drei Stunden. Die Arbeit begann morgens um sieben, und Thiel sorgte dafür, dass er dann ausgeschlafen war. Er hatte einen entscheidenden Posten. Er war für den Raketenantrieb verantwortlich, hatte das Triebwerk des A4 entwickelt und musste es nun verbessern. Die Familie Thiel schlief fest. Der einzige Laut in dem behaglichen zweistöckigen Haus in der Nähe der Ostseeküste kam von den Fenstervorhängen, die im leichten Wind flatterten.

Südlich vom Haus Thiels, in einem im Wald versteckten Lager,

schliefen 500 russische Kriegsgefangene, die für Strassenbau und andere schwere Arbeiten eingesetzt wurden, seit neun Uhr. Abermals südlich von ihnen, in den Baracken des Lagers Trassenheide, wo 600 polnische Zivilisten als Zwangsarbeiter untergebracht waren, dürften mindestens zwei der Polen nicht geschlafen haben. Das waren die Männer, die Skizzen von Peenemünde und Berichte über das, was sie dort gesehen hatten, an die Abwehr der «Polnischen Heimatarmee» geschmuggelt hatten. Als Belohnung für ihre Arbeit hatten sie die Anweisung erhalten, Peenemünde in dieser Nacht zu verlassen. Das Lager Trassenheide war jedoch von Posten der SS mit Maschinenpistolen, von elektrisch geladenem Stacheldraht und von Dobermannpinschern umgeben. Ein Versuch, hier zu entfliehen oder auch nur die andern Polen zu warnen, hätte kein anderes Ergebnis gehabt, als den Argwohn der SS zu erregen, dass etwas Ungewöhnliches vor sich gehe.

Das britische Bomberkommando hatte den Auftrag erhalten, das vermutliche Zentrum der deutschen Geheimwaffenentwicklung bei der «ersten günstigen Gelegenheit» zu vernichten. Diese Gelegenheit kam in dieser Nacht des 17. August 1943. Abends 9 Uhr 50 englischer Zeit überflogen Oberst J. H. Searby und seine sechsköpfige Besatzung in ihrer Lancaster-Maschine die Norfolk-Küste. Ihnen folgten 597 schwere Bomber vom Typ Lancaster und Halifax.

Nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan flog Searby hoch über Dänemark und ging dann so tief auf die mondbeschienene Ostsee hinunter, dass er die kleinen weissen Schaumkronen auf dem Wasser sehen konnte. Später berichtete er, dass «ein tief über dem Meer fliegendes Flugzeug selbst bei hellem Mondschein nicht leicht zu sehen ist; für die grossen Radargeräte auf dem Festland flogen wir viel zu tief, als dass sie uns hätten ausmachen können». Kurz vor Mitternacht erreichte Searby den schmalen Landvorsprung der Insel Usedom, auf dessen Nordspitze Peenemünde liegt.

Es war eine schöne Sommernacht, klar bis auf wenige Wolkenfetzen. Searby war darüber unterrichtet worden, dass Nachtjäger und schwere Flakbatterien das Ziel verteidigen würden. Es musste ein ver-teufelt wichtiges Ziel sein, wenn es ein so ausgedehntes Unternehmen

ohne Jagdschutz rechtfertigte, mag Searby wohl gedacht haben. Vor dem Abflug hatte er Berichte über den Angriff der Amerikaner auf Regensburg und Schweinfurt an diesem Tag bekommen. Der Angriff hatte mit der Morgendämmerung begonnen, an einem hellen sonnigen Augusttag und ohne Jagdschutz, weil die Jäger ebenso wenig bis Schweinfurt und Regensburg wie nach Peenemünde fliegen konnten. Sechzig schwere amerikanische Bomber waren von diesem Unternehmen nicht zurückgekehrt.

Luftmarschall Sir Arthur Harris, der Kommandeur des Bomberkommandos, hatte jedoch sehr deutlich erklärt, wie wichtig dieser nächtliche Angriff auf Peenemünde sei, so wichtig, dass er, falls das Unternehmen ein Misserfolg würde, so oft wiederholt werden müsse, bis das Ziel ausradiert sei. «Bomber»-Harris wusste, warum Peenemünde so wichtig war, doch den Mannschaften hatte man aus Geheimhaltungsgründen lediglich gesagt, dass dort «ein besonderes Radargerät» hergestellt werde und dass Peenemünde aus diesem Grund zerstört werden müsse.

Oberst Searby war zum «Bombermaster» ernannt worden; die deutschen Flieger nannten den Vertreter dieses Amtes gern «Zeremonienmeister». Es war seine Aufgabe, das Ziel anzufliegen und während des ganzen Angriffs darüber zu kreisen und die Bomberflotte über Sprechfunk einzuweisen. Drei stellvertretende Bombermaster waren bestimmt worden, die ihn ersetzen sollten, «falls wir», wie er trocken notiert hatte, «nicht in der Lage wären, die Arbeit infolge feindlichen Eingreifens durchzuführen».

Vor Searby flog eine Kette Mosquito-Maschinen, die nicht eine einzige Bombe über Peenemünde warf, sondern den südlichen Kurs der früheren Angriffe auf Berlin nahm. Die Nachtjäger der deutschen Luftwaffe fielen auf den Trick herein und brausten hinter den Mosquitos her, um sie abzufangen, ehe sie die Hauptstadt erreichten, – so blieb Peenemünde ohne Jägerverteidigung. Als dann die Pfadfindermaschinen, deren Aufgabe es war, das Ziel zu beleuchten und die einzelnen Abwurfpunkte zu markieren, ihre weissen, gelben, grünen und roten Leuchtbomben setzten, bog Searby hinaus über das Meer, schwang herum und führte den Hauptverband herein. Er sah, wie die

ersten Fetzen des Nebelschirms über das Zielgebiet trieben und Flakgranaten vor seiner Lancaster-Maschine barsten. Die Deutschen hatten endlich begriffen, was ihnen bevorstand.

«Wir waren nun bereit», berichtete Searby, «das Unternehmen zu beginnen.»

General Dornberger wurde von einer gewaltigen Explosion geweckt. Er fuhr auf und sah, dass sein Bett mit Glassplittern von den Fensterscheiben bedeckt war. Er hörte das Flakfeuer, griff nach dem Telefon auf seinem Nachttisch und rief den Befehlsbunker an. Besetzt. Er sprang aus dem Bett, zog den Uniformrock über den Schlafanzug und lief in Pantoffeln über den Teppich von Glasscherben in die Nacht hinaus. Er wurde von einem Bild begrüßt, das, wie er später berichtete, «von unheimlicher, grausiger Schönheit war».

Scheinwerfer suchten den sternbedeckten Nachthimmel ab. Die Nebelgeräte rund um Peenemünde waren zu spät eingesetzt worden, um voll wirksam zu sein, doch nun mischten sich die dahintreibenden Nebelschleier mit dem Glanz des Vollmonds und den Regenbogenfarben der fallenden Zielfeuerbomben. Überall die roten Zungen brüllender Brände. Eine lärmende Sinfonie von Flakfeuer, explodierenden Bomben und dem stetigen Dröhnen der viermotorigen Flugzeuge schlug Dornberger in die Ohren. Er fragte sich ärgerlich, wo die Nachtjäger seien, während er zum Befehlsbunker eilte.

Vor dem Betonbunker sah er von Braun, das blonde Haar weiss von Asche, das breite Kinn aufwärts gereckt. Eine Brandbombe barst und zischte über ihren Köpfen dahin; sie sprangen in den langen, hell beleuchteten Raum hinunter, der voll war von Menschen, aus dem Schlaf gerissen und hastig angekleidet. Dornberger rief die Luftschutzbefehlsstelle an und erhielt eine Meldung, die seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte. Es handelte sich um einen Grossangriff. Er gab seine Befehle: «Braun, Sie übernehmen sofort mit sämtlichen Männern des Bunkers – auch den Bauarbeitern der Luftwaffe – das Konstruktionsgebäude! Versuchen Sie, das Feuer auf das Dachgeschoss zu beschränken. Falls Sie das Feuer nicht eindämmen können, sorgen Sie dafür,

dass die Akten und Zeichnungen herausgeholt werden. Ohne Rücksicht auf das Fortdauern des Luftangriffs!»

Von Braun wusste, wie wichtig das Material im Konstruktionsbüro war, und lief ohne ein Wort hinaus in die flammende, donnernde Nacht. Der Schweiss strömte ihm vom Gesicht im Inferno der zuckenden Flammen, und hin und wieder wurde er von den Schockwellen der berstenden Bomben zu Boden gerissen. Er wich Trichtern und herabfallenden Stücken rotglühenden, verbogenen Metalls aus und rannte weiter, um die Papiere zu retten, die dreizehn Jahre seiner Lebensarbeit darstellten. Hinter ihm her, durch die gespenstischen Wolken der Nebelschleier und des Rauchs von den rasenden Feuern, liefen die Helfer, die Gesichter geschwärzt und unkenntlich von dem umherwirbelnden Russ.

Dornberger folgte von Braun aus dem Bunker und wandte sich in andere Richtung, um Messhaus, Montagewerkstatt, Versuchsserienwerk und Gästehaus zu inspizieren, in dem er vor kaum einer Stunde noch fest geschlafen hatte. Plötzlich fiel ihm ein, dass in diesem Haus seine sämtlichen Familienpapiere, die Briefmarkensammlung und die Jagdgewehre lagen, die er aus Berlin heraufgebracht hatte, um sie sicher auf dem Land unterzubringen.

Er kletterte durch ein Badezimmerfenster hinein und bahnte sich durch Trümmer den Weg zu seinem Schlaf- und Wohnzimmer. Alles, was er greifen konnte, warf er durchs Fenster hinaus ins Freie. Als er sich, die Gewehre und Jagdausrüstung im Arm, umdrehte, sprang die Tür auf, und eine gewaltige Stichflamme griff nach ihm. Er liess alles fallen, hüllte sich in eine Decke und sprang aus dem Fenster.

Über ihm kreiste Oberst Searby und überlegte, wann die abgelenkten Nachtjäger zurückkehren und zuschlagen würden. Er dachte daran, dass die Helligkeit der Nacht, die strahlende Beleuchtung durch Brände und Vollmond und dazu die ungewöhnlich geringe Angriffshöhe – 2'500 m – der deutschen Luftwaffe die Möglichkeit geben mussten, eine Rekordzahl von Abschüssen zu erzielen.

Er flog über dem Zielgebiet hin und her, leitete die Bomberverbände, schätzte die Ergebnisse ab, verbesserte die Zielmarkie-

rung. Als Einsatzzeit war Mitternacht befohlen gewesen, und pünktlich fielen die ersten gelben Markierer, gefolgt von einem leuchtend roten Zielweiser auf das Wohngebiet, in dem nach Ansicht der Abwehr die Techniker lebten. Searby meinte, sie seien gut gesetzt, «genau ins Schwarze». Als die Flakgranaten rund um seine Lancaster-Maschine barsten, «beobachtete er den Fall der Spreng- und Brandbomben in guter Konzentrierung – Brände begannen und breiteten sich aus».

Der schlafende Dr. Walter Thiel, Leiter der Raketentriebwerk-Abteilung, seine Frau und ihre vier Kinder sahen die sich ausbreitenden Feuer nicht mehr. Eine Sprengbombe fiel genau Auf ihr Holzhaus und verwandelte es in ein flammendes Mausoleum.

Dr. Ernst Steinhoff, Leiter des Mess- und Steuerwesens, seine Frau und ihre drei Kinder rasten in den Keller ihres Hauses, kurz bevor es von einer Mine getroffen wurde. Das Haus stürzte über ihnen zusammen, doch hustend und nach Luft ringend blieben sie in dem engen Keller am Leben.

Hunderte von Ingenieuren und ihre Familien flohen aus der Wohnsiedlung hinaus in die Nacht. Sie sprangen in die Splittergräben vor ihren Häusern oder rannten über die Dünen nach Zinnowitz, während die Tausendpfünder und Phosphorbomben rund um sie herniederregneten.

Die russischen Kriegsgefangenen und die polnischen Zwangsarbeiter im Lager Trassenheide konnten nicht fliehen. Volltreffer setzten ihre Baracken in Brand und trieben die angstgehetzten Männer – viele von ihnen wurden von den zischenden Brandbomben in lebende Fackeln verwandelt – an die Stacheldrahtzäune. Als sie versuchten, durch den Draht zu klettern, piffen die SS-Posten sie zurück und hetzten, wenn sie nicht gehorchten, die Hunde auf sie oder schossen sie mit MG-Garben nieder. Während der Verwirrung beim Angriff entkam nicht einer der ausländischen Arbeiter, um der britischen Abwehr weitere Meldungen über Peenemünde zu geben, und die Berichte der beiden technisch ausgebildeten Mitglieder der polnischen Widerstandsbewegung hörten nach dieser Nacht auf.

Nachdem die Wohnsiedlung der Ingenieure und Wissenschaftler markiert und bombardiert und danach die Forschungsgebäude angegriffen worden waren, fiel es Searby schwer, die Wirkung des Angriffs zu beobachten, weil Flammen und dichte Rauchwolken vom Zielgebiet aufstiegen. Doch fünfzig Minuten nach Angriffsbeginn sah er, wie Lancaster- und Halifax-Maschinen rund um ihn explodierten und in Flammen auf gingen. Die deutschen Nachtjäger, die durch die Finte nach Berlin abgelenkt worden waren, hatten sich nun wieder über Usedom gesammelt. Es wurde Zeit, dem Bomberverband den Rückflugbefehl zu geben.

Searby kreiste zum letzten-, vierzehntenmal über dem Ziel und schwang dann tief über dem Wasser zum Meer hinaus. Seine Maschine wurde von einer Me-110 angegriffen, doch der deutsche Jäger war ein älteres Modell, und Searbys Heckschütze holte ihn mit einem guten Feuerstoss herunter. Viele andere in dem Verband der schweren Bomber waren nicht so glücklich. Mittlerweile hatten sich die Flakboote im Peenemünder Hafen auf die über ihnen davonfliegenden Maschinen eingeschossen und holten sich ihren Zoll. Der helle Mondschein, der den Bombenabwurf so sehr erleichtert hatte, bot nun den schnellen deutschen Nachtjägern gute Bedingungen für ihre Angriffe auf die langsamen Bomber, die nur von ihren eigenen Bordkanonen geschützt wurden. Searby gelangte zurück nach England, doch 40 Bomber der Royal Air Force mit 240 Mann Besatzung wurden von den deutschen Jägern und Flakgeschützen abgeschossen.

Der Angriff auf Peenemünde war in dem Bewusstsein unternommen worden, dass er gefährlich und verlustreich sein werde, – und diese Annahme bewahrheitete sich. Doch die Zurückkehrenden hatten den Eindruck, dass ihr Angriff erfolgreich war, und rühmten Bombermaster Searbys Technik. Major Huntley-Wood, der Kommandeur der Staffel 207, vermochte die Auswirkungen seiner eigenen Arbeit «infolge der Intensität der Bombenwürfe» nicht abzuschätzen. Doch er war der Ansicht, dass «das Ziel allem Anschein nach gut und richtig getroffen» worden sei.

Leutnant Fitzgerald von der gleichen Staffel, der den Schluss des Angriffs geflogen hatte, war optimistisch. «Ein zweiter Be-

such des Bomberkommandos in Peenemünde wird überflüssig sein», berichtete er, als er in seinem Fliegerhorst befragt wurde. Hauptmann Mickey MacMichelmore von der rhodesischen Staffel 44 fasste den Eindruck der von Peenemünde Zurückkehrenden vielleicht am besten zusammen: «Es ist ausgezeichnet zusammengeschmissen worden.»

3 Operation Crossbow (Armbrust)

In England wurde sofort mit der Analyse der Wirkungen des Angriffs begonnen. Die Schlüsse, zu denen man gelangte, waren optimistisch. Luftmarschall Sir Charles Portal, Stabschef der Luftwaffe, hatte den Eindruck, dass die Entwicklung in Peenemünde um mindestens sechs Monate verzögert worden sei. Diese Ansicht teilten alle alliierten Führer bis zum Ende des Krieges.

In Peenemünde machte General Dornberger Bestandsaufnahme. Seinen fachmännischen Augen erschien der Überraschungsangriff als schwerer Schlag. Die Strassen waren mit Schutt bedeckt, die Gebäude geschwärzt, Mengen von Trägern verbogen. Er schrieb später: «Der Tod hat hier reiche Ernte gehalten.» Aber die Arbeit wurde nicht für sechs Monate aufgehalten. Höchstens sechs Wochen, wenigstens entsprach das Dornbergers Schätzung am Tag nach dem Angriff. Von Braun war am Leben geblieben, und alle wichtigen Zeichnungen waren unbeschädigt. Die entscheidendsten Anlagen – der Windkanal, die Prüffelder, das Messhaus – waren nicht getroffen. «Der Sachschaden im Werk war gegenüber dem ersten Eindruck überraschend gering», berichtete Dornberger.

Die Siedlung dagegen, in der die 4'000 Ingenieure mit ihren Familien gelebt hatten, war schwer getroffen. Am 21. August 1943, einem sonnenklaren Samstag, wurde ein Trauergottesdienst von einem evangelischen Geistlichen und einem katholischen Priester gehalten. 700 verkohlte Leichen wurden in gemeinsamen Gräbern beerdigt, die man in der Nähe der Schwerbeschädigten Eisenbahnlinie ausgehoben hatte. Doch Dornberger vermerkte, dass die Mehrzahl der Getöteten russische Kriegsgefangene und polnische Arbeiter aus dem Lager Trassenheide waren. Von den deutschen Technikern waren 178 Mann umgekommen. Doch allein Dr. Walter Thiel mit seinen einzigartigen Kenntnissen in der Konstruktion von Raketenantrieben würde schwer

zu ersetzen sein. Dornberger unterschätzte aber die Bedeutung des Angriffs keineswegs. Die Briten konnten zwar nicht genau wissen, was in Peenemünde vor sich ging, doch sie mussten so viel erfahren haben, dass sie bereit waren, einen ungemein hohen Preis für seine Zerstörung zu zahlen. Es war ihnen diesmal nicht gelungen, aber ihre Bomber würden wiederkommen, wenn nicht umfangreiche Änderungen vorgenommen wurden.

In Zukunft würde man deshalb nicht mehr versuchen, Raketen in Peenemünde selbst herzustellen, die Fertigung sollte in den Südharz verlegt werden. Der Windkanal für Überschallgeschwindigkeiten würde nach Kochel in den Bayrischen Alpen transportiert werden. Abschussversuche und die Ausbildung der Einsatztruppen konnte man in Polen durchführen, das ausserhalb der Reichweite schwerer Bomber lag. Ein Teil der Versuche und die gesamte Entwicklung konnten in Peenemünde fortgesetzt werden, aber die Siedlung würde man aufgeben und die Techniker über die ganze Insel Usedom verstreut unterbringen. Man wollte nur die wichtigsten Gebäude ausbessern; tagsüber musste die gesamte Tätigkeit auf die geschlossenen Räume beschränkt bleiben, und Tarnanlagen sollten Aufklärungsflugzeuge irreführen. Es wurde nichts unterlassen, um den Eindruck zu erwecken, dass Peenemünde völlig zerstört worden sei. Die Massnahmen hatten so grossen Erfolg, dass die Bomber im Lauf der nächsten neun Monate nicht wiederkamen.

Dornbergers Raketenprogramm war jedoch nicht das einzige Objekt, das an der Küste der westlichen Ostsee entwickelt wurde. Was Peenemünde wirklich bedeutete, ging den Alliierten erst nach der Invasion in der Normandie auf, und die letzten Geheimnisse blieben bis zum Kriegsende gewahrt. Duncan Sandys hatte recht gehabt, als er Peenemünde als Mittelpunkt der deutschen Geheimwaffenentwicklung bezeichnete. Aber es war nicht eine einzige Anlage, sondern sie bestand aus zwei voneinander unabhängigen Einrichtungen.

Peenemünde-West, die Erprobungsstelle der Luftwaffe, befand sich etwa fünf Kilometer von Dornbergers Anlage entfernt und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Entwicklung bemannter und unbemannter Strahlflugzeuge. Die Me-163 und andere Typen bemannter

Düsenflugzeuge waren sehr viel weiter entwickelt als alles, was die Alliierten aufzuweisen hatten, aber sie waren im eigentlichen Sinn keine Geheimwaffen. Eine Geheimwaffe war dagegen ein anderes Luftwaffenprojekt, die Fi-103. Dieses winzige unbemannte Flugzeug wurde schliesslich in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs bekannt als Fliegende Bombe, Dudelwanze, Kirschkern, Flügelrakete, Flakzielgerät 76 und V1. Ihr Entwicklungszentrum war aus dem Angriff vom 17. August völlig unbeschädigt hervorgegangen.

Der andere Teil von Peenemünde war die vom Heer betriebene Versuchsanstalt. Hier arbeiteten Dornberger und von Braun an etwas völlig anderem und weit Komplizierterem – einer flügellosen Langstreckenrakete, die von der britischen Abwehr «Big Ben» und von der Geschichte V 2 genannt wurde. Mit der V 1 hatte sie nicht das Geringste zu tun, höchstens dass sie die zweite in einer langen Reihe – wie Hitler hoffte – von Vergeltungswaffen sein sollte; den Namen Vergeltungswaffe – V1 und V 2 – hatte man in Goebbels' Propagandaministerium ausgeheckt.

Die V1 der Luftwaffe war weiter nichts als ein genial ersonnenes Lufttorpedo mit Tragflächen. Auf der andern Seite war die V 2 des Heeres der erste echte ferngelenkte Flugkörper * der Welt. Sie stand bedrohlich da als eine völlig neue und entsetzen-erregende Waffe, weil sie anders als die V1 mit Überschallgeschwindigkeit flog; wenn sie einsatzbereit war, würde sie sich ihrem Ziel geräuschlos und ungesehen nähern, – deshalb konnte es mit den damaligen Abwehrmitteln keine Verteidigung gegen sie geben.

Zwischen Luftwaffe und Heer gab es viel störende und die Arbeit verzögernde Rivalität im Hinblick auf die jeweiligen Vorzüge der beiden Geheimwaffen. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, forderte, dass die V1 Vorrang vor der V 2 erhalte, weil sie etwa die gleiche Reichweite habe, etwa die gleiche Menge Sprengstoff befördern könne und wegen ihres einfachen Mechanismus in der Serienfertigung nur ein Zehntel der V 2 koste. Damit blieben zwar die breiteren Möglichkeiten der V 2

* Zwar wurden einige Stücke als «fern-gelenkte Raketen» eingesetzt, doch überwiegend handelte es sich um ein Gerät mit selbsttätiger Steuerung. A. d. U.

ausser Acht, aber immerhin hatte Göring berechtigte Gründe für seine Forderung.

Der Ausschuss für Fernschiessen war am 26. Mai 1943 in Peenemünde zusammengekommen, um zu entscheiden, welche der beiden Geheimwaffen – im Hinblick auf den zunehmenden Mangel an Rohstoffen und ausgebildeten Technikern – produziert und welche eingestellt werden sollte. Es war für Dornberger ein sorgenvoller Tag gewesen, da man ihm möglicherweise das ganze Raketenprogramm hätte streichen können. Doch während der Vergleichsversuche hatte die V1 gewisse technische Schwierigkeiten nicht überwinden können, während mit der V 2 zwei fehlerlose Starts möglich waren. Es wurde beschlossen, beide Waffen in Serienfertigung gehen zu lassen und sie, wenn möglich, nebeneinander einzusetzen.

Von diesen Einzelheiten wusste die britische Abwehr natürlich im Herbst 1943 noch nichts. Sie hatte jedoch genügend erfahren, um zu erkennen, dass ein Wettrennen, ein schweigender Krieg begonnen hatte. Dieser Wettlauf wurde jedoch der Bevölkerung der alliierten Staaten verschwiegen, auch den Soldaten, die die deutschen Armeen in Russland und Italien mit konventionellen Waffen zurückdrängten, und den Piloten, die täglich Bombenteppiche auf deutsche Grossstädte und Industrieziele warfen. Nur ein innerer Kreis alliierter Führer wusste, dass neue, alptraumhafte deutsche Waffen tatsächlich vorhanden waren und dass sie, falls sie in grossen Mengen vor der Invasion, die über den Ärmelkanal nach Frankreich führen sollte, zum Einsatz zu bringen wären, das gesamte Bild des Krieges ändern könnten.

Duncan Sandys hatte seine Aufgabe erledigt. Er blieb einer der Berater für Raketenfragen, doch seine Sonderuntersuchung wurde nun zu einem Projekt der Luftaufklärung mit hoher Dringlichkeitseinstufung und wurde dem Luftwaffenstab übertragen; dieser übernahm die Führung sowohl der Nachrichtendienste als auch der Abwehr in dieser Frage. Dem Luftwaffenstab blieb die Natur der Gefahr weiter ein verwirrendes Rätsel. Würde der Angriff mit Raketen oder mit Flugbomben oder mit beiden erfolgen? Wie zielgenau waren diese Waffen? Wie grosse Zerstörungen konnten sie anrichten? Wann würden sie eingesetzt werden und

in welchen Mengen? Peenemünde war zwar bombardiert worden, aber würde man die Abschusspunkte finden und zerstören können, ehe die Invasion begann? Wenn nicht, konnte dann die Invasionsbasis England und seine Zivilbevölkerung vor Geheimwaffen geschützt werden?

Am 25. September 1943 versuchte Dr. R. V. Jones, der Chef der wissenschaftlichen Abteilung der Abwehr im Luftfahrtministerium, Churchill einige Antworten darauf zu geben:

Es ist viel Informationsmaterial gesammelt worden. Unter Berücksichtigung von Ungenauigkeiten, die oft in einzelnen Berichten auftreten, bilden diese ein zusammenhängendes Bild, das trotz der bestürzenden Propagandawirkung nur eine Erklärung erlaubt: Die Deutschen haben in Peenemünde eingehende Forschungen über Langstreckenraketen durchgeführt. Ihre Versuche sind natürlich auf Schwierigkeiten gestossen, die die Fertigung vielleicht auch jetzt noch aufhalten. Wenn auch Hitler die Raketen zum frühest möglichen Augenblick einsetzen würde, liegt dieser Augenblick vermutlich noch einige Monate in der Zukunft L

Einen Monat später, am 25. Oktober, teilte der britische Premierminister seine Besorgnis Präsident Roosevelt mit:

Ich muss Sie benachrichtigen, dass während der letzten sechs Monate weitere Beweise aus vielen Quellen zusammengeströmt sind, nach denen die Deutschen einen Angriff auf England, insbesondere London, mit Hilfe von sehr weitreichenden Raketen planen, die möglicherweise 60 Tonnen wiegen und eine Sprengladung von 10 bis 20 Tonnen besitzen. Aus diesem Grund haben wir Peenemünde angegriffen, das ihre Hauptversuchsstation war...

Das Urteil der Wissenschaftler im Hinblick auf die Durchführbarkeit der Herstellung solcher Raketen ist geteilt, doch ich persönlich bin bis jetzt nicht überzeugt, dass sie nicht gemacht werden können. Wir halten engen Kontakt mit Ihren Leuten... und alle nur mögliche Arbeit wird getan. Der Expertenausschuss, der diese Sache verfolgt, hält es für möglich,

dass ein schwerer, wenn auch vorzeitiger und kurzwährender Angriff etwa Mitte November unternommen werden könnte und dass der Hauptangriff im neuen Jahr [1944] versucht wird..²

Der Premierminister war weiter darüber beunruhigt, von britischen Agenten in Frankreich und von der französischen Widerstandsbewegung zu erfahren, dass trotz des massierten Angriffs auf Peenemünde die seltsamen Bauwerke im Pas-de-Calais und auf der Halbinsel Cherbourg – die «Arbeiten von unerklärlicher Natur», die auf früheren Luftbildern entdeckt worden waren – weiter gebaut wurden. Es waren Konstruktionen von zweierlei Art. Die sogenannten «grossen Anlagen» waren riesige Konstruktionen, überwiegend unterirdisch, mit Stahlbetonmauern von mindestens zehn Meter Dicke. Eine davon, die in Watten, wurde von General Lewis Brereton von der amerikanischen Luftwaffe beschrieben als «ausgedehnter als jede Betonkonstruktion, die wir in den Vereinigten Staaten besitzen, den Boulder-Damm vielleicht ausgenommen».

Die zweite und kleinere Art waren lange, niedrige, schmale Gebäude aus Stahlbeton, bei denen ein Ende gekrümmt war. Aus der Luft gesehen, ähnelten sie einem riesigen, auf der Seite liegenden Ski und erhielten daher den Namen «Skistellungen». In der Nähe der skiförmigen Gebäude standen drei rechteckige Bauten und eine Plattform von etwa zehn Meter Länge und vier Meter Breite, die wie eine geneigte Rampe aussah, deren Hauptachse sich auf London richtete. Dass sowohl die «grossen Anlagen» als auch die «Ski-Stellungen» Abschussbasen waren, schien mittlerweile eine auf der Hand liegende und überaus unangenehme Tatsache zu sein. «Sie sind sehr gut getarnt und schwer auszumachen», notierte General Brereton in sein Tagebuch. «Es werden alle Anstrengungen unternommen, sämtliche Informationen in Zusammenhang mit den... Zielen streng geheimzuhalten, um keine Panik in der Öffentlichkeit hervorzurufen. Auf Befehl des Premierministers selbst dürfen diese Ziele in der Presse nur als «militärische Anlagen» bezeichnet werden, wodurch das Geheimnis, das sie umgibt, noch verstärkt wird.»

Churchill bat Sir Stafford Cripps, Minister für Flugzeugpro-

duktion, das Geheimwaffenproblem eingehend zu studieren und eine Lösung vorzuschlagen. Am 17. November 1943 legte Sir Stafford seine Ergebnisse vor:

Anscheinend ist vom rein experimentellen Gesichtspunkt aus betrachtet die Reihenfolge der Wahrscheinlichkeit: 1. Grosse Gleitbomben. 2. Unbemannte Flugzeuge. 3. Kleine Fernraketen. 4. Grosse Langstreckenraketen.

Der Angriff der Royal Air Force auf Peenemünde war zweifellos von grösstem Wert und hat die Entwicklung für die weitreichenden Offensivwaffen, welcher Art sie auch sein mögen, aufgehalten.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Deutschen ihr Äusserstes tun, um irgendeine weitreichende Waffe fertigzustellen, und die neuen unerklärlichen Konstruktionen in Nordfrankreich sind gewiss überaus verdächtig, solange wir ihnen nicht einen andern Gebrauch zuschreiben können. Unter diesen Umständen habe ich den Eindruck, wir sollten alle tunlichen Vorbereitungen treffen, um den Folgen gewachsen zu sein, wenn und wann der Angriff verwirklicht wird, obwohl keine Beweise für seine Verwirklichung vor dem neuen Jahr [1944] im frühesten Fall vorliegen ³.

Churchill fand, dass in diesem Bericht «bestimmt vieles zweifelhaft» bleibe. Darauf entdeckte die Bildauswerterin Constance Babington-Smith auf Fotos von Peenemünde, die am 28. November 1943 aufgenommen worden waren, «eine winzige kreuzförmige Gestalt, genau auf dem unteren Ende... geneigter Schienen sitzend – ein kleines Flugzeug in Startposition». Die Zweifel verschwanden. Die in Peenemünde gefundenen geneigten Schienen passten zu den Rampen bei den «Ski-Stellungen» in Nordfrankreich. Es waren Startrampen, alle auf England gerichtet, für das winzige Flugzeug, die fliegende Bombe, die V1. Die skiförmigen Konstruktionen in der Nähe waren Speicher für die Flugbomben. Danach schien es, als ob die Angriffe zunächst von den unbemannten Flugzeugen kommen sollten, da man keine Abschussstellungen für die Langstreckenrakete entdecken konnte, es sei denn, die «grosse Anlage» sei für diesen Zweck bestimmt. Doch

von diesen Anlagen gab es nur acht, während bis Dezember 69 «Skistellungen» von der Luftaufklärung gefunden worden waren.

Im Dezember erhielten die im April mit der Untersuchung von Sandys begonnenen inoffiziellen Unternehmungen gegen die deutschen Geheimwaffen feste Form unter dem Namen *Crossbow*. Dieser Deckname «wurde benutzt, um anglo-amerikanische Unternehmen gegen alle Phasen des deutschen Fernbeschusswaffen-Programms zu bezeichnen – Unternehmen gegen deutsche Forschung, Versuche, Fertigung, gegen den Bau von Abschussstellungen und den Transport und das Abfeuern fertiger Geschosse sowie gegen Geschosse auf dem Flug, nachdem sie abgefeuert worden waren»⁴. Um dieses Unternehmen zu leiten, wurde ein *Crossbow*-Ausschuss gebildet, dessen Aufgabe für so wichtig gehalten wurde, dass Winston Churchill selbst den Vorsitz übernahm.

Sobald «grosse Anlagen» oder «Ski-Stellungen» von der Luftaufklärung oder der französischen Widerstandsbewegung entdeckt wurden, flogen das britische Bomberkommando und die amerikanische Achte und Neunte Luftflotte Angriffe gegen sie. Den Mannschaften erklärte man, wenn sie fragten, weshalb man sie von den kriegsentscheidenden Zielen in Deutschland abziehe, dass sie «militärische Spezialeinrichtungen» angreifen sollten. Es wurden Pläne entworfen, um Südengland mit Sperrballons, radargezielten Flakgeschützen und Jägern zu verteidigen. Herbert Morrison, der Innen- und Sicherheitsminister, sah sich wieder der Aufgabe gegenüber, möglicherweise eine Million Menschen aus Gross-London evakuieren zu müssen. Der anglo-amerikanische Stab unter Führung von Generalleutnant Sir Frederick Morgan, der in seiner Planung für die Operation *Overlord*, die Invasion in Frankreich unter Überquerung des Ärmelkanals, weit fortgeschritten war, sah sich ebenso beunruhigenden Aussichten gegenüber. In jenem Dezember 1943 konnte kein geistig gesunder Mensch glauben, dass Deutschland den Krieg gewinnen werde. Zwei alliierte Armeen schoben sich auf der italienischen Halbinsel nach Norden. Die Last des Kampfes gegen die Hauptmasse der deutschen Landstreitkräfte lag noch immer auf den Russen, und sie schwächten die deutschen Heeresgruppen in jeder Schlacht. Die Zeit kam allmählich, die linke Backe der Zange anzusetzen: einen

Angriff von Westen gegen das besetzte Frankreich. Doch was würde aus seinen genau ausgearbeiteten Overlord-Plänen werden, fragte sich General Morgan, wenn die vorgesehenen Versammlungsräume und Häfen in Südengland im kommenden Frühjahr unter plötzlichen, massiven Beschuss genommen würden?

Die Intensität der Luftangriffe des Unternehmens *Crossbow* wurde erhöht. Im März 1944 wurden über viertausend Tonnen Bomben auf Crossbow-Ziele in Nordfrankreich geworfen. Doch die Arbeit an den seltsamen Konstruktionen hielt Schritt mit den Zerstörungen. Es fehlte an genauen Kenntnissen darüber, was wirklich vor sich ging, doch mit Gerüchten wurden die alliierten Nachrichtendienste überschwemmt. Die Deutschen wollten riesige Behälter mit Giftgas abschiessen, um jeden einzelnen Bewohner Grossbritanniens zu töten? sie wollten London mit ungeheuren Gefässen bombardieren, die mit einem geheimnisvollen «Roten Tod» gefüllt seien, – die seltsamen Bauten an der französischen Küste seien in Wirklichkeit Kühlanlagen mit der Aufgabe, die Angriffe der britischen Luftwaffe dadurch zu verhindern, dass Eiswolken über England geworfen würden; die Deutschen hätten eine Rakete, die von Berlin bis New York gefeuert werden könne. All diese Gerüchte erwiesen sich später als Phantasien – ausser dem letzten, – es wurde tatsächlich ein transozeanisches Geschoss in Peenemünde entwickelt. Es trug den Namen A 9, war bis Ende 1943 jedoch noch nicht über das Zeichenbrettstadium hinausgekommen.

In dieser gespannten Atmosphäre von Gerüchten, Mutmassungen und beunruhigend vielen Tatsachen wurden die Eingeweihten bei den Alliierten von einem weiteren schrecklichen Geheimnis geplagt. Sie wussten einiges über die deutsche Raketen- und Flugbombenentwicklung. Aber sie wussten nahezu nichts von den Fortschritten, die die Deutschen vielleicht auf dem Gebiet der Atomforschung, auf dem sie einen Vorsprung hatten, machten. General Leslie Groves, der Leiter der amerikanischen Atomforschungsorganisation, des Manhattan-Projekts, war sich klar darüber, dass man dies jetzt feststellen müsse. Er baute die wissenschaftliche Abwehrmission «Alsos» auf, die unmittelbar hinter

den Befreiungsarmeen zunächst nach Italien und dann in andere Gebiete von Kontinentaleuropa geschickt werden sollte.

Die alliierte Wissenschaftlergemeinschaft war sich im Gegensatz zur Öffentlichkeit durchaus der Gefahren bewusst, die von den Erkenntnissen der Deutschen in der Atomphysik drohen konnten. Die Aussicht einer Fernrakete, die möglicherweise einen Atomsprengkopf beförderte, liess auf den britischen Inseln jeden, der von diesem Problem wusste, nachts kaum noch schlafen. Selbst amerikanische Wissenschaftler konnten ein gewisses Angstgefühl nicht überwinden. Samuel Goudsmit, Physikprofessor an der Northwestern University, der zum wissenschaftlichen Leiter der Alsos-Mission ernannt worden war, erfuhr, dass einige der Wissenschaftler des Manhattan-Projekts an der Universität Chicago sich deshalb so unbehaglich fühlten, dass sie ihre Familien bereits aufs Land schickten. Er hörte auch Gerüchte, dass «wissenschaftliche Instrumente rund um Chicago aufgestellt würden, um die Radioaktivität festzustellen, falls die Deutschen angreifen sollten.

Es würde mindestens sechs Monate, wenn nicht ein Jahr dauern, ehe die Alsos-Mission nach Frankreich und Deutschland gelangen konnte, um festzustellen, ob diese Besorgnis wegen der deutschen Atombombe begründet sei. Mittlerweile rief die sehr reale Gefahr von den Fernwaffen, deren Vorhandensein bekannt war, grosse Befürchtungen bei den alliierten Führern hervor, obwohl sie ihre Truppe zu einer ununterbrochenen Folge von Siegen führen konnten.

Es war, wie Churchill erkannte, unbedingt notwendig, genau festzustellen, was diese Raketen und Flugbomben in der nahen Zukunft tatsächlich zu leisten vermochten; die *Crossbow*-Luftangriffe genügten nicht. Die Aufgabe wurde der britischen Abwehr übertragen, von der man verlangte, eins der schwierigsten Spionageunternehmen aller Zeiten durchzuführen. Der Auftrag lautete, einen der Wissenschaftler aus Peenemünde, deren Namen völlig unbekannt waren, zu identifizieren, ihn mitten aus den Postenketten der SS herauszuholen und ihn dazu zu bringen, alles zu erzählen, was er wusste. Falls sich diese gewaltige Aufgabe nicht durchführen liesse, dann lautete der Ersatzauftrag, eine

der Geheimwaffen zu erbeuten und sie irgendwie nach England zu bringen, damit sie dort genauestens untersucht werden konnte.

Endlich war der beste Nachrichtendienst der Welt, dessen Verbindungen bis in die deutsche Abwehr und in den deutschen Generalstab selbst reichten, vor ein Problem gestellt worden, für das er keine Lösung fand. Die umfangreichen Sicherheitsmassnahmen der SS vereitelten alle Bemühungen, einen der Wissenschaftler oder eine der Geheimwaffen zu identifizieren, geschweige denn sicherzustellen. Peenemünde selbst erschien so still, dass es alliierte Führer gab, die sich der Hoffnung überliessen, der Angriff im August habe tatsächlich einen Schlussstrich unter die weitere Entwicklung der Geheimwaffen gezogen. In all der unergiebigsten Dunkelheit schimmerte nur eine einzige nützliche Abwehrynachricht auf, und auch die kam erst in der Weihnachtszeit des Jahres 1943.

Die Abwehr der Polnischen Heimatarmee, Bezirk Krakau, gab eine kleine, aber merkwürdige Nachricht nach London weiter. Die Sicherheitsmassnahmen im SS-Ausbildungslager Blizna-Pustkow, 275 km westlich von Warschau, waren verschärft worden. Alle in dem Gebiet lebenden Polen waren evakuiert, eine Eisenbahnstrecke bis ins Lager, ein Flugplatz, Hangars und eine Werkstatt gebaut worden; ausserdem hatte man den ganzen Komplex getarnt und mit schweren Flakgeschützen ausgerüstet.

All das erschien der polnischen Widerstandsbewegung als ungewöhnlich, da es so plötzlich in einem der üblichen Ausbildungslager stattfand. Die Widerstandsbewegung beobachtete weiter und schickte ständig Nachrichten über die erhöhte Tätigkeit nach London. Die britische Abwehr hatte Churchill darauf hingewiesen, dass ein Raketenangriff für Januar 1944 erwartet werden könne. Das Datum verstrich ohne Ereignisse. Doch Anfang März 1944, als die Pläne für die Landung in der Normandie ihrer Vollendung zuzingen, rief eine der polnischen Meldungen nicht geringe Erregung in den Dienststellen der britischen Abwehr hervor.

Ein Mitarbeiter der polnischen Widerstandsbewegung mit dem Decknamen «Makary» hatte es gewagt, bis zu der Eisenbahnstrecke hinaufzukriechen, die in das Lager Blizna führte. Er behauptete, auf einem Flachwagen von ungewöhnlicher Länge

und schwer bewacht von SS-Truppen in voller Kampfausrüstung, «ein Objekt, das, von einer Zeltplane bedeckt, doch alle Ähnlichkeit mit einem ungeheuren Torpedo hatte», gesehen zu haben.

Die britische Abwehr vermutete sofort, dass das «ungeheure Torpedo» eine Rakete und Blizna * ein neues Versuchsgelände für Abschüsse sei. Die Bemühungen, das zu bestätigen, blieben jedoch bis einen Monat vor Invasionsbeginn ohne Erfolg. Gegen Aufklärungsflugzeuge und schwere Bomber durch Entfernung und Wetter und gegen die Erkundungen des polnischen Widerstands durch SS-Posten abgeschirmt, fuhren Walter Dornberger, Wernher von Braun und ihre Ingenieure mit der Arbeit an dem A4** während des ganzen Winters 1943/44 in Blizna fort. Ihre Fortschritte wurden – wenn das die britische Abwehr zu jener Zeit auch nicht ahnen konnte – durch umfangreiche Probleme verzögert, die von unmittelbarem Einfluss darauf waren, wann man das A 4 einsetzen konnte[^]

Eins von v. Brauns Problemen war die Gefahr für das eigene Leben, die die Versuche mit sich brachten. Bei einem Versuchstart in Blizna im Februar 1944 beobachtete er die Rakete aus einer Entfernung von nur 300 Meter; dabei stand er hinter einer Behelfsbrustwehr, die aus Ziegeln aufgemauert worden war. Das A4 wurde gezündet, erhob sich einige Meter und explodierte in einer Wolke von orangeroten Flammen. Von Braun raste über den gefrorenen Rasen und drückte das Gesicht in den Schnee, während glühende Metallstücke rund um ihn niederfielen.

General Dornberger kam zu von Braun und überlegte zusammen mit ihm, müde und ein wenig ungeduldig, die zahllosen Möglichkeiten, die zu dem Fehlstart, der nur einer von vielen war, geführt haben könnten. Seit die Probeschüsse auf die Landbahn von Blizna verlegt worden waren, gab es Unannehmlichkeiten. Dornberger schrieb später darüber: «Dann kam es dick. Schuss auf Schuss machte Schwierigkeiten und stellte uns vor unlösbare Rätsel.»

* Von den Deutschen «Heidelager» genannt.

** Die Fernrakete «Aggregat 4» wurde vom Propagandaministerium als V 2 bezeichnet, als sie zum Einsatz kam. Ihre Konstrukteure nannten sie nie anders als A 4.

Dornberger beauftragte von Braun, nach Peenemünde zurück-zukehren und noch einmal zu versuchen festzustellen, weshalb kaum zwanzig Prozent der Raketen – die so gut funktioniert hatten, als sie über die Ostsee gefeuert wurden – ihre Landeziele im südlichen Polen erreichten. Dann stieg Dornberger in seinen Wagen und liess sich zu einer weiteren in der endlosen Reihe von Konferenzen mit bedeutenden Männern fahren, die jetzt dauernd in Blizna eintrafen, um an Ort und Stelle zu erfahren, wie das Raketenprogramm – jetzt das Unternehmen mit der höchsten Dringlichkeitsstufe im Dritten Reich – vorankam.

Es wurde Dornberger schwer, diesen eifrigen Laien zu erklären, weshalb die meisten Raketen kurz nach dem Start explodierten oder sich, kurz bevor sie den geplanten Einschlagpunkt erreichten, in der Luft zerlegten. Nur wenige von ihnen verstanden überhaupt, dass das A 4 ein kompliziertes wissenschaftliches Instrument war, das selbst in der ruhigen Stille eines Forschungsinstituts zu Friedenszeit nicht leicht zu vollenden wäre. Doch Dornberger wusste, dass es unter den schwierigsten Kriegsverhältnissen fertiggestellt werden musste, und zwar rasch. Die Zeit wurde knapp. Die Russen rückten auf Smolensk und Kiew vor. Sie könnten durchbrechen und den Schiessplatz Blizna innerhalb von zwei Monaten überrennen. Immer wieder wurde berichtet, dass die anglo-amerikanischen Truppen im kommenden Frühjahr oder Sommer den Ärmelkanal überqueren und eine Invasion nach Frankreich unternehmen wollten. «Die oberste Führung drängte. Wir mussten uns beeilen», schrieb Dornberger später. «Besucher aus dem Hauptquartier fuhren mit langen Gesichtern wieder ab. Ich war selbst zu verzweifelt, um sie vertrösten zu können.» Er war jedoch überzeugt, dass sich die technischen Schwierigkeiten mit der Zeit würden lösen lassen, vorausgesetzt, dass die Bürokraten aus dem Irrgarten sich überschneidender und gegeneinander kämpfender Organisationen, die jetzt wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden schossen, die Lösungen Männern überliessen, die ihr ganzes Leben mit der Konstruktion von Raketen verbracht hatten.

Von allen Aussenstehenden, die sich in das Raketenprogramm einmischten, machte Dr. Hans Kammler General Dornberger am

meisten Sorge. SS-Brigadeführer Kammler, Leiter der Bauabteilung im SS-Hauptamt, war im September 1943 von Himmler selbst mit der Leitung sämtlicher Bauarbeiten im Zusammenhang mit dem A-4-Programm beauftragt worden. Bisher hatten diese Bauten der Verantwortung des Heeres unterstanden. Nun hatte sich die SS auf bescheidene Weise in ein Projekt gedrängt, das vom Heereswaffenamt durchgeführt wurde. General Dornberger hegte den Argwohn, dass Kammler und die SS ihr Interesse an dem A 4 nicht auf Hoch- und Tiefbaufragen beschränken würden. Dornbergers Argwohn sollte sich bald bestätigen.

Nach den Fehlschlägen in Blizna flog Wernher von Braun, wie es Dornberger befohlen hatte, zurück zu den Versuchswerken Peenemünde. Der Flug in seiner Me-108 war unangenehm; die Maschine sackte dauernd durch, und die Sicht war wegen des Schneegestöbers, und weil sich an den Windschutzscheiben dauernd Eis bildete, schlecht. Es war dunkel, und von Braun war drei Stunden überfällig, als er endlich in seinem Büro erschien. Er bat seine Sekretärin, Fräulein Beise, Kaffee und belegte Brote vom Kasino heraufschicken zu lassen und seinen Abteilungsleitern mitzuteilen, dass er sie zu einer Sitzung, die die ganze Nacht dauern werde, erwarte. Fräulein Beise zögerte einen Augenblick und reichte ihm dann einen Fernspruch, der vor zwei Stunden eingetroffen war.

Die Nachricht war von Himmler. Der Reichsführer SS forderte den technischen Leiter der Heeresversuchsanstalt Peenemünde auf, in sein Feldquartier zu kommen. Von Braun war überrascht und beunruhigt. Das war bisher noch nicht vorgekommen, – bisher war es von Braun gelungen, sich aus den politischen Kämpfen zwischen dem Heer einerseits und der SS und NSDAP andererseits herauszuhalten. Trotzdem wusste er, dass Himmlers Aufforderung ein Befehl war. Er musste die dringende Arbeit an den technischen Problemen des A4 liegenlassen und dem Befehl gehorchen.

Der Reichsführer SS, Innenminister, Befehlshaber des Ersatzheeres, Chef der Gestapo und der gesamten deutschen Polizei, Heinrich Himmler, der jetzt der zweitmächtigste Mann in Deutschland war, hatte sein Hauptbüro in der Prinz-Albrecht-

Strasse 8 in Berlin. Doch kürzlich war er dazu übergegangen, den Krieg an der Ostfront von Hochwald in Ostpreussen aus zu verfolgen, – und zu diesem Feldquartier Himmlers flog von Braun am nächsten Tag. Er wusste noch immer nicht, weshalb der Reichsführer SS ihn allein zu sprechen wünschte, – die SS übte zwar die Sicherheitsüberwachung in Peenemünde und Blizna aus, doch abgesehen von Rammlers Ernennung zum Leiter des Bauwesens hatte sie wenig Verbindung zu dem Raketenprogramm.

Mit «erheblicher Angst» – wie er es später bezeichnete – betrat von Braun das Dienstzimmer Himmlers. Der Reichsführer SS sass an einem einfachen Holztisch und wischte sich die dicken Gläser seines Klemmers mit einem braunen Diensttaschentuch ab. Von Braun fühlte sich merkwürdig erleichtert, als er Himmler sah, der ihm wie ein «Dorfschullehrer» und wie der «sanfteste aller Halsabschneider» erschien. Es fiel von Braun schwer, die Geschichten zu glauben, die man von dem Mann hörte, sein Anblick weckte weder Ehrfurcht noch Angst. Trotzdem fühlte sich von Braun auf unbestimmte Weise unbehaglich, als Himmler höflich auf einen Stuhl deutete und das Gespräch begann. Es war eine Szene, deren sich von Braun verständlicherweise noch viele Jahre später erinnerte.

«Es ist schön, Sie wieder einmal zu sehen, Dr. von Braun», sagte Himmler. «Es tut mir leid, dass ich Sie von Ihrer wichtigen Arbeit wegrufen musste, und ich hätte es nicht getan, wenn es sich nicht um eine Angelegenheit von äusserster Dringlichkeit handelte. Man hat mir mitgeteilt, dass Sie Schwierigkeiten mit dem A 4 haben.»

«Nichts, was wir nicht mit der Zeit lösen könnten, Reichsführer.»

«Das ist es gerade. Die Zeit wird knapp. Ich hoffe, dass Ihnen klargeworden ist, dass Ihre A-4-Rakete kein Spielzeug mehr bedeutet und dass das ganze deutsche Volk gespannt auf die geheimnisvolle Waffe wartet. Was Sie betrifft, so kann ich mir vorstellen, dass Sie stark von dem Bürokratismus des Heeres aufgehalten worden sind. Wollen Sie nicht zu mir kommen? Sie wissen bestimmt, dass niemand so leicht Zugang zum Führer hat, und ich verspreche Ihnen weit wirksamere Unterstützung, als diese kleinen Generale Ihnen geben können.»

«Reichsführer, ich könnte mir keinen besseren Chef wünschen als General Dornberger», erwiderte von Braun. «Die Verzögerungen, die wir jetzt erleben, haben technische, nicht dienstliche Gründe. Wissen Sie, die A 4 ist fast wie eine kleine Blume. Zum Blühen braucht sie Sonnenschein, eine genau bemessene Menge Dünger und einen sanften Gärtner. Ich fürchte, Sie haben vor, ihr einen kräftigen Guss Jauche zu geben! Das könnte unsere kleine Blume umbringen.»

Von Braun war erleichtert, als Himmler ein wenig spöttisch über diesen Vergleich lächelte und nicht auf sein Angebot zurückkam. Nachdem sie sich noch ein paar Minuten über andere Dinge unterhalten hatten, entliess ihn Himmler ohne jedes Zeichen von Feindseligkeit, sondern eher mit «erheuchelter Freundlichkeit», wie es von Braun erschien. Von Braun flog nach Peenemünde zurück und stürzte sich in die Arbeit, um die technischen Probleme des A4 zu lösen. Die Gründe für die Explosion der Rakete kurz nach der Zündung wurden bald entdeckt, und die Berichte aus Blizna wurden ermutigender.

Am ersten Sonntag im März 1944 verspürte von Braun das Bedürfnis, die lastende Routine seiner schweren Arbeit einmal zu unterbrechen, und nahm an einer Gesellschaft in einem Privathaus in Zinnowitz teil. Offiziere, einige Zivilisten und viele Ingenieure von der Heeresversuchsanstalt waren anwesend. Von Braun trank ein paar Glas, spielte im Wohnzimmer Klavier und setzte sich dann zu Klaus Riedel und Helmut Gröttrup, zweien seiner Ingenieure, um mit ihnen über das Hauptthema der dienstfreien Stunden in Peenemünde zu diskutieren: die Rakete nach dem Krieg für die Raumfahrt weiterzuentwickeln. Was den Krieg selbst betraf, so hatte von Braun gerade erfahren, dass seine Eltern auf ihr Gut in Schlesien gezogen waren, um den ständigen und schweren Luftangriffen auf Berlin zu entgehen. Der Krieg liess sich zu dieser Zeit, als es mit der Raketenentwicklung aufwärts ging, recht schlecht an, und von Braun hielt mit seiner Ansicht nicht zurück. Er befand sich schliesslich unter Freunden. SS-Männer waren nicht anwesend, und die kurze Unterhaltung mit Himmler hatte von Braun fast vergessen.

Am 15. März 1944 lag General Dornberger in den Stunden vor der Morgendämmerung wach in seinem neuen Hauptquartier in Schwedt an der Oder, 60 Kilometer südlich von Peenemünde. Er war in düsterer Stimmung, so düster wie die bitterkalte pommerische Nacht draussen vor seinem Fenster.

Von Braun und seine Abteilungsleiter machten ihm Schwierigkeiten. Sie behaupteten immer wieder, dass der militärische Einsatz, wenn er schnell vor sich gehen solle, aus festen Betonzellen erfolgen müsse, – die Rakete sollte einige Minuten vor dem Abschuss zur Startstelle gefahren werden. Hitler schien von der Vorstellung riesiger Bunker hingerissen zu sein. Doch Dornberger war sich bewusst, dass die Alliierten jetzt die unbestreitbare Luftüberlegenheit besaßen, dass sie bereits viele von den ungeheuren Abschussanlagen, die in Nordfrankreich gebaut wurden, zerstört hatten und dass sie alle festen Ziele wie diese zerschlagen würden, ehe der Beton noch hart werden konnte.

Fast als einziger kämpfte Dornberger für Beweglichkeit: das A 4 sollte auf langen Wagen zu jedem erforderlichen Punkt gefahren und dort von eigens ausgebildeten, motorisierten Militäreinheiten abgefeuert werden, die wieder abfahren sollten, ehe man sie entdecken und aus der Luft angreifen konnte. Doch die Überwindung des Widerstandes gegen diese Konzeption war nicht das einzige Problem, das Dornberger wachhielt.

Hans Kammler hatte sich als Leiter der Bauten für die A-4-Fertigung mit aller Leidenschaft an die Arbeit gemacht. Mit seinen Erfahrungen als Leiter mehrerer Konzentrationslager hatte er es fertiggebracht, 20'000 Zwangsarbeiter im Mittelwerk, einer riesigen unterirdischen Fabrik im Südharz, zusammenzuziehen und dort jetzt fast 300 A4 monatlich herzustellen. Viele der Geräte waren fehlerhaft, und einstweilen war keins davon für etwas anderes als die Ausbildung der Einsatztruppe geeignet, aber Kammler hatte Schwung in die Fertigung gebracht.

Doch damit wollte er sich ganz offensichtlich nicht begnügen. Dornberger hatte sich über ihn geärgert, als er eines Tages unangemeldet und uneingeladen in Blizna auftauchte, um sich Versuchsabschüsse anzusehen; dort hatte er in scheinbar beiläufiger

Art mit Offizieren des Heeres und Ingenieuren geredet, die ihm nicht unterstanden, und hatte dabei «einen gegen den andern ausgespielt». Einmal hatte er Dornberger gekränkt, weil er sagte, von Braun sei «zu jung, zu kindisch, zu oberflächlich und arrogant, um technischer Leiter von Peenemünde zu sein».

Dornberger sah in alldem den Anfang eines Versuches der SS, das Raketenprogramm aus der Zuständigkeit des Heeres herauszubrechen. Das konnte nur zu einer Katastrophe führen. Kammler, der im Zivilleben Bauingenieur gewesen war, verstand nahezu nichts von Raketen, was übrigens auch für alle andern aus der Waffenabteilung der SS galt.

Auf Dornbergers Nachttisch klingelte das Telefon. Er fühlte sich erleichtert, aus seinen Sorgen herausgerissen zu werden, doch als er hörte, woher der Anruf kam, traf es ihn wie ein Schlag: aus Hitlers Hauptquartier in Berchtesgaden. Es wurde ihm befohlen, sich sofort zu einer Besprechung bei Feldmarschall Keitel, dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, zu melden.

Dornberger verliess Schwedt um acht Uhr morgens. Er fuhr über vereiste Strassen durch Schneestürme, dann durch die rauchenden Ruinen von München, das in der Nacht zuvor angegriffen worden war, und erreichte Berchtesgaden gegen Abend. Er rief General Buhle, den Chef Heeresstab beim Chef OKW, von seinem Hotelzimmer aus an, und Buhle kam sofort zu ihm, um ihm mitzuteilen, dass Wernher von Braun und die Ingenieure Klaus Riedel und Helmut Gröttrup wegen Sabotage des Vorhabens A 4 verhaftet und nach Stettin eingeliefert worden seien.

«Ich traute meinen Ohren nicht», beschrieb Dornberger später seine Reaktion. «Ausgerechnet von Braun, mein bester Mann, mit dem ich über zehn Jahre aufs Engste zusammengearbeitet hatte und den ich zu kennen glaubte wie keinen zweiten Menschen. Braun, dessen ganzes Sinnen und Treiben, dessen unermüdliche Tag- und Nachtarbeit nur dem A4 galt, wegen Sabotage verhaftet! Das war unmöglich. Und Riedel, der Mann, der die gesamte Bodenorganisation mit nie rastendem Eifer und einem geradezu hervorragenden, die militärischen Bedürfnisse klar erfassenden Geschick ausgearbeitet hatte und der einer der treuesten Anhänger

unserer Sache war! Dazu noch Gröttrup, der Vertreter Dr. Steinhoffs. Heller Wahnsinn!»

Dornberger bat um Angabe genauer Gründe für die Verhaftungen, doch Buhle erwiderte ihm, dass Feldmarschall Keitel das am Morgen selbst tun werde. Nach einer «fast schlaflos verbrachten Nacht» wurde Dornberger zu Feldmarschall Keitel geführt. Es war neun Uhr. Keitel erklärte Dornberger, dass die Anschuldigungen gegen die Verhafteten so ernst seien, dass es «um ihren Kopf» gehe. Als Dornberger erwiderte, dass er bereit sei, für diese Männer zu bürgen, entgegnete Keitel «bedeutungsvoll»:

«Wissen Sie, dass diese Ihre engsten Mitarbeiter in einer Gesellschaft in Zinnowitz geäußert haben, es sei nie ihre Absicht gewesen, eine Waffe aus der Rakete zu machen? Dass sie die ganze Entwicklung unter Ihrem Druck nur betrieben haben, um Geld für ihre Versuche und die Bestätigung ihrer Ideen zu bekommen? Dass ihr Ziel nach wie vor die Weltraumfahrt ist?»

«Und trotzdem bürgе ich für sie», sagte Dornberger. «Wie oft habe ich in Peenemünde bei Vorführungen einleitend davon gesprochen, dass die Arbeit an unserem A 4 nur der erste einleitende Schritt auf dem Wege in ein neues Säkulum der Technik, das der Rakete, ist! Wie oft habe ich betont, dass die Zeit jetzt reif sei für diese Wende im Leben der Menschheit! Wir haben der Raumschiffahrt den Weg gewiesen. Wir haben ihre Verwirklichung unter Beweis gestellt. Wenn die Herren damit, dass sie das wiederholten, Sabotage begangen haben sollen, dann muss ich auch verhaftet werden.»

«Die Sabotage wird darin gesehen», erklärte Keitel, «dass die Herren ihren geheimen Gedanken der Weltraumfahrt nachgegangen haben und infolgedessen nicht ihre ganze Energie und Kraft für die Fertigstellung des A4 als Waffe eingesetzt haben.»

Dornberger fragte, von wem die Anzeige ausgehe, und sagte, als Keitel erwiderte, das wisse er nicht: «Diese Verhaftung ist besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo wir vor dem Einsatz stehen, wo wir die Ursachen der letzten Störungen am Gerät noch nicht erkannt haben, untragbar für das ganze Vorhaben. Hier muss

ein mir unverständliches Missverständnis, ein schwerwiegender Irrtum vorliegen.»

Keitel zuckte die Schultern. «Ich kann nichts unternehmen. Himmler hat die Angelegenheit selbst in die Hand genommen.»

Das war es also. Himmler hatte endlich auf seine unnachahmliche Art zugeschlagen. Dornberger forderte immer wieder die Freilassung der drei Männer von Generalfeldmarschall Keitel, der, wie es hiess, die Interessen der Wehrmacht beim Führer vertrat.

«Herr Feldmarschall, ich melde hiermit dienstlich, dass, wenn diese Verhaftung aufrechterhalten bleibt, der Abschluss der Entwicklung nicht mehr abzusehen ist und der Einsatz auf unbestimmte Zeit verschoben werden muss!»

Doch Keitel hatte sich auf seinem Posten als Chef des OKW nur halten können, indem er Zusammenstössen mit der SS auswich und dem Führer unangenehme Probleme fernhielt. Er bat Dornberger, vernünftig zu sein. «Ich kann die Herren ohne Zustimmung Himmlers nicht freilassen», sagte er. «Ich muss auch den geringsten Verdacht vermeiden, als ob ich weniger eifrig in der Verfolgung derartiger Fälle wäre als die Geheime Staatspolizei und Himmler. Sie wissen, in welcher Lage ich hier bin. Man beobachtet mich, man spioniert allen meinen Handlungen nach. Man wartet nur darauf, dass ich hier in meiner Stellung einen Fehler mache. Wenn ich hier einmal Weggehen muss, dann hat das Offizierskorps seinen letzten Mittler zwischen sich und dem Führer, seine letzte Einflussmöglichkeit überhaupt, verloren. Dann herrschen nur noch der SD – und Himmler.»

Als Dornberger begriff, dass Keitel nicht vermitteln wollte, entschloss er sich zu einem Vorgehen, das wenige Männer in dem Deutschland des Jahres 1944 freiwillig auf sich genommen hätten. Er bat Keitel, ihn bei Himmler anzumelden. Keitel rief in Berlin an und erhielt die Antwort von Himmlers Adjutanten, dass sich der Reichsführer SS weigere, Dornberger zu empfangen. Er solle sich an SS-Obergruppenführer Hans Kaltenbrunner vom SS-Sicherheitshauptamt wenden.

Feldmarschall Keitel bat General Dornberger, das Gesprochene streng vertraulich zu behandeln, und verabschiedete ihn.

Dornberger fuhr kochend vor Wut nach Norddeutschland zurück.

Die britische Abwehr konnte im März 1944 den Premierminister Churchill als Vorsitzenden des Crossbow-Ausschusses noch immer nicht mit besonderen Einzelheiten über die deutsche Fernrakete versorgen. Es waren keine greifbaren Meldungen darüber eingegangen, wann sie eingesetzt würde. Erst nach dem Krieg erfuhr die britische Abwehr, dass der technische Leiter der Heeresversuchsanstalt Peenemünde während der kritischsten Zeit der Entwicklung als strategische Waffe nicht an dem A 4 arbeitete.

Am 13. März drei Uhr morgens hatten drei Gestapo-Beamte an die Tür von Wernher von Brauns Junggesellenquartier in Peenemünde geklopft und ihn aufgefordert, sich rasch anzuziehen und sie zum Polizeipräsidium in Stettin zu begleiten. Von Braun hatte energisch protestiert und erklärt, dass es sich um ein Missverständnis handeln müsse. Die Beamten wiesen seinen Protest höflich, aber entschieden zurück; sie hatten den ausdrücklichen Befehl, ihn in «Schutzhaft» zu nehmen.

Im Gefängnis wurde von Braun weder bedroht noch schlecht behandelt. Doch man erklärte ihm auch nicht, was «Schutzhaft» bedeutete. «Ich habe zwei volle Wochen im SS-Gefängnis von Stettin gesessen», erinnerte er sich später, «ohne die geringste Andeutung über die Gründe für meine Verhaftung.» Er fand, dass dieses Nichtwissen, was mit ihm geschehen sollte, sehr viel schlimmer sei, als brennende Lumpen auf primitive, gasspukende Raketenöfen werfen zu müssen, wie er es in den ersten Jahren oft hatte tun müssen.

Endlich kamen die Wärter, um ihn zu holen. Er wurde aus seiner kalten Zelle in einen Raum geführt, den er für einen kleinen Gerichtssaal hielt. Er sah jedoch weder Staatsanwalt noch Verteidiger und auch keine Zuschauer. Die Richter, falls es Richter waren, trugen jedoch keine Roben, sondern SS-Uniformen. Sie beschuldigten von Braun, er habe gesagt, dass er das A4 nicht als Waffe konstruiert, sondern dabei die Weltraumfahrt im Sinn gehabt habe und dass er den bevorstehenden Einsatz dieses Geräts im Krieg verabscheue. «Da diese Einstellung in Peenemünde ziemlich verbreitet war», erinnerte sich von Braun später, «fühlte

ich mich verhältnismässig sicher, falls das die einzige Anklage war, die man gegen mich erheben konnte. Doch die Uniformierten behaupteten weiter, ich hielte ein Flugzeug bereit, um mit wichtigen Raketeneinheiten nach England zu fliegen. Der Gegenbeweis war schwer zu erbringen, denn ich benutzte häufig eine kleine Maschine, die ich auf Dienstflügen durch ganz Deutschland selbst steuerte.»

Das Verfahren war von einer Unwirklichkeit, die von Braun, als Ingenieur gewöhnt, es mit fassbaren Problemen zu tun zu haben, ziemlich furchteinflössend und undurchschaubar fand. Wenn die SS wirklich darauf aus war, ihn aus ihm unbekannten Gründen zu verurteilen, wie konnte er dann seine Unschuld beweisen?

In diesem Scheinprozess trat plötzlich ein besonders unheimlicher Zwischenfall ein. Generalmajor Dornberger kam in den Raum, ging auf den SS-Führer zu, der den Vorsitz hatte, und reichte ihm ein amtlich aussehendes Dokument. Kaum war das Papier gelesen, «so wurde meine sofortige Freilassung befohlen, und ich fuhr mit Dornberger ab», erinnerte sich von Braun.

Das plötzliche Ende der Verhandlung war das Ergebnis von zwei Wochen währenden Bemühungen Dornbergers. Er war im SS-Sicherheitshauptamt in Berlin gewesen, wo man ihn nebenher darauf aufmerksam machte, dass auch gegen ihn eine dicke Akte vorhanden sei, und von dort zur Abwehrdienststelle des Heeres gefahren, wo man die Freilassung von Brauns, Riedels und Grötrupps verfügte. «Meine eidesstattliche Erklärung der Unersetzlichkeit der Verhafteten für das Programm befreite sie zunächst für drei Monate aus der Haft», schrieb Dornberger später. «Eine neue Erklärung nach drei Monaten bewirkte die gleiche Aussetzung der Verhaftung.»

Das war jedoch noch nicht das Ende der Absichten der SS auf das Raketenprogramm. Himmler war zur Zeit der Verhaftung von Brauns noch nicht so mächtig, dass er dem Heer die völlige Leitung des Raketenwesens entreissen konnte, – doch auch diese Zeit sollte kommen. Im März 1944 jedoch war der Reichsführer SS noch gezwungen, seine im allgemeinen erfolgreich getarnte Taktik anzuwenden. Nachdem sich von Braun geweigert hatte, zur Waffenabteilung der SS überzulaufen, begann Himmler Material

gegen den technischen Leiter der Heeresversuchsanstalt Peenemünde zusammenzutragen, das ihn davon überzeugen sollte, dass sein Entschluss unklug gewesen sei.

Es erwies sich jedoch als schwierig, etwas zu finden, worauf man eine Anklage gegen einen Mann wie Wernher von Braun hätte begründen können. Seine Abstammung war ganz zweifellos «rein arisch», und eine politische Belastung irgendwelcher Art lag nicht vor⁵. Verbindungsleute der Gestapo, die man nach Peenemünde eingeschleust hatte, konnten nicht das geringste gegen ihn vorbringen, bis endlich eine Informantin, eine Zahnärztin, von Brauns Bemerkungen auf der Gesellschaft in Zinnowitz hörte. Wenn man sie aus dem Zusammenhang riss, konnte man sie als Beweis für verräterische Betätigung auslegen. Von Braun wurde vor ein Gericht gestellt, dessen Absicht nicht war, über seine Schuld oder Unschuld zu befinden, sondern ihn so einzuschüchtern, dass er bereit war, seine Begabung der SS zur Verfügung zu stellen. Der Versuch war, nicht zuletzt durch General Dornbergers Eingreifen, fehlgeschlagen, doch er hatte dreierlei erreicht: er schuf ein Klima der Furcht unter den zivilen Technikern, die an dem Raketenprogramm arbeiteten, – er flösste von Braun selbst eine persönliche Abneigung gegen die Nationalsozialisten und alle Polizeistaaten ein, – er verzögerte die Fertigstellung des A4 als Waffe.

Die britische Abwehr wusste von diesem Komplex natürlich nichts und konnte nicht ahnen, in welches Netz von Rivalitätskämpfen die deutschen Geheimwaffen verstrickt waren. Die britische Abwehr wusste lediglich, dass die Berichte der polnischen Untergrundbewegung weitere deutsche Raketenversuche in Blizna meldeten. Als die ersten polnischen Berichte einliefen, lag Blizna 1'600 Flugkilometer – quer durch Deutschland – von Benson in Oxfordshire, der Basis der Bildaufklärungseinheit, entfernt und damit ausserhalb der Reichweite ihrer Flugzeuge. Doch jetzt, im April, liess sich Blizna von der neuen Basis dieser Einheit in San Severo in Italien erreichen, und das Wetter war klar.

Als Wernher von Braun bereits seine Arbeit als technischer

Leiter des A-4-Programms wieder aufgenommen hatte, startete am 15. April 1944 eine Mosquito-Maschine in San Severo und nahm das verdächtige Gebiet um Blizna auf. Die Fotos zeigten nichts als eine riesige Lichtung in den Wäldern um einen undurchdringlich getarnten Komplex. Ein zweiter Aufklärungsflug am 5. Mai ergab Fotos der gleichen Art. Auf diesen entdeckten die Bildauswerter jedoch ein einzelnes beunruhigendes Objekt: eine Rakete, die im Freien lag und genau mit denen übereinstimmte, die früher in Peenemünde aufgenommen worden waren. Die alliierten Führer erhielten damit – während der Tag der Invasion näher rückte – den Beweis, dass die Deutschen ihre Geheimwaffenentwicklung fortgesetzt hatten.

Während des Monats Mai waren sie der Ansicht, dass die Crossbow-Angriffe die Startstellungen für Raketen und Flugbomben so schwer getroffen hatten, dass die meisten von ihnen «unbrauchbar für den Einsatz geworden» seien, wie sich Luftmarschall Sir Roderic Hill äusserte. Doch eine verwirrende Tatsache blieb bestehen: Trotz der Bemühungen der Bildaufklärungseinheit und der Agenten in der französischen und der polnischen Widerstandsbewegung, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um die britische Abwehr mit Berichten über Geheimwaffen und ihre Abschussbasen zu versorgen, gab es im Spätfrühjahr 1944 «kein Mitglied der alliierten Truppen, auf welcher Ebene auch immer, das genau gewusst hätte, was die deutschen Waffen zu leisten vermochten»⁶. Das galt auch für den Mann, der die Last trug, den Truppen, die sich für den Angriffssprung über den Ärmelkanal ins besetzte Frankreich versammelten, den Einsatzbefehl zu geben: Dwight D. Eisenhower.

4 Kennwort Diver (Taucher)

Am 4. Juni 1944 trat General Eisenhower in die Bibliothek des Southwick House in Südengland. Es war neun Uhr dreissig abends. Er war von Fachberatern umgeben, doch die Entscheidung hatte er allein zu treffen.

Bei der Vormittagskonferenz hatte die Wettervorhersage, die niedrige Wolken, starke Winde und schweren Wellengang verhiess, Eisenhower veranlasst, die Invasion um 24 Stunden zu verschieben. Nun wurde er von seinem Chefmeteorologen unterrichtet, dass eine neue Wetterfront beobachtet worden sei. Dieser Meteorologe, Oberst Stagg, wollte zwar nichts versprechen; es bestehe jedoch die Möglichkeit, sagte er, dass sich das Wetter aufkläre und sich bis zum Vormittag am Dienstag, dem 6. Juni, halte.

Eisenhower befragte seine zwölf höchsten Befehlshaber; es ergab sich jedoch keine Übereinstimmung unter ihnen im Hinblick darauf, was man tun solle. Montgomery, der die Bodentruppen beim Angriff führen sollte, stimmte für den Angriff. Der angesehene Vertreter des Oberbefehlshabers, Luftmarschall Tedder, und der Befehlshaber der alliierten Luftwaffen, Luftmarschall Leigh-Mallory, äusserten sich pessimistisch. Im Hinblick auf die Umstände betrachteten sie das Unternehmen als «gewagt».

Die Entscheidung lag also allein bei Eisenhower. Generalmajor Walter Bedell Smith, sein Stabschef, der ihn beobachtete, war beeindruckt von «der Einsamkeit und Isolierung eines Befehlshabers zu einer Zeit, wenn ein solch entscheidender Entschluss von ihm in der vollen Erkenntnis dessen getroffen werden soll, dass Fehlschlag oder Erfolg auf seinem individuellen Entschluss beruht».

Eisenhower wog die Hunderte von Problemen gegeneinander ab, die mit der Invasion in Zusammenhang ständen; Zwei davon waren den Truppen und selbst den meisten seiner Berater unbekannt. Und diese beiden riefen seine stärkste Besorgnis hervor.

Ende März hatte General George C. Marshall auf dringende Empfehlung von General Leslie Groves, dem Leiter des Manhattan-Projekts, einen Major A. V. Peterson zu Oberbefehlshaber Eisenhower geschickt. Major Peterson unterrichtete Eisenhower davon, dass die Anglo-Amerikaner auf dem Weg seien, eine ungeheure Bombe fertigzustellen, die auf Kernspaltung beruhte. Doch Peterson setzte hinzu, man könne die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass die Deutschen bald in der Lage seien, auch eine Atom-bombe herzustellen. General Groves hielt diese Möglichkeit zwar für unwahrscheinlich, wollte jedoch den Oberbefehlshaber unterrichten, dass die Deutschen vielleicht gewöhnliche Sprengbomben, die radioaktives Material enthielten, anwenden und dass sie damit «eine Art radioaktive Sperre über die Invasionsroute legen» könnten.

Das zweite Problem war noch beunruhigender, weil es greifbarer war. Eisenhower war eingehend über die Gefahr der Geheimwaffen informiert worden. Er hatte die *Crossbow*-Luftangriffe auf die Abschuss- und Versorgungsanlagen mit starkem Interesse verfolgt. Im April hatte er ihnen Vorrang vor allen andern Unternehmen in der Luft gegeben. Er wusste, dass der anglo-amerikanische Planungsstab der Operation *Overlord* allen Ernstes erwogen hatte, ob es ratsam und durchführbar sei, die Invasionsbasen von den verletzbaaren Häfen Sünglands nach Hull, Glasgow oder Liverpool zu verlegen. Generalleutnant Sir Frederick Morgan, der Chefplaner des Unternehmens *Overlord*, hatte das gesamte vorliegende Material über die Geheimwaffen studiert und sich schliesslich «unter Sorgen dazu durchgerungen, die Empfehlung zu befolgen, dass wir bleiben, wo wir sind, und nehmen, was kommen soll».

Doch Eisenhower wusste trotz der angestregnten Bemühungen seiner Nachrichtendienste, ihm handfeste Tatsachen über die Geheimwaffen zu liefern, wirklich nicht, was «kommen sollte». Dagegen wusste er, dass Süngland mittlerweile ein einziges riesenhaftes Militärlager war. Zwei Millionen Mann warteten in überfüllten Zelten, Kasernen, Baracken und Nissenhütten. Riesige Stapel von Versorgungsmaterial und Munition waren über verstopfte Strassen und Eisenbahnlinien in die Versammlungsgebiete beför-

dert worden. Eine Armada füllte die Häfen Plymouth, Portsmouth, Portland und Southampton. Dieses wimmelnde Arsenal stellte die grösste Konzentration militärischer Macht dar, die die Welt gesehen hatte. Ausserdem bildete es ein einladendes Ziel für Waffen, die von der französischen Küste her feuerten.

Welche Auswirkungen ein plötzlicher Einsatz von Geheimwaffen am Tag der Invasion haben könnte, vermochte Eisenhower «nicht einmal zu ahnen»¹. Aber wenn im Hinblick auf die erbärmlichen Wetterverhältnisse das Risiko, den Angriffsbefehl zu geben, «zu gewagt» war, so konnte er doch abschätzen, dass ein Befehl, die Invasion auf ein unbekanntes späteres Datum zu verschieben, das vielleicht Wochen oder gar Monate in der Zukunft lag, ebenfalls «zu gewagt» war, als dass er ihn geben durfte. Diese Geheimwaffen waren vielleicht noch gar nicht einsatzbereit – das wusste er natürlich nicht genau –, aber er musste bei seinen Überlegungen berücksichtigen, dass sie vielleicht sehr bald angewendet wurden und bei einem so konzentrierten Ziel möglicherweise verheerend wirkten.

Geheimwaffen, radioaktives Material, das Wetter – im Geist erwog Eisenhower all diese Imponderabilien und brachte sie mit den Hunderten von greifbaren militärischen Problemen in Verbindung, über die er genau Bescheid wusste. Er fasste alles zu einer einfachen Frage zusammen: «Wie lange kann man dieses Unternehmen an einen Ast hängen und es dort hängenlassen?»

Dwight D. Eisenhower traf seine Entscheidung: «In Ordnung, wir gehen hinüber.» Er berief eine weitere Besprechung für den nächsten Morgen ein, um die letzten Wettervorhersagen zu berücksichtigen, doch die wartende Flotte erhielt bereits den Befehl, dass die Invasion angesetzt worden sei. Eisenhower verliess mit den höchsten Befehlshabern und Stabschefs das Southwick House. Er hatte 45 Sekunden gebraucht, um sich zu entschliessen, den Befehl zum grössten amphibischen Angriff in der Geschichte zu geben.

Am nächsten Morgen, dem 5. Juni, 3 Uhr 30, verliess der Oberbefehlshaber den grossen Anhänger, in dem er wohnte, und liess sich eine Meile weit über die schlammige, regengepeitschte Strasse durch Wind von nahezu Orkanstärke zum Southwick

House fahren, wo man ihn unterrichtete, dass trotz des gewaltigen Sturms noch Hoffnung auf einen Wetterumschlag am 6. Juni bestehe. Das bessere Wetter könne 36 Stunden anhalten, – weitere Voraussagen wagten die Meteorologen nicht zu machen. Eisenhower dachte eine Weile darüber nach und schickte dann den Vereinigten Stabschefs folgenden Spruch: «Halcyon plus 5 endgültig und unwiderruflich bestätigt.»

In der trüben grauen Morgendämmerung des 6. Juni erreichten Briten und Amerikaner die Küste der Normandie. Truppen der SS und der Wehrmacht erholten sich von ihrer Überraschung und leisteten der stetigen Landeinwärtsbewegung erbitterten Widerstand. Auf beiden Seiten mögen einige Männer am Ende des Tages, als sie Zeit hatten zu denken, überlegt haben, dass es sich um ein historisches Ereignis handelte, um den Anfang vom Ende des nationalsozialistischen Deutschland. Doch keiner der Männer konnte ahnen, dass dieser Tag noch aus einem andern Grund historisch war.

Es war die letzte Überwasser-Invasion. Natürlich würde es auch in künftigen «begrenzten» Kriegen noch amphibische Angriffe geben. Doch nichts auch nur annähernd in dem Massstab vom 6. Juni 1944, weil nie mehr grössere Konflikte von kämpfenden Männern und konventionellen Waffen entschieden werden würden. Innerhalb der nächsten fünfzehn Monate sollten zwei neue und entsetzliche Waffen – die Fernrakete und die Atombombe – eingesetzt werden. Gegen sie würden alle Heere der Welt, die jemals seit Beginn der Geschichte auf der Erde gekämpft hatten, zusammengenommen ebenso ohnmächtig sein wie die Maulwürfe in den blutigen Feldern der Normandie.

Keiner der Soldaten, die sich von den Küstenklippen auf Carentan, Isigny, St. Lo und Caen vorarbeiteten, konnte das wissen. Ebenso wenig konnten sie wissen, dass ihnen Sondertruppen mit Geigerzählern an Land gefolgt waren, aber keine Spuren von Radioaktivität gefunden hatten. Und schliesslich konnten sie nicht wissen, dass das Ausbleiben des Geheimwaffenangriffs die wenigen alliierten Führer, die von dieser Gefahr unterrichtet waren, sehr erleichtert hatte.

Am Abend des 12. Juni hatten die Soldaten Eisenhowers den

langen Bogen eines Brückenkopfes von zwölf bis zwanzig Kilometer Tiefe geschlossen und bereiteten sich auf den grossen Vorstoss vor. *Diver*, das Deckwort für das Auftreten von Geheimwaffen, war noch immer nicht gefunkt worden. Dass diese Waffen nicht gegen die Invasion eingesetzt wurden, rief ironische Belustigung bei denjenigen wissenschaftlichen Beratern hervor, die von Anfang an behauptet hatten, dass die ganze Geschichte nichts als ein Trick sei, ein grober teutonischer Scherz, der die Alliierten durch Verwirrung dazu bringen sollte, auf das Unternehmen *Overlord* zu verzichten.

An diesem Abend des 12. Juni gegen neun Uhr jedoch funkte Generaloberst Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes, einen Spruch an Oberst Max Wachtel, den Kommandeur des Flakregiments 155 (W) in Nordfrankreich. Das Unternehmen Rumpelkammer, der Deckname für den Einsatz der V-Waffen, sollte trotz der technischen Mängel bei der Waffe unverzüglich beginnen.

Kurz nach vier Uhr morgens hörte ein Luftspäher des Royal Observer Corps in Kent einen «rauschenden Lärm» und sah ein winziges Flugzeug über sich dahinfliegen, aus dessen Auspuff orangefarbene Flammen schlugen. Der Luftspäher schrie «Diver!» Doch es war zu spät, als dass Jäger oder Flakgeschütze das seltsame Objekt noch hätten abfangen können. Es flog weiter, «machte ein Geräusch wie ein uralter Ford, der einen Berg hinauffährt», und schlug um 4 Uhr 18 in Swanscombe ein. Niemand wurde verletzt. Drei weitere von diesen unheimlichen Objekten kamen während der nächsten Stunde und gingen in Cuckfield, Platt bei Sevenoaks und Bethnal Green zu Boden. Nur im letzten Ort gab es Ausfälle: sechs Tote und neun Verletzte. V1, die Flugbombe, war vor V 2, der Fernrakete, gekommen *.

Von den elf Flugbomben, die Oberst Wachtel von den geneig-

* Die Gründe dafür sind vielfältiger Natur, doch zwei davon sind entscheidend: Die Erprobungsstelle der Luftwaffe in Peenemünde, in der V 1 entwickelt wurde, wurde bei dem Luftangriff vom 17. August 1943 überhaupt nicht getroffen, und die V 2 war ein sehr viel komplizierteres wissenschaftliches Instrument, für das die Lösung zahlloser schwieriger technischer Probleme nötig war.

ten Stahlschienen, in der Nähe von Bauernhäusern im Pas-de-Calais versteckt, losheulen liess, erreichten nur diese vier England. Ihre zerstörende Wirkung war gering, bezeichnete jedoch den Anfang des V-Waffen-Angriffs, und ein Spass war das gewiss nicht. Das britische Kriegskabinett trat zusammen, und in Washington wurden Besprechungen abgehalten, um über eine Abhilfe gegen diese Gefahr zu beraten, die zu einer bestürzenden Tatsache und zu einem Problem erster Grösse geworden war.

Danach hörte man drei Tage lang nichts weiter von Oberst Wachtels Flakregiment 155 (W). Und dann begann am Mittag des 15. Juni wirklich die neue Ära des Kriegswesens. In den nächsten 24 Stunden starteten 244 V-1-Geräte von ihren Abschussrampen. 144 schafften die Überquerung des Ärmelkanals; die Rudereinrichtungen von 77 Flugbomben reagierten über London, und die Geräte stürzten auf die Stadt hinunter, jedes mit einer Tonne Sprengstoff. Todesfälle unter den Zivilisten und Beschädigungen von Gebäuden waren zahlreich und alarmierend. Ebenso alarmierend war die Tatsache, dass die Deutschen diese Roboter nicht von den massigen Stahlbetonkonstruktionen abfeuerten, die britische und amerikanische Bombergeschwader mit solcher Mühe im Lauf der *Crossbow*-Angriffe zerschlagen hatten. Sie benutzten neue, kleinere und ausgezeichnet getarnte «modifizierte Stellungen», die schwer zu entdecken waren.

In den frühen Morgenstunden des 16. Juni, als die Flugbomben weiter auf London fielen, rief Winston Churchill sein ganzes Kriegskabinett zusammen. Es wurde eine der schicksalhaftesten Entscheidungen des Krieges getroffen: der lange vorbereitete Plan zur Bekämpfung der V1 sollte unverzüglich in Kraft gesetzt werden, doch der Sieg in der Schlacht von Frankreich sollte das Hauptziel bleiben. England musste «nehmen, was kam», selbst wenn es weit schlimmer werden sollte als die Luftangriffe des Jahres 1940/41. General Eisenhower sollte jedoch gebeten werden, alles Mögliche zu unternehmen, um die modifizierten Abschussstellungen der V1 zu zerstören.

Eisenhower handelte schnell. Am 16. Juni schickte er eine Aktennotiz an seinen Stellvertreter Luftmarschall Tedder:

Damit meine Wünsche, die ich heute morgen bei der Besprechung im Hinblick auf die Crossbow-Ziele mündlich geäußert habe, völlig klar und schriftlich belegt sind: diese Ziele sollen Vorrang vor allem andern ausser den dringenden Erfordernissen der Schlacht haben, – diese Dringlichkeitsstufe soll beibehalten werden, bis wir sicher sein können, dass wir in dieser besonderen Sache endgültig die Oberhand gewonnen haben ².

Nun tobten zwei Schlachten: die Landschlacht von Frankreich und die «Schlacht gegen die fliegende Bombe». Die erste verlief sehr viel besser als die zweite. Als die Truppen sich tiefer in die Normandie vorkämpften, sahen Eisenhower und seine Befehlshaber den Anfang vom Ende für die entschlossenen, aber erschöpften Armeen, die ihnen gegenüberstanden. Doch der Optimismus der alliierten Führer wurde durch das Wissen gedämpft, dass sich das Mass der V-1-Angriffe verstärkte. Von der Morgendämmerung des 2. Juli an barsten 161 Flugbomben innerhalb von 24 Stunden im Gebiet von London. Und niemand wusste, was geschah, wenn die V 2, die ein weit tödlicheres Geschoss sein sollte, plötzlich eingesetzt würde.

Die einzige Gewissheit im Hinblick auf die V-Waffen war diese: wären sie vor dem Tag X eingesetzt worden, dann hätte die Invasion vielleicht keinen Erfolg gehabt, die zweite Front in Frankreich zu errichten. Der Hauptverantwortliche für den Plan *Overlord*, Generalleutnant Sir Frederick Morgan, sollte später schreiben: «Es ist kaum zu bezweifeln, dass wir, falls die ganze Wucht von Hitlers Geheimwaffen gegen uns eingesetzt worden wäre, gezwungen gewesen wären, sagen wir einmal, unsere Strategie zu ändern.» Eisenhower äusserte sich noch deutlicher: «Wenn es dem Deutschen gelungen wäre, diese . neuen Waffen sechs Monate früher fertigzustellen und einzusetzen, dann hätte sich unsere Invasion in Europa wahrscheinlich als überaus schwierig, vielleicht sogar als unmöglich erwiesen. Wenn es ihm gelungen wäre, diese Waffen sechs Monate lang anzuwenden, und vor allem wenn er das Gebiet Portsmouth-Southampton zu einem seiner Hauptziele gemacht hätte, dann hätte, davon bin ich überzeugt, *Overlord* vermutlich abgeschrieben werden müssen.

Langsam schoben sich die Alliierten jedoch während des langen Sommers 1944 tiefer nach Frankreich hinein und gewannen auch die «Schlacht gegen die fliegende Bombe». Alliierte Bodentruppen überrannten die Startstellungen der V1, und die Luftverteidigung Grossbritanniens lernte, «mit der hässlichen kleinen Wanze» fertig zu werden.

V1 flog mit einer Geschwindigkeit bis zu 625 km die Stunde, also weit unter Schallgeschwindigkeit. Man hörte sie kommen, und ihr Nahen sah man sowohl mit dem unbewehrten Auge wie auf dem Radarschirm. Von allen überflüssigen Einbauten befreite Spitfire-XIV- und Tempest-Jäger konnten es mit ihnen aufnehmen und sie entweder abschiessen oder neben ihr fliegen, eine ihrer Tragflächen anstossen und sie zur Erde befördern, ehe sie Gross-London erreichten. Sie bildete für den gegen sie aufgestellten Flakgürtel ein schwieriges Ziel, doch auch die Geschütze lernten bald, sie in zunehmender Anzahl herunterzuholen.

London litt unter den Angriffen der unbemannten Flugzeuge, überstand sie jedoch⁴. Die V 1 war zu spät gekommen. Sie würde Deutschland den Sieg nicht bringen oder auch nur den Kriegsausgang beeinflussen. Nun blieb nur noch die V 2, die ihren langen dunklen Schatten über den siegreichen Vormarsch der alliierten Armeen warf. Nichts war mehr von der Fernrakete zu hören, die man ursprünglich für eine unmittelbarere Gefahr als die Flugbombe gehalten hatte, doch konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, dass sie eingesetzt werden würde. Die Abwehr hatte entdeckt, dass sie bereits in Serienfertigung gegangen war, und kannte auch den Ort. Auch hier wieder hatte die Luftaufklärung die Antwort gebracht.

Die langen Raketen mit den vier Flossen, die so gross und einzigartig in ihrer Form waren, dass sie sich schwer tarnen liessen, mussten über gewöhnliche Strassen und Eisenbahnstrecken befördert werden, um vom Fertigungsort zum Einsatzplatz zu gelangen. Die Bildaufklärer verfolgten den Weg der Raketen einfach von Blizna und Peenemünde bis zu ihrem Herkunftsort zurück. Dabei entdeckten sie, dass Hunderte von Objekten, die nur Raketen sein konnten, aus Nordhausen am Südharz kamen.

Pläne, den Fertigungskomplex bei Nordhausen zu bombardie-

ren, wurden aufgegeben, als man feststellte, dass sich die Anlagen unter der Erde befanden. Stattdessen nahm sich die amerikanische Achte Luftflotte des getarnten, aber über der Erde liegenden technischen Zentrums der Raketenentwicklung an, wo eine Wiederaufnahme der Tätigkeit beobachtet worden war. Bei drei Tagesangriffen – am 18. Juli, 2. und 25. August – warf die Achte Luftflotte annähernd 2'000 Tonnen Bomben auf Peenemünde. Doch immer mehr Raketen wurden von Nordhausen aus abtransportiert, und das Versuchsschiessen in Blizna und Peenemünde ging weiter.

Die alliierten Führer sahen sich also trotz all ihrer Bemühungen immer noch beunruhigenden und unbeantworteten Fragen im Hinblick auf ein entscheidendes Hindernis für den Sieg gegenüber. Die Abwehr hatte gute Arbeit geleistet, als sie Peenemünde, Blizna und Nordhausen identifizierte; sie kannte die Strecken, die benutzt wurden, um die Raketen zu ihren Versuchsabschussstellen zu befördern, die Sauerstofffabriken, die einen ihrer Betriebsstoffe erzeugten, und sie hatte das Aussehen der Rakete und ihre vermutliche Leistungsfähigkeit aus Agentenmeldungen und Luftaufnahmen schätzen können. Doch es war der Abwehr nicht gelungen, eine Rakete zu beschaffen, damit sie von Wissenschaftlern untersucht werden konnte. Die V1 war eine bekannte Grösse. Doch die V 2 blieb im Hinblick darauf, wie sie funktionierte und welche Zerstörungen sie verursachen könnte, eine Geheimwaffe.

Doch dann, im Sommer 1944, konnte die Abwehr, nachdem ihre konventionellen Spionagemethoden versagt hatten, das Geheimnis enträtseln.

5 Kennwort Big Ben

Als die Zeit für das Dritte Reich knapp wurde, konnte Peenemünde es sich nicht mehr leisten, den Schein aufrechtzuerhalten, als ob es überhaupt nicht mehr arbeite. Tarnungs- und strenge Sicherheitsmassnahmen wurden weiter durchgeführt, doch die Versuchsschüsse waren offen wie der aufgenommen worden. Am 13. Juni 1944, sieben Tage nach Beginn der Invasion, wurde ein ganz besonderes Geschoss zum Start auf den Prüfstand VII gestellt.

Diese Peenemünder Konstruktion war die erste bodengelenkte Flakrakete, *Wasserfall* mit Namen. Sie besass ein Funkleitsystem und sollte von einem Flakschützen am Boden mit Hilfe eines Steuerknüppels durch Funk in sein Ziel in der Luft gebracht werden. Das Steuersystem der *Wasserfall-Rakete* war so weit, dass sie im Flug erprobt werden sollte. Die Rakete, die endgültig dazu benutzt werden sollte, gab es jedoch noch nicht; deshalb beschloss man, ein A 4 als Trägerrakete für die Funksteuergeräte zu benutzen.

Das A4 selbst war nicht für Funksteuerung vorgesehen, liess sich jedoch für Versuchszwecke mit den *Wasserfall-Geräten* ausrüsten. 150 Kilogramm brennender Alkohol und flüssiger Sauerstoff flammten und zischten über den Abschusstisch des Prüfstandes VII, als sich ein A4 mit *Wasserfall-Instrumenten* hob und in den blauen Himmel aufstieg. Es gehorchte, wie geplant, der Bodensteuerung. Schliesslich wollte man es in die Ostsee stürzen lassen, wo sein Einschlagspunkt für die Suchmannschaften mit den Beuteln hellgrüner Farbe, die es zu diesem Zweck bei sich trug, gefärbt werden würde.

Doch der Techniker, der mit seinem Steuerknüppel das Kontrollsystem in diesem A4, das zum erstenmal als Flakrakete diente, lenken sollte, verlor die Rakete plötzlich in 2'000 Meter Höhe, als eine schwere Wolkenschicht ihm die Sicht versperrte. In plötzlicher Angst, dass das Aggregat nach Süden schwingen und über Deutschland abstürzen könne, steuerte er es nach Norden über die Ostsee. Abgesehen von diesem Zwischenfall verlief der

Versuch anscheinend recht erfolgreich. Die Suchmannschaften, die sofort mit ihren Motorbooten ausschwärmten, fanden allerdings die grüngefärbten Kreise nicht.

Wernher von Braun wollte immer genau wissen, wo jede Versuchsrakete eingeschlagen war. Er war nicht mit dem Bericht zufrieden, als er hörte, dass das Gerät in diesem Fall «vom Kurs abkam, aber zweifellos in der nördlichen Ostsee versank». Er wies seine Steuer- und Messabteilung an, eine gründliche Untersuchung vorzunehmen. 24 Stunden später, nach der Auswertung der Doppler-Spurmessaufzeichnungen, trug die Steuer- und Messabteilung eine unangenehme Vermutung vor: Die Rakete könne in Schweden niedergegangen sein.

Generalmajor Dornberger befand sich in Blizna, als dieser Versuchsstart stattfand, und dort erhielt er einen Anruf von der ‚Wolfsschanze‘, Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen, ob kürzlich irgendwelche Geschosse in Peenemünde gestartet worden seien. Dornberger rief die Versuchsanstalt an und erfuhr, dass man weder eine A 4 noch eine Fi 103 (V1) abgeschossen habe. Diese Antwort genügte dem Hauptquartier jedoch nicht. Irgendein Gerät, das anscheinend dem A 4 ähnele, sei, wie gemeldet werde, über Schweden in der Luft explodiert und in Bruchstücken in der Nähe der Stadt Kalmar abgestürzt. Die schwedische Regierung mache «verteufelten Krach» und habe beim Führer selbst protestiert.

Dornberger rief abermals Peenemünde an und erfuhr diesmal Einzelheiten von dem Versuchsstart, darunter von Brauns Ansicht, dass das Gerät in Schweden niedergegangen sein müsse. Dornberger meldete das in Hitlers Hauptquartier und wurde gefragt, ob man das abgestürzte A-4-Gerät wieder zusammensetzen und daraus Hinweise auf seine Funktion entnehmen könne. Das musste er bejahen. Doch als er gefragt wurde, ob die Alliierten den A-4-Einsatz nun durch Funkstörung beeinträchtigen oder das Gerät selbst nachbauen könnten, antwortete er verneinend. «Ich glaubte sogar versichern zu können», erinnerte sich Dornberger, «dass die Ausrüstung mit der *Wasserfall-Steuerung* dem feindlichen Nachrichtendienst einige Nüsse zu knacken gäbe und ihn zu falschen Schlussfolgerungen kommen liesse.»

Dornberger wurde dann «zur Entgegennahme einer Zurechtweisung ins Führerhauptquartier beordert mit der tröstlichen Versicherung, dass Hitler tobe». Doch als er ankam, wurde ihm gesagt, der Führer wolle ihn nicht sprechen. Hitler hatte Jodl erklärt, «es sei ganz gut, wenn die Schweden einmal erführen, dass wir von Deutschland aus ihr Land beschossen könnten. Sie wären dann zu Verhandlungen eher geneigt».

Die neutralen Schweden reagierten jedoch nicht ganz in dieser Weise auf die deutsche Rakete, die ihr Land getroffen hatte. Die schwedische Regierung war nicht bereit, die Raketenbruchstücke, die sie gesammelt hatte, der Deutschen Botschaft in Stockholm auszuhändigen. Wiederholte Aufforderungen wurden glatt abgelehnt. Die Deutschen begriffen, dass die Trümmer aufschlussreicher waren, als der Laie vermuten würde, da die Einzelteile einer Rakete, die in grosser Höhe «zerlegt», wie es bei dieser der Fall gewesen war, vom Luftwiderstand beim Absturz verlangsamt werden und zur Erde «flattern», ohne noch wesentliche weitere Beschädigungen zu erleiden.

Britische Agenten in Schweden erfuhren sehr rasch von der «Kalmar-Rakete». Als die britische Abwehr erklärte, sie sei sehr interessiert an den Teilen dieses Objekts, nach dem sie seit April 1943 auf der Jagd war, sagten die Schweden nicht nein.

Oberstleutnant Keith N. Allen erhielt die Erlaubnis, mit einem unbewaffneten Transportflugzeug C47 vom amerikanischen Transportkommando ins neutrale Schweden einzufliegen. Riesige unbezeichnete Kisten wurden in die C 47 verladen. Als Allen Schweden wieder verlassen hatte, wurde er von einer starken Jägereskorte abgeholt und nach England geleitet. Die Kisten wurden ausgepackt, und wie Archäologen, die einen griechischen Tempel aus Bruchstücken von Säulen und Gesimsen rekonstruieren, setzten alliierte Wissenschaftler zum erstenmal eine entsprechende Nachbildung von Deutschlands meistgehütetem Geheimnis zusammen und analysierten sie.

Doch etwas an der nachgebauten Rakete führte die angloamerikanischen Wissenschaftler tatsächlich zu «falschen Schlussfolgerungen». Aus den Resten der Funkfernsteuerungsanlage der Wdsserfdll-Rakete, die sie in den aus Schweden herübergebracht

ten Trümmern fanden, schlossen sie, dass die V 2 eine solche Fernlenkanlage haben werde. Das weckte in ihnen die Hoffnung, dass man die Rakete während des Flugs durch Störung dieser Funkanlage werde ablenken können. Später wurde entdeckt, dass diese Hoffnung trügerisch gewesen war¹. Doch in dieser ersten Juliwoche hatte die «Kalmar-Rakete» so viele interessante und verwirrende Aufschlüsse enthüllt, dass die Wissenschaftler bei den Nachrichtendienststellen darauf drängten, ihnen eine weitere Rakete, möglichst in besserem Zustand, zur Untersuchung zu beschaffen.

Obwohl sich der «schwedische Zwischenfall» nicht wiederholte, erfüllten die Nachrichtendienststellen diese Bitte.

Wenn sich auch die Versuchsergebnisse des A4 in jenem heissen Juli 1944 verbesserten, so zerbrachen doch noch viele Geräte etwa 3 Kilometer vor dem Einschlag in der Luft. Dornberger riet von Braun, nach Polen zu fahren und sich genau an die Stelle zu setzen, «wo auf der Karte der Zielpunkt eingezeichnet war, auf den wir zur Zeit schossen». Von Braun erinnerte sich später, dass Dornberger meinte, das müsse etwa der sicherste Ort sein. Doch das konnte sich ändern. Bisher allerdings war noch kein A 4 näher als 3 Kilometer an den Zielpunkt herangekommen. Nun stand von Braun eines Tages auf einem freien Feld und betrachtete den Zeitanzeiger auf dem Beobachtungsturm, der angab, wann die Rakete in dem 300 Kilometer entfernten Blizna abgeschossen wurde und wann sie eintreffen musste. Als der Zeitanzeiger das Eintreffen der Rakete meldete, blickte von Braun in die Richtung, aus der sie zu erwarten war, und sah einen weissen Strich über den Himmel fliegen. Zu seinem Entsetzen erkannte er, dass sie genau auf ihn zuflog.

«Es blieb gerade noch Zeit, auf den Boden zu fallen, als ich auch schon von einer donnernden Explosion hoch in die Luft geschleudert wurde und danach unverletzt in einem Graben landete. Der Einschlag befand sich 300 Meter entfernt, und es war ein Wunder, dass mich die explodierende Sprengladung nicht in Fetzen riss.»

Das A4 wurde zielgenauer. Doch von Braun und seine Mitarbeiter waren nicht die einzigen, die diese Verbesserung aus gröss-

ter Nähe beobachteten. Die polnische Untergrundbewegung beobachtete das ebenfalls. Seit die Polen den Ausbau von Blizna gemeldet hatten, befolgten sie die Anweisungen der britischen Abwehr und bemühten sich, alles herauszufinden, was in diesem Gebiet vor sich ging.

Die Polen hatten viele nützliche Meldungen nach London gefunkt, vor allem über die Flugbombe V i, die ebenfalls in Blizna erprobt wurde. Doch die dringende Aufforderung, eine Fernrakete zu erbeuten, einen deutschen Raketenfachmann zu entführen oder auch nur Raketenteile zu beschaffen, die vom Kurs abgekommen waren, erwies sich als unmöglich für die polnische Widerstandsbewegung. Sie besass weder Waffen noch Transportmittel. Die gesunden Männer, die den deutschen Kriegsgefangenenlagern, Zwangsarbeitsbataillonen oder dem Tod entronnen waren, bildeten nur eine kleine Zahl. Und diese wenigen waren jetzt voll mit dem *Burza*, dem ‚Sturm‘, beschäftigt, dem Partisanenkrieg, den die polnische Exilregierung in London befohlen hatte, als sich die Rote Armee der Ostgrenze Polens näherte.

Trotzdem patrouillierten Widerstandseinheiten auf der Schusslinie der Rakete und zeichneten die Berichte der dort lebenden Bauern auf. Die Untergrundbewegung wurde von jedem Raketeneinschlag unterrichtet. Doch sie war den deutschen motorisierten Patrouillen nicht gewachsen, die rasch eintrafen, um alle Raketentrümmer einzusammeln, und wieder zurückfuhren, nur die leeren Trichter zurücklassend. Monatelang sahen die Polen – denen es an Stärke und Waffen fehlte – hilflos zu, wenn die Beute, nach der sie verzweifelt strebten, abtransportiert wurde.

Dann stürzte eines Nachmittags eine verirrte A-4-Rakete auf das sandige Ufer des Bug in der Nähe des Dorfes Sarnaki im Bezirk Warschau, ohne zu explodieren. Eine deutsche motorisierte Einheit wurde eilig ins Gebiet von Sarnaki geschickt. Doch diesmal war eine polnische Patrouille früher an Ort und Stelle. Die Polen sahen, dass die Rakete unbeschädigt geblieben war, hatten jedoch weder die Transportmittel noch die Zeit, sie wegzuschaffen, ehe die Deutschen kommen mussten. Es war der bedrückendste Augenblick, seit ihre Suche im Januar 1944 begonnen hatte.

Dann kam einer der Polen auf eine Idee. Zwanzig Männer brachten es fertig, das Gerät unter Einsatz aller Kräfte die Böschung hinunter in den flachen Bug zu rollen. Doch man konnte sie in dem klaren Wasser sehen. Auf einer nahen Wiese weidete friedlich eine Herde Kühe. Die Polen rasten hin und trieben die Tiere in den Fluss. Fünf Minuten später kam die deutsche Suchmannschaft, sah jedoch nur eine Herde Kühe, die im Wasser stand und trank. Die Kühe hatten das klare Blau in ein trübes, schlammiges Braun verwandelt. Die Deutschen fuhren weiter, um die verirrte Rakete zu suchen.

Die Polen kamen nach Einbruch der Dunkelheit mit Werkzeug und drei alten Lastwagen, dazu einer Gruppe von Technikern zurück. Die Rakete wurde aus dem Wasser geholt und beim Licht von Fackeln, das man mit Decken abschirmte, zerlegt. Der Sprengkopf, der nicht explodiert war, bot ein gefährliches Problem. Er schien etwa eine Tonne Amatol zu enthalten. Doch die Polen machten sich an die Arbeit, obwohl sie wussten, dass jeder falsche Schlag sie in Fetzen reissen konnte, und bauten den Zünder aus. Kurz vor der Morgendämmerung fuhren die drei Lkw mit ihrer kostbaren Ladung davon.

Die britische Abwehr wurde verständigt, dass die polnische Untergrundbewegung endlich in den Besitz einer deutschen Fernrakete gelangt sei. Sie befinde sich in ausgezeichnetem Zustand. Die Abwehr funkte zurück, dass sie die Rakete um jeden Preis nach England befördern müsse. Wie man eine zwölf Tonnen schwere, zwölf Meter lange Rakete aus dem besetzten Polen herausbringen und zu der Versuchsstation der britischen Luftwaffe in Farnborough transportieren könnte, war eine Frage, die der Untergrund in Polen nicht zu lösen vermochte, doch London teilte mit, dass man bereits Vorbereitungen treffe.

Schliesslich funkte die Abwehr einen Plan, der sich vielleicht durchführen liess, falls alle Faktoren genau ineinandergriffen. Die britische Flugbase in Brindisi, Italien, war keine tausend Flugkilometer von Polen entfernt, und die britische Luftwaffe hatte bereits einen Bomber mit Versorgung und Waffen auf einem von den Deutschen aufgegebenen Flugplatz in Polen landen lassen. Innerhalb von zehn Minuten war die Maschine entladen, gestartet und wieder auf dem Rückflug nach Brindisi; die deutschen Flieger

hatten überhaupt nichts von ihr bemerkt. Dieser kleine Flugplatz mit dem polnischen Decknamen *Motyl*, «Schmetterlings wurde von der britischen Abwehr als Ladeplatz für die Rakete bestimmt. Die Verladung müsse jedoch, wie London den Polen funkte, so vorbereitet werden, dass der Aufenthalt nicht länger als zwanzig Minuten dauere. Danach würden die Deutschen bestimmt Verdacht schöpfen und eine Patrouille zum Flugplatz *Motyl* schicken.

Die Polen waren einverstanden, fragten sich jedoch, welcher Bomber eine Rakete von zwölf Tonnen Gewicht befördern konnte. London erwiderte, die ganze Rakete sei nicht nötig; man brauche nur die wichtigsten Teile, dazu eine genaue technische Zeichnung von dem ganzen Objekt. Drei Wochen lang zeichnete A. Kocjan, Ingenieur und Flugzeug-Konstrukteur in der polnischen Widerstandsbewegung, die Pläne, während andere Ingenieure das, was sie für das Wichtigste hielten, ausbauten und in Kisten verpackten.

Am Morgen des 25. Juli 1944 funkte die britische Abwehr den Polen, dass das Flugzeug in dieser Nacht kommen werde. Bei heftigem Regen brachten die Polen die Kisten zum Flugplatz *Motyl*, und 400 Widerstandskämpfer, mit alten Gewehren und Karabinern bewaffnet, bezogen Stellung in den Wäldern rund um den Flugplatz. Sie wussten, dass eine Bodenabteilung der deutschen Luftwaffe, 400 Mann stark, anderthalb Kilometer entfernt lag und eine deutsche Kavallerieschwadron in einem drei Kilometer entfernten Dorf einquartiert war.

Nachmittags halb fünf hörte der Regen auf, und die wartenden Polen waren entsetzt, als sie einen deutschen Jäger auf dem durchweichen, holprigen Boden des Platzes landen sahen, den sie für längst aufgegeben gehalten hatten. Fünf Minuten später schwebte ein zweiter deutscher Jäger ein, und im gleichen Augenblick erhielten die Polen die Funknachricht, dass die englische Dakota in Brindisi gestartet sei. Die deutschen Flugzeuge blieben bis zum Einbruch der Dämmerung. Dann starteten sie ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren. Die Polen begriffen erleichtert, dass es sich um einen Übungsflug gehandelt haben musste.

Die Sommernacht war still und dunkel. Der einzige Laut war

das ferne Dröhnen der Artillerie von der russischen Juli-Offensive im Osten. Gegen Mitternacht vernahmen die Polen die Motorengeräusche eines nahenden Flugzeugs. Sie rasten auf den Flugplatz zu, feuerten Leuchtpatronen ab, um den Bomber einzuweisen, und zeigten durch rote, in Pfeilform angeordnete Lichter in der Mitte des Platzes die Windrichtung an. Die Dakota kreiste dreimal und setzte dann zur Landung an, die einwandfrei gelang. Kocjan ging mit fünfzig Kilogramm der wichtigsten Raketenteile und den technischen Zeichnungen an Bord. Das ganze Unternehmen hatte zehn Minuten gedauert. Die Maschinen der Dakota, die weitergelaufen waren, wurden für den Start auf Touren gebracht.

Doch der schwere Bomber reagierte nicht. Seine Reifen waren in dem regendurchweichten Boden eingesunken. Sekunden verstrichen, und die Zwanzig-Minuten-Grenze, die für das Unternehmen gesetzt worden war, wurde zu einem grimmigen Witz. Die Dakota, die mächtigen Motoren voll aufgedreht, dass sie lärmend durch die stille Nacht dröhnten, vibrierte hilflos auf dem Boden. Nachdem fast eine Stunde seit der Landung verstrichen war, schlug der Pilot vor, die Rakete auszuladen, wieder zu verstecken und das Flugzeug zu verbrennen.

Doch die Polen waren dagegen. Sie liefen in das nächste Dorf und kamen mit Schaufeln und anderem Werkzeug zurück. Sie gruben schmale, sanft ansteigende Gräben vor den Rädern der Dakota und füllten diese Gräben mit Stroh und Brettern. Andert-halb Stunden nach der Landung bewegte sich die Dakota, wurde schneller, setzte holpernd ab, stieg über die Bäume und dröhnte aufwärts davon. «Wir vom Untergrund», schrieb einer der Augenzeugen später, «verschmolzen mit der Dunkelheit der Wälder.» Ein anderer Zeuge berichtete: «Die Deutschen, die fast in Rufweite lagen, waren entweder zu müde von den anstrengenden Märschen, um sich darum zu kümmern, was rund um sie vor sich ging, oder sie wollten ihre Haut nicht in einem Gefecht mit der Heimatarmee aufs Spiel setzen... Sie gaben während des ganzen Unternehmens, bei dem ein militärisches Geheimnis von höchster Wichtigkeit unter ihrer Nase dem Feind ausgeliefert wurde, nicht ein einziges Lebenszeichen von sich.»

Die Dakota wurde nicht von der deutschen Luftwaffe angegriffen, als sie nach Brindisi zurückflog. Von dort aus wurde Kocjan mit seinen Raketenteilen und den Zeichnungen nach England befördert. Als einziger Ingenieur auf alliierter Seite, der je eine nahezu intakte Fernrakete der Deutschen gesehen und genau untersucht hatte, wurde er eine Woche lang von den Mitarbeitern der Versuchsstation in Farnborough befragt. Dann erklärte man ihm, er könne in England bleiben, doch er bestand darauf, in seine Heimat zurückzukehren; in Polen war noch viel Arbeit zu tun.

«Der tapfere A. Kocjan», schrieb Winston Churchill, «kehrte nach Polen zurück, wurde später von der Gestapo verhaftet und am 13. August 1944 in Warschau hingerichtet².»

Die Informationen, die Kocjan gebracht hatte, zusammen mit der «Kalmar-Rakete», erlaubten es den Alliierten, bis Ende August genau zu erkennen, was sie von *Big Ben* zu erwarten hatten. Die britischen Nachrichten- und Abwehrstellen benutzten jetzt nur noch diesen Decknamen für die Fernrakete.

Das geheime Projekt *Big Ben*, in dem die erbeuteten Geschosse rekonstruiert und ausgewertet wurden, stand unter Leitung des britischen Raketenfachmanns Sir Alwyn Crow. Seine Mitarbeiter waren jedoch nicht ausschliesslich Briten. Auch die Amerikaner interessierten sich mittlerweile für *Big Ben*, und Vertreter der technischen Truppen der USA wurden nach Farnborough kommandiert. Einer von ihnen, Korvettenkapitän Thomas F. Dixon, wurde vom Marinewaffenamt der USA nach England geschickt. Dixon fand die Enträtselung der technischen Geheimnisse von *Big Ben* «sehr einfach».

«Wir hatten Teile der Raketennase, Turbopumpen, Schubkammern», erinnerte er sich später. «Danach machten wir eine Untersuchung, was die Rakete an Schub, Festigkeit und Reichweite leisten konnte. Innerhalb von zwei Wochen hatten wir die Spezifikationen ausgerechnet³.»

Von Braun sollte später zugeben, dass die Arbeitsgruppe der britischen Abwehr eine beträchtliche Leistung vollbracht habe, als sie ein genaues Bild von der V 2 und all ihrer Bestandteile zusammensetzte. Und dieses Bild war alarmierend. *Big Ben* war ganz offensichtlich etwas Neues und Haarsträubendes in der Geschich-

te des Kriegswesens. Er wog etwa zwölf Tonnen, war fast zwölf Meter lang und anderthalb Meter im Durchmesser, besass einen Sprengkopf mit annähernd einer Tonne Sprengstoff und eine Reichweite von mindestens 340 km, was bedeutete, dass er Gross-London von der französischen oder holländischen Küste aus leicht erreichen konnte. Er wurde gar nicht vom Boden aus durch Funk gesteuert, sondern durch eingebaute Kreisel, die man nicht stören konnte. Im Gegensatz zur V 1 flog die V 2 mit Überschallgeschwindigkeit, was bedeutete, dass sie sich unsichtbar und unhörbar nähern würde und dass es keine Möglichkeit gab, sie nach dem Abschuss aufzuhalten. Dr. R. V. Jones, Chef der wissenschaftlichen Abwehr im Luftfahrtministerium, unterrichtete Churchill davon, «dass vielleicht bereits tausend Raketen vorhanden sein könnten»⁴.

Doch dieses verwirrende Bild hatte auch eine helle Seite. Die Luftaufklärung hatte keinerlei feste Stellungen entdeckt, von denen sich, wie man glaubte, eine Rakete dieser Grösse abschiessen liess. Und selbst wenn solche Feuerstellungen vorhanden wären – die alliierten Armeen hatten die Deutschen schon fast über den Gürtel von 340 Kilometer hinausgedrängt, der dem Feuerbereich der V 2 entsprach. Es schien durchaus die Möglichkeit zu bestehen, dass *Big Ben* nach all den Sorgen und Mühen, die er verursacht hatte, überhaupt nicht zum Einsatz kam. Doch selbst die optimistischsten Mitglieder des Projekts *Big Ben* gaben zu, dass nur ein einziger Mann wirklich sagen konnte, ob «Hitlers Rakete» auf England abgeschossen werden würde: Adolf Hitler selbst.

6 Ein schwerer Körper, der durch die Luft rauscht

Am 20. Juli 1944 überlebte Hitler mit knapper Not die Explosion der Zeitbombe, die Oberst Klaus Schenk Graf von Stauffenberg neben den Konferenztisch in Hitlers ostpreussischem Hauptquartier gestellt hatte. Weil an dem Anschlag auf sein Leben auch hohe Offiziere teilgenommen hatten, verwandelte sich Hitlers mangelndes Vertrauen zu seinen Generalen in Verachtung und Hass.

Himmler und die als zuverlässig betrachtete SS wurden die beherrschende Macht im Dritten Reich. Eine der vielen Nebenauswirkungen dieser Veränderung war der Wegfall aller Hindernisse für Himmlers alten Wunsch, das A-4-Projekt zu übernehmen. Infolge einer Ironie des Schicksals, von der die alliierten Abwehrdienststellen erst nach dem Kriege erfuhren, war «Hitlers Rakete» zur Zeit der Invasion vor allem deshalb noch nicht einsatzbereit gewesen, weil Hitler selbst ihre Entwicklung verzögert hatte *.

Jetzt forderte der Führer den sofortigen Einsatz und verlangte rasend, London müsse von der Landkarte weggefegt werden. Himmler griff rasch ein, um die Wünsche des Führers auszuführen.

* Hitler besuchte Peenemünde nie. Wie in Kapitel 2 vermerkt, strich er persönlich im Frühjahr 1940 die für Peenemünde dringend benötigte Dringlichkeitsstufe und weigerte sich bis März 1943, sie wiederherzustellen – mit der Begründung: «Ich habe geträumt, das Gerät wird nie gegen England zum Einsatz kommen. Auf meine Eingebungen kann ich mich verlassen. Es hat also keinen Zweck, dem Vorhaben mehr Unterstützung zu geben.» Dieser Ausspruch wurde Dornberger von Albert Speer, dem nationalsozialistischen Rüstungs- und Munitionsminister, berichtet; Dornberger sah ihn später selbst in einem Aktenvermerk in dem Ministerium. Im Jahr 1943 stellte Hitler endlich seine Unterstützung und alle technischen Möglichkeiten des Dritten Reiches dem A-4-Programm zur Verfügung. Hätte er das bereits 1940 getan, dann ist kaum zu bezweifeln, dass Tausende von Raketen spätestens sechs Monate vor Beginn der Invasion in der Normandie einsatzbereit gewesen wären. Alle Anstrengungen der Alliierten zusammengenommen waren nicht so wirksam für die Verzögerung des Einsatzes von «Hitlers Rakete» wie Hitler selbst.

Am 8. August 1944 ernannte er Dr. Hans Kammler, der schnell vom Brigadeführer zum Obergruppenführer aufgestiegen war, zum Sonderbevollmächtigten für das A-4-Programm. Bis zu dieser Ernennung war Kammler als Leiter der Bauabteilung des SS-Hauptamtes nur für die Bauten verantwortlich gewesen, die das A-4-Programm erforderte. Jetzt erhielt er die volle Gewalt über alles von der Entwicklung bis zum Abschuss. Er «handelt in meinem Auftrag, seinen Befehlen und Anweisungen ist Folge zu leisten», lautete der von Himmler persönlich unterschriebene Befehl.

Generalmajors Dornbergers Kampf, die Leitung des Raketenprogramms des Heeres zu behalten, der bereits im Jahr 1930 begonnen hatte, war vorüber. Er war von Kammlers Ernennung schockiert und deprimiert, weil er wusste, dass dieser Mann nahezu nichts vom Raketenwesen verstand. Kaum einen Monat vorher hatte Kammler Dornberger noch gesagt, er müsse vor ein Kriegsgericht gestellt werden, weil er soviel Geld und Arbeitskräfte an den Versuch verschwende, ein Hirngespinnst wie die Fernrakete zu verwirklichen.

«Ich hatte das Gefühl eines Menschen», beschrieb Dornberger seine Reaktion auf Kammlers Ernennung zum Sonderbevollmächtigten, «der in jahrelanger Arbeit sich mühselig und mit viel Liebe eine herrliche Meistergeige gebaut hat, dem zum Spielen nur noch das Stimmen der Saiten fehlt und der nun machtlos zusehen muss, wie ihm dieses Instrument von einem robusten, unmusikalischen Holzfäller aus der Hand gerissen und mit einem sägezahnartigen Holzknüppel zum Hervorbringen des ihm innewohnenden Wohlklanges bearbeitet wird. Ich war entsetzlich müde und verzweifelt.»

SS-Obergruppenführer Kammler war Anfang Vierzig. Sein dunkles Haar war von grauen Strähnen durchzogen, und seine braunen Augen waren durchbohrend und unruhig. Dornberger hatte den Eindruck, etwas wie einen Renaissance-Menschen, einen Condottiere, vor sich zu haben: «Stark ausgeprägte, raubvogelartig gekrümmte, schmale Nase. Kräftiger Mund mit einer wie im Trotz vorgeschobenen Unterlippe. Dieser Mund verriet Brutalität, Hohn, Verachtung und Überheblichkeit.»

Dornbergers erster Eindruck von Kammler war der «einer

männlich schönen Erscheinung gewesen, die zunächst für sich einzunehmen wusste». Doch der zweite Eindruck, den auch von Braun teilte, war der, dass Kammler ein energischer Opportunist sei, dem es an allen technischen Kenntnissen fehlte, um das Raketenprogramm leiten zu können. An einem einzigen Tag erhielt Dornberger 123 Fernschreiben von Kammler, von denen sich Dutzende gegenseitig widersprachen und die meisten vom Gesichtspunkt technisch nützlicher Leistungen völlig bedeutungslos waren. Dornberger überlegte ernstlich, das A-4-Programm aus der Hand zu geben, wurde jedoch von von Braun und Steinhoff überredet zu bleiben. So wurde Dornberger praktisch Kammlers «technischer Stab». Dornberger zügelte sein Temperament und legte dem Sonderbevollmächtigten seine Ideen so vor, als ob sie von diesem selbst stammten; so hielt er sich in einer Stellung, in der er das A 4 weiter für seinen Einsatz gegen den Feind fördern konnte.

Hans Kammler inspizierte in der letzten Augustwoche 1944 das Mittelwerk, das vier Kilometer von der Stadt Nordhausen entfernt lag.

Um das Mittelwerk zu inspizieren, musste sich Kammler unter die Erde begeben. Zwei parallel laufende Tunnel, jeder knapp zwei Kilometer lang, waren in den weichen Fels eines Berghangs getrieben. 47 schmalere Stollen, in denen die Bearbeitung und Teilmontage erfolgte, verband die beiden Hauptstollen, die als Zusammenbau- und Transporttunnel dienten. Das Netz der Stollen wurde durch Deckenlampen erleuchtet und von grossen Metallrohrleitungen ventiliert, die temperaturgeregelte Luft in die Stollen drückten.

Eisenbahngleise führten in die beiden Hauptstollen, wo die von Junkers in der einen Hälfte gefertigten Flugzeugmotoren und die in der andern Hälfte hergestellten V1 und V 2 ohne Beobachtungsmöglichkeit von aussen verladen werden konnten. Im Mittelwerk wurde täglich 24 Stunden und 7 Tage in der Woche gearbeitet. Wegen seiner «praktisch bombensicheren Lage» versuchten die Flugzeuge der Alliierten niemals einen direkten Angriff.

Dieses unterirdische Reich beherrschten Hans Kammler und die SS. Deutsche Fachleute von Peenemünde, von den Universitäten und Hochschulen und aus der Privatindustrie leiteten die Fer-

tigung, von einigen Tausend deutschen Facharbeitern unterstützt. Die schwere Arbeit machten Nichtdeutsche. Kammler belieferte die Mittelwerke mit 6'000 Zwangsarbeitern aus dem 60 Kilometer entfernten Buchenwald, die in Lagern in Nordhausen und im Lager Dora untergebracht waren.

Im August hatte, wie Kammler feststellte, das Mittelwerk 265 Fernraketen zusammengebaut; damit war seit Fertigungsbeginn eine Gesamtzahl von über 1'000 Stück erreicht. Dornberger und von Braun hatten ihm gesagt, dass die Geräte Mängel aufwiesen und verbessert werden müssten, ehe man sie kriegsmässig einsetzen könne. Kammler wischte diesen Rat der beiden führenden Raketenfachleute Deutschlands beiseite. A 4 musste sofort eingesetzt werden. Er befahl den Transport der fertigen Raketen an die Westfront. Dann flog er nach Brüssel und unterrichtete den Stabschef des XV. Armeekorps, das für den V-Waffen-Einsatz aufgestellt worden war, von seinem Entschluss.

Eine schmale Broschüre mit dem Aufdruck «Streng geheim» war Ende August an die Truppen, die die Fernraketen verschossen sollten, ausgegeben worden. Es war eine Heeresdruckvorschrift mit dem Namen *A-4-Fibel*, und seine Verfasser hatten sich bemüht, die Anweisungen zu vereinfachen, die in Form von kurzen Sätzen, kleinen Predigten und flotten Versen gegeben wurden. Die Fibel wurde von Karikaturen vollbusiger Mädchen im Badeanzug oder Neglige belebt, enthielt aber auch Zeichnungen von deutschen Dörfern, mit weihnachtlichem Schnee bedeckt. Das erste Kapitel stimmte den Ton für das ganze Heft an:

MAL ALLE HERHÖREN!

Hier, lieber Leser, ist
die neue A-4-Fibel.
Das trockene Material wird
auf bequeme Weise dargeboten, damit es dir in Fleisch
und Blut eingeht.
Aber denk immer daran:

DIESES GANZE MATERIAL ÜBER DAS A 4 IST STRENG GEHEIM!
VERGISS DAS NICHT!

... auf diesem Planeten, auf dem du lebst, im Zeitalter der Raketen könnte ein Raumschiff im Weltall – ein alter Traum der Menschheit – eines Tages in unserm Jahrhundert wahr werden.

Doch heute musst du noch eine Waffe meistern, die unbekannt ist, weil sie als «streng geheim» eingestuft ist.

Sie wird kurz als A-4-Gerät bezeichnet...

Wer über sie spricht, begeht Landesverrat und schadet sich selbst und dem Reich.

Zu allererst denk daran, lass dich in keine Gespräche ein.

Wenn dich ein Aussenstehender, ein Spion oder Naseweis fragt, sag ihm gleich mit deinem dämlichsten Gesicht: Ich weiss von nichts.

DU BIST ANGEHÖRIGER DER FERNRAKETEN-ABTEILUNG

Du wirkst mit beim Einsatz des A4. Du arbeitest mit einem Geschoss, das höher und weiter fliegt als jedes Geschoss, das es gibt. Das A-4-Gerät hat eine Sprengwirkung, die bisher von keinem andern Geschoss, von keiner Bombe erreicht wird...

SCHNELLER ALS DER SCHALL

Nur *fünf Minuten* vergehen zwischen *Abschuss und Einschlag*. Doch in diesen fünf Minuten muss alles vollkommen funktionieren. Jeder einzelne Bestandteil des A-4-Geräts muss sorgfältig geprüft und vor dem Abschuss eingestellt werden, damit das Geschoss sein Ziel trifft. Kleinigkeiten können Fehlschüsse hervorrufen...

DENK DARAN!

Jeder Versager hilft dem Feind, schädigt uns durch den Verlust wertvoller Rohstoffe und gefährdet dein und deiner Kameraden Leben.

MORAL:

Das A-4-Gerät nimmt es dir übel, wenn du diese Fibel nicht gründlich durcharbeitest. Tust du es jedoch, dann wird der Feind von jedem deiner Treffer geschädigt².

Die kleine Fibel wurde von den Einsatzmannschaften genau studiert, die in den dichten Wäldern des Haagsche Bosch bei Den Haag versteckt lagen. Sie befanden sich kaum 300 Kilometer von London entfernt. Es war die erste Septemberwoche des Jahres 1944.

Die militärische Lage war für Hitler um diese Zeit verzweifelt geworden. In Italien war Rom gefallen und Mussolini gestürzt. Paris war befreit, und die alliierten Armeen hatten Nordfrankreich, den grössten Teil von Belgien und Luxemburg gesäubert und die linksrheinischen Teile von Deutschland selbst erreicht. Städte und Fabriken von einem Ende Deutschlands bis zum andern wurden von riesigen Flotten schwerer Bomber zerhämmt.

An der Ostfront war die Dampfwalze der russischen Sommeroffensive nach Rumänien und Bulgarien hineingerollt und stiess auf die ungarische Grenze und auf Wien vor. Die Rote Armee rückte in Polen ein und hielt erst vor Warschau an, wo die polnische Widerstandsbewegung einen Aufstand in der zerschlagenen Stadt inszenierte.

Hitler sah jetzt aus wie ein Greis. Seine Trommelfelle, die bei der Bombenexplosion am 20. Juli geplatzt waren, bereiteten ihm viel Ärger. Er litt an Magenkrämpfen und hatte ständig Kopfschmerzen. Seine Stimme klang schwach, sein Gesicht war aschgrau, und die Hände zitterten ihm.

Doch er gönnte sich keine Ruhe. Er behielt die Führung aller Operationen in der Hand. Als die militärische Lage immer schlechter wurde und die Fronten sich weiter auflösten, sprach er immer häufiger davon, dass die neuen Waffen, die die deutsche Wissenschaft geschaffen habe, alles plötzlich und dramatisch ändern würden. Die neuen, elektrisch betriebenen U-Boote würden die Meere leerfegen, die neuen Düsenjäger am Himmel aufräumen, die neuen V-Waffen den Verlauf des Krieges in elfter Stunde ändern. Am 14. Juni hatte er kurz die Front in der Normandie be-

sucht und seinen Generalen versichert, dass die Flugbombe die Entscheidung gegen Grossbritannien bringen und die Briten veranlassen werde, Frieden zu machen ³.

Doch sie hatte die Entscheidung nicht gebracht. Der Angriff der V i erreichte im Juli und August seinen Höhepunkt und hörte dann allmählich auf, als die Abschussstellungen in Nordfrankreich von den alliierten Truppen überrannt wurden. Die Befürchtungen der Alliierten vor einem Grossangriff mit «Hitlers Rakete» schwanden ebenfalls. Die Deutschen waren aus allen Gebieten vertrieben worden, die innerhalb von 300 Kilometer um London lagen – abgesehen von den Niederlanden. Und in Holland fand die Luftaufklärung noch immer keinerlei grosse Abschussanlagen für Raketen.

Die Gefahr, die den Eingeweihten seit dem ersten Bericht von Duncan Sandys so grosse Befürchtungen eingeflösst hatte, schien abgewendet zu sein. Am 1. September stellte die britische Zivilverteidigungsbehörde die Planung der Vorsichtsmassnahmen für den Fall eines Raketenangriffs ein. Am 6. September stimmten die britischen Stabschefs darin überein, dass es «in Kürze keine weitere Gefahr mehr geben werde» und beschlossen, dass alle Crossbow-Luftangriffe auf vermutete Raketentransportwege und Lagerdepots eingestellt werden könnten. Am 7. September hielt Duncan Sandys als Vorsitzender des Ausschusses für Abwehrmassnahmen gegen die Flugbombe eine Pressekonferenz in London ab. Zum erstenmal erhielt die Öffentlichkeit eine zusammenfassende Darstellung der V1 von dem Zeitpunkt an, als ihr Vorhandensein entdeckt wurde, bis zur Beseitigung der Gefahr.

«Die Heimsuchung, die London so tapfer ertragen hat, ist schmerzlich genug gewesen», bemerkte Sandys. «Wären unsere Nachrichtendienststellen nicht wachsam gewesen, hätten die britischen und amerikanischen Flugverbände nicht unermüdliche Anstrengungen unternommen und wären die Abwehrmassnahmen nicht so wirksam gewesen, dann hätte die Prüfung für London um ein Vielfaches schwerer sein müssen.»

Sandys erwähnte die V 2 nicht, bis ihn ein Reporter am Schluss der Konferenz danach fragte. «Über die V 2 möchte ich

nicht ausführlich sprechen», erwiderte Sandys. «Wir wissen tatsächlich eine ganze Menge über sie. Ich bin überzeugt, dass die Presse in wenigen Tagen all diese Orte in Frankreich besichtigen und sehr viel mehr erfahren wird, als wir jetzt wissen.»

Doch in seinem einleitenden Satz vor der Presse hatte sich Sandys zu einer Voraussage hinreissen lassen: «Von wenigen letzten Schüssen vielleicht abgesehen ist die Schlacht von London vorüber⁴.»

Am nächsten Abend, dem 8. September 1944, 6 Uhr 43, wurden Bewohner der Londoner Vorstadt Chiswick, die von der Arbeit heimkehrten oder sich bereits zum Essen hinsetzten, von «einem scharfen Einschlag» erschreckt, «der fast, aber nicht ganz wie ein Donnerschlag klang» und dem das Geräusch eines schweren Körpers, der durch die Luft rauschte, unmittelbar folgte. Zwanzig Häuser wurden zertrümmert, drei Menschen getötet und zehn schwer verletzt. 16 Sekunden später ereignete sich die gleiche unheimliche Explosion in Parndon Wood bei Epping. Sie zerstörte einige Holzbaracken, richtete jedoch keinen weiteren Schaden an⁵.

Die Bewohner ahnten nichts von der Ursache der Explosion: in der Nähe der Einschlaggebiete waren keinerlei deutsche Bomber oder V-1-Bomben gesehen oder gehört worden. Gruppen der wissenschaftlichen Abwehr rasten nach Chiswick und Epping, weil sie sofort begriffen hatten, was geschehen war. Die «Schlacht von London» war nicht vorüber. Eine der beiden am meisten gefürchteten Waffen des Zweiten Weltkrieges – die andere natürlich die Atombombe – war schliesslich doch noch eingesetzt worden. Um sich zu vergewissern, dass die V 2 tatsächlich gekommen war, brauchten sich die Vertreter der Abwehr nur die Beschreibung der Explosionen anzuhören. Die V 2 erreichte, wie sie wussten, Überschallgeschwindigkeit. Die Explosion hörte man also zuerst, ihr folgte das Geräusch der Annäherung des Geräts, «des schweren Körpers, der durch die Luft rauschte».

Es gab keine Presseerklärungen über das, was sich in Chiswick und Epping ereignet hatte. Die britische Regierung hielt sogar die amtliche Erklärung über die V 2 noch zwei Monate zu-

rück, bis sie die Auswirkung der Rakete auf den Geist der Zivilbevölkerung abschätzen konnte. Während dieser zwei Monate gab es 200 dieser seltsamen Explosionen in Südengland, meist innerhalb von Gross-London.

Wie man vorhergesehen hatte, gab es keine Möglichkeit, die V 2 aufzuhalten, wenn sie einmal gestartet war. Bis die alliierten Truppen die letzten deutschen Soldaten aus dem Schussbereich der Rakete hinausdrücken konnten, würde London es eben wieder einmal hinnehmen müssen. Und die erste Stadt, die je einem Fernraketenangriff ausgesetzt wurde, nahm es gut hin.

Sowohl der «Blitz», die deutschen Luftangriffe des grimmi- gen Winters 1940/41, als auch die V-1-Bombardierung schienen seltsamerweise viel quälendere Erlebnisse gewesen zu sein. Die V 1 konnte man sehen, konnte hören, wie sie über einem dahin- polterte wie ein fliegender Obus, – man hörte das plötzliche Ab- schalten des Motors und wusste, dass die Flugbombe nun herun- terkam. Die brüllenden Bomber der deutschen Luftwaffe und die ratternde V 1 kündeten ihr Kommen auf nervenzerreissende Art und Weise an.

Um zu entdecken, was die V 2 anrichtete, brauchte man nicht lange gespannt und ängstlich zu warten. Man konnte zu Haus sein, die *Times* lesen oder seine Frau im Arm haben, man konnte im Woolworth-Laden in Deptford einkaufen oder ein Glas Bier in der *Rose and Crown* trinken – und plötzlich, ohne Ankündigung, zit- terte die Erde und flog in Fetzen auseinander. Die Menschen, die den Einschlag einer V 2 in ihrer Nähe erlebten, vergassen diese Geräusche nie wieder. Zuerst kam ein Peitschenknall, wenn das Geschoss, das rascher war als der Schall, eine Druckwelle schuf, die vom Einschlagspunkt absprang und die Trommelfelle den Bruchteil einer Sekunde früher traf, als man das glänzend weisse Aufzucken der explodierenden Sprengladung sah. Dann kam ein Chaos von Schutt und Glasscherben herunter und danach das langsamere Geräusch des Nahens der V 2, ein ohrenbetäubendes Brüllen, das allmählich leiser wurde und sich schliesslich am Himmel verlor.

Und trotzdem war das alles sehr unpersönlich. Ob man am Le- ben blieb oder dabei umkam, betrachtete man bald als reinen Zu-

fall. Ob man jung oder alt, tapfer oder feige, Scheuerfrau oder Minister war, das spielte nicht die geringste Rolle. Da niemand etwas gegen die V 2 unternehmen konnte, hatte es auch keinen Sinn, sich unnütze Sorgen deswegen zu machen, – die Londoner reagierten fast fatalistisch.

Als die Raketenangriffe an Intensität zunahmen – in den 14 Tagen bis zum 4. November fielen 63 Stück –, ergriffen die Alliierten die einzig mögliche Gegenmassnahme. Es wurden grosse Anstrengungen unternommen, den Londonern ihre Prüfung dadurch zu erleichtern, dass man die V-2-Abschussstellen durch die Luftaufklärung feststellen liess und sie dann mit Bomben ausser Gefecht setzte. Man entdeckte rasch, dass die meisten Raketen aus dem Haagsche Bosch, dem Hauptpark von Den Haag, kamen. Doch die alliierten Aufklärungsflüge mit anschliessenden Bomberangriffen konnten es nicht verhindern, dass die Raketen weiter aus diesem Wald aufstiegen.

Der Grund war ganz einfach: Es war den Luftaufklärern nie gelungen, irgendwelche festen und grossen Stellungen zu finden, die man als notwendig für den Abschuss der V 2 betrachtete, weil solche Stellungen gar nicht gebraucht wurden. General Dornberger hatte seinen Kampf um Beweglichkeit gewonnen. Man konnte die V 2 auf ihrem Meiller-Wagen – einem langen Strassenanhänger – überall hinfahren, sie rasch auf ihre vier Flossen stellen, betanken und abschiessen. Eine Strassenkreuzung, eine Flugplatz-Landebahn oder jede andere harte ebene Fläche konnte als Startplatz dienen. Die motorisierten Mannschaften bezogen jede beliebige Stellung unter den dichten, schützenden Bäumen des Haagsche Bosch, feuerten und fuhren davon. Einige V-2-Raketen wurden auf dem Transport vom Mittelwerk nach Holland von Jabos zerstört, doch nach Angaben von Professor von Braun wurde nicht eine einzige auf ihrer motorisierten Abschussstellung getroffen.

Von Braun und Dornberger hatten jedoch in einem recht: das A 4 war noch nicht für Serienfertigung und Kriegseinsatz bereit. Die Versager beim Abschuss betrugen fast acht Prozent, wie Dr. Kooy und Professor Uytengogaart, zwei holländische Wissenschaftler, die die über Den Haag aufsteigenden Raketen beobachteten, der alliierten Abwehr berichteten. Einige explodierten auf dem Abschusstisch und töteten die Mannschaften, andere funktio-

nierten überhaupt nicht, und wieder andere hoben zwar ab, fielen aber in die Nordsee.

Die britischen und amerikanischen Führer begannen zu begreifen, dass die V 2 zwar eine hervorragende technische Leistung war, aber glücklicherweise zu spät und in zu geringer Zahl auftrat, als dass sie noch irgendwelche Auswirkungen auf den Krieg haben konnte ⁶. Trotz der Bombardierung von Den Haag und anderen vermuteten Abschussgebieten an der holländischen Küste kam es zu einer stetigen Zunahme von Zwischenfällen, «diesem nichtssagenden Wort, das benutzt wird, um den plötzlichen und gewaltsamen Zusammensturz von Gebäuden und den Tod der Menschen in ihnen zu beschreiben» ⁷, wie es die offizielle Geschichte der *Royal Air Force* später ausdrückte. Doch eine Tatsache fiel von Anfang an auf. Nach den langwährenden Sorgen wegen der V2 stellte es sich heraus, dass dieses erste Fernraketengeschoss – als es schliesslich eingesetzt wurde – für alle praktischen Zwecke ein militärischer Fehlschlag war.

Alliierte Truppen zerstörten die Transportanlagen, die die Rakete von Nordhausen nach Holland brachten, eroberten die Fabriken, die sie mit Brennstoff versorgten, und trieben schliesslich die Bedienungsmannschaften aus den Niederlanden hinaus. Am 27. März 1945 schlug eine V 2 in Orpington, Kent, auf der Kynaston-Strasse ein. Es war der letzte «Zwischenfall». Als die alliierten Armeen antraten, um das Dritte Reich in einer riesigen Zangenbewegung zu zerbrechen, war die V 2 fast vergessen; wenn man sich ihrer überhaupt noch erinnerte, dann als einer kurzen, erschreckenden Fussnote in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Die Geschichte der V 2 schien am 27. März in Kent abgelaufen zu sein.

In Grossbritannien, den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion gab es jedoch eine Handvoll Fachleute, die die V 2 nicht als eine Erscheinung der Vergangenheit oder als einen auffallenden Fehlschlag betrachteten. Sie erkannten, dass sie die Natur künftiger Kriege verändert hatte und dass ihre eigenen Länder keine Raketen besaßen, die sich nach Grösse, zerstörender Kraft und technischer Konstruktion mit der V 2 vergleichen liessen.

Die wissenschaftlichen Fachleute drängten die Nachrichten- und Ab-

wehrdienststellen ihrer Länder, nach der Niederlage des Dritten Reiches die deutschen Raketenspezialisten und die Konstruktionsunterlagen der V 2 zu suchen. Die V 2 war jetzt weder eine Gefahr noch das Ziel von Geheimuntersuchungen, doch nun wurde sie Ziel einer völlig andern Suche, bei der die Briten mit deutlichem Vorsprung begannen. Die Amerikaner, die sich an den Unternehmen *Crossbow* und *Big Ben* beteiligt hatten, folgten der britischen Führung dicht auf den Fersen. Die Russen lagen weit hinter den westlichen Alliierten.

Die sowjetische Abwehr hatte jedoch auch erkennen lassen, dass sie hinter einer Kriegsbeute her war, die zu Interkontinentalraketen und zur Erforschung des Weltraums führen konnte. Im Juli 1944 hatte die sowjetische Abwehr deutsche Kriegsgefangene mit Geld, falschen Papieren und Kurzwellensendern ausgerüstet und rund um Peenemünde mit dem Fallschirm abspringen lassen. Doch nur ein einziger, ein Leutnant Brandt, spielte mit und funkte interessante Meldungen nach Russland; doch er wurde nach seiner siebten Sendung * von der deutschen Funkabwehr gefasst und hingerichtet⁸.

Im August 1944 hatte die Rote Armee den Schiessplatz Blizna erobert. Am 3. September erlaubten die Russen einer Gruppe von britischen und amerikanischen Raketenfachleuten, dieses polnische Gelände zu besichtigen. Doch Blizna war von den Deutschen leergeräumt worden und erbrachte keine wichtigen Informationen. Als der Winter nahte, behielt die sowjetische Abwehr, die noch immer weit hinter den Briten und Amerikanern zurücklag, ihre Geduld. Sie hatte Gründe zu der Annahme, dass sie den Vorsprung der Angloamerikaner einholen und dass die Sowjetunion in den vollen Besitz der V-2-Kriegsbeute kommen werde.

7 Entscheidung

Im Januar 1945 begann die Rote Armee die grösste Offensive des Krieges. 180 Divisionen stiessen allein in Ostpreussen und Polen zum Angriff vor. Warschau fiel am 17. Januar. Panzergeneral Guderian, der neue Generalstabschef des Heeres, bemerkte, dass die russische Flutwelle bis zum 27. Januar die Ausmasse einer Katastrophe annahm¹. An diesem Tag rollte diese Flutwelle, die über Ostpreussen hereingebrochen war, bis auf 150 Kilometer an Peenemünde heran.

Bereits im Frühjahr 1943 hatte Wernher von Braun erkannt, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte und dass die V 2 nicht die «Wunderwaffe» war, die die militärische Lage ändern würde. Durch einen Zeitungsbericht erfuhr er, dass sein A 4 in den Einsatz gelangt war. Ein Mitarbeiter erinnert sich, dass Braun einer aufgeregten Gruppe von Ingenieuren in Peenemünde «realistisch» erklärte: «Wir wollen nicht vergessen, dass dies nur der Anfang einer neuen Epoche ist, der Epoche des Fluges mit Raketenantrieb. Anscheinend handelt es sich auch nur wieder um die Demonstration der traurigen Tatsachen, dass so häufig neue Entwicklungen zu nichts führen, wenn sie nicht zunächst als Waffen angewendet werden².»

V 2 hatte sich wirklich nicht als die ‚Wunderwaffe‘ erwiesen, als die sie Goebbels' Propagandaministerium angekündigt hatte. Bis zum 27. Januar 1945 hatte von Braun nicht nur erkannt, dass der Krieg endgültig verloren war, sondern auch, dass es nichts gab, was die Russen daran hindern konnte, das Raketenzentrum zu überrennen. Er schaltete oft den Radioapparat an und hörte die zuversichtliche Stimme des Nachrichtensprechers, der erklärte, die Front sei zum Stehen gebracht. Doch ehe der deutsche Sprecher noch schliessen konnte, schalteten sich die Russen mit einem Richtsender ein und riefen: «Propagandalügen! Heute ist die Rote Armee in... durchgebrochen.»

Von Braun sah die Scharen verängstigter Flüchtlinge aus Ostpreussen,

die durch Pommern nach Westen flohen, unter ihnen gebeugte, alte Leute, die hochbeladene Karren vor sich herschoben, und hungernde junge Mütter, die durch den Schnee stapften, halberfrorene Säuglinge auf den Rücken gebunden. Er wanderte durch die zerbombten Strassen von Peenemünde und sah zu, wie die zivilen Ingenieure, Wissenschaftler und Techniker exerzieren mussten und im Gebrauch von Gewehr und Bajonett ausgebildet wurden. Peenemünde sollte anscheinend gegen die vorrückende Rote Armee verteidigt werden, obwohl die Insel ohne strategische oder taktische Bedeutung war. Überdies konnte eine solche sinnlose Verteidigung nur zur Zerstörung des Raketenzentrums führen. Andererseits würde die Sowjetunion, falls Peenemünde nicht verteidigt und kampfflos in die Hände der Roten Armee fallen würde, in den Besitz des A 4, der technischen Dokumente, der Prüfstände, der Forschungsgebäude und der 5'000 Fachleute mit ihren einzigartigen Kenntnissen in einer völlig neuen Technik gelangen. Mit einem Schlag gewannen die Russen dann einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung im kommenden Zeitalter der Raketenegeschosse und – falls sie sich entschlossen, auch die nichtmilitärische Anwendung der Rakete zu verfolgen – einen ebensowenig einzuholenden Vorsprung in der künftigen Raumfahrtforschung.

Von Braun hatte den Eindruck, dass sich dieses Dilemma lösen liesse. Mit seinen 32 Jahren war er in Peenemünde doch der Mann, von dem jeder die letzte Entscheidung erwartete. Seit Himmler den SS-Obergruppenführer Hans Kammler im August zum Sonderbevollmächtigten ernannt hatte, war Dornberger eine zusätzliche Aufgabe im Rüstungs- und Munitionsministerium übertragen worden; er befand sich jetzt in Berlin und leitete eine Gruppe von technischen Fachleuten, die die Aufgabe hatten, Waffen zu entwickeln, um «die feindliche Luftüberlegenheit zu brechen». In Peenemünde selbst konnte von Braun als Zivilist ohne Vollmachten im Hinblick auf die militärische Tätigkeit von Heer und SS den einzigen Schritt jedoch nicht anordnen, der seiner Ansicht nach die Raketenanstalt vor den näher rückenden Russen retten würde: die Evakuierung des führenden Personals und der wichtigsten Ausrüstung nach Westen.

Nach dem britischen Luftangriff vom 17. August 1943 hatte die Heeresversuchsanstalt Peenemünde ihren Namen in Heimat-Artillerie-Park, HAP, geändert. Im Sommer 1944 war dieser HAP in der Hoffnung, die alliierte Abwehr dadurch weiter in die Irre zu führen und die eigene Arbeitsintensität zu steigern, in einen zivilen, staatlichen Industriekonzern umgewandelt worden, der den Namen EW trug – Elektromechanische Werke, Karlshagen, Pommern. Paul Storch von Siemens, Deutschlands grösstem elektrotechnischen Unternehmen, wurde zum Generaldirektor der EW ernannt. Doch Storch war, wie es General Dornberger zurückhaltend ausdrückte, «in unserm Arbeitsgebiet fast fremd». Storch, ein tüchtiger und taktvoller Mann, kannte seine Grenzen im Raketenwesen. Als die beherrschende Persönlichkeit Dornbergers von der SS ausgeschaltet wurde, ordnete sich Storch von Braun unter. Doch lag die höchste Kommandogewalt über Peenemünde schliesslich in den Händen Kammlers und der SS, und sie zeigten keinerlei Bereitschaft, das Werk zu evakuieren, obwohl die Situation mittlerweile hoffnungslos geworden war. Ja, es waren sogar mehrere Ingenieure der EW, die offen von der Notwendigkeit gesprochen hatten, Peenemünde aufzugeben, von der SS verhaftet und erschossen worden, – an den Bäumen der belebtesten Strassen hingen ihre Leichen, auf der Brust ein Plakat mit den Worten: ICH WAR ZU FEIGE, DIE HEIMAT ZU VERTEIDIGEN.

Doch am 31. Januar 1945, einem bitterkalten Tag, an dem bereits das ferne Dröhnen der schweren russischen Artillerie im Osten zu hören war, erhielt von Braun ein Fernschreiben von Kammler aus Nordhausen. Die EW erhielten den Befehl, Peenemünde zu räumen, nach Nordhausen zu verlegen und ihre Tätigkeit in der dortigen unterirdischen Fabrik fortzusetzen. Das gehörte zu dem neuen Plan, alle wichtigen Waffenprojekte nach Mitteldeutschland zu verlegen, wo sie nicht in Reichweite der alliierten Armeen waren.

Am gleichen Tag erhielt von Braun jedoch auch einen gegensätzlichen Befehl von dem Befehlshaber der Heeresgruppe, die Pommern verteidigen sollte. Die Ingenieure sollten in den Volkssturm eintreten und auf der Insel Usedom bleiben, um sie gegen die vorrückenden Russen zu verteidigen.

Diese einander widersprechenden Befehle veranschaulichten in von Brauns Augen die groteske Situation in dem sich auflösenden Deutschland. Einer konnte nur befolgt werden, doch beide waren bindend in der sich überschneidenden Kommandostruktur eines Landes, in dem niemand mehr wusste, wer wo zu befehlen hatte. Mehr als einer der Ingenieure hatte von Braun erklärt, ein Auszug nach Westen in grossem Umfang lasse sich nicht mehr durchführen, deshalb sei es am besten, ruhig dazubleiben und sich darauf zu verlassen, dass die Russen, die keine Fernraketen besaßen, die deutschen Raketenspezialisten, die den Kampf um die Insel Usedom überlebten, bevorzugt behandeln würden.

Von Braun hatte die Zukunft der EW bereits mit einigen seiner engsten Mitarbeiter besprochen. Keiner von ihnen wünschte, dass die Rakete oder sie selber in die Hand der Russen fielen. Deshalb entschloss sich von Braun sofort, Kammlers Befehl zu befolgen. Er wollte die EW verlegen, damit sie nicht den Russen, sondern den Briten und Amerikanern in die Hände fielen.

Dieser Entschluss erforderte den Transport von einigen 5'000 Menschen, darunter Familien mit kleinen Kindern, über 400 Kilometer nach Süden. Während des Tages wurden die Strassen und Eisenbahnstrecken, die man benutzen musste, ständig von alliierten Flugzeugen beschossen und bombardiert. Doch die Ausrüstung der EW wurde in Kisten verpackt und die Transportlisten der Mitkommenden aufgestellt. Hundert Lastwagen und zwei Züge, die nur nachts fahren durften, wurden nacheinander südwärts geschickt. Alles von wissenschaftlichem Wert, was sich überhaupt bewegen liess, darunter die überaus wichtigen technischen Dokumente, wurde mitgenommen.

Der erste Zug, in dem über 500 Fachleute mit ihren Familien sassen, verliess Peenemünde am 17. Februar 1945. Von Braun flog nach Nordhausen, um die neuen Unterkünfte der EW zu besichtigen, flog zurück nach Peenemünde und begleitete einen der ersten Lastwagenkonvois. Er stiess auf eine Strassensperre, die bei Eberswalde an der Eisenbahnstrecke zwischen Peenemünde und Berlin von Truppen errichtet worden war, – der diensthabende Major erklärte ihm, dass in diesem Gebiet jeder Zivilverkehr ver-

boten sei. Das war ein schwieriger Augenblick für von Braun. Wenn der Major bei der Heeresgruppe rückfragte, dann würde er erfahren, dass die Heeresgruppe allen Zivilisten in Peenemünde befohlen hatte, in den Volkssturm einzutreten und in Peenemünde zu bleiben, und dann könnte der ganze Konvoi nach Usedom zurückgeschickt werden.

Zum ersten- und zum letztenmal war von Braun froh, dass Himmler das Raketenprogramm an sich gerissen hatte. Von Braun hatte vorsichtshalber Briefköpfe und Werksausweise drucken lassen, aus denen die enge Verbindung der EW mit dem Reichsführer SS hervorging. Ausserdem hatte er alle Lastwagen, Züge und Ausrüstungsstücke mit der Aufschrift VZBV versehen, die völlig fiktiv und bedeutungslos war.

Als der Major sich weigerte, den Konvoi durch die Strassensperre passieren zu lassen, improvisierte von Braun, der sich später erinnerte, dass sie sich «wie Bulldoggen gegenüberstanden». Er teilte dem Major mit, VZBV bedeute «Vorhaben zur besonderen Verwendung», sei ein streng geheimes Unternehmen und habe von Himmler persönlich den Befehl erhalten, nach Mitteldeutschland zu verlegen. Von Braun muss überzeugend gewirkt haben, und im Februar 1945 waren nur wenige Menschen im Dritten Reich bereit, über die Wünsche Himmlers und der SS zu diskutieren. Der Major erlaubte schliesslich dem zivilen Konvoi, seine Fahrt fortzusetzen.

Als die Rote Armee Mitte März Swinemünde, knapp vierzig Kilometer von Peenemünde entfernt, genommen hatte, war der Auszug nach Mitteldeutschland beendet. Die Raketenfachleute und ihre Familien waren in den Dörfern rund um Nordhausen untergebracht, die grösste Zahl von ihnen in Bleicherode, einer Kleinstadt mit vielen Baumwollwebereien. General Dornberger und sein Stab verlegten aus dem Munitionsministerium in Berlin nach Bad Sachsa nahe bei Nordhausen.

Eine Wanderung von solchem Umfang konnte den Agenten der alliierten Abwehr nicht verborgen bleiben. Die sowjetische Abwehr, die allen Grund für die Hoffnung gehabt hatte, sie werde alle deutschen Raketenspezialisten gefangennehmen können, erfuhr bald, dass diese Peenemünde verlassen hatten und wohin sie ausgewichen waren. Und

als eine Infanterieeinheit der Zweiten Weissrussischen Armee unter dem Befehl von Major Anatolj Wawilow schliesslich am 5. Mai 1945 Peenemünde erstürmte, fand sich unter den Zurückgebliebenen kein einziger Wissenschaftler von Bedeutung. Die technischen Abwehrgruppen der Russen, die den Kampftruppen folgten, wurden ausserdem enttäuscht, als sie feststellen mussten, dass es keine wesentlichen Papiere und Konstruktionszeichnungen in Peenemünde mehr gab und dass die Forschungsgebäude und die Prüffelder – die bereits von den britischen und amerikanischen Luftangriffen schwer angeschlagen worden waren – vom Volkssturm zum Teil gesprengt worden waren, kurz bevor Wawilows Infanterieeinheit näher rückte. Das grosse Raketenzentrum bestand, wie Wawilow erklärte, «zu 75 Prozent aus Schutt»³.

Es gelang den Russen jedoch, aus den Trümmern von Peenemünde ein genaues Bild dessen zusammenzustellen, was dort vor sich gegangen war, und sie erhielten auch eine Liste der abgereisten führenden Fachleute. Wenn die sowjetische Abwehr auch Dornberger, von Braun, Steinhoff und andere leitende Spezialisten oder grosse Mengen intakter V-2-Raketen und die technischen Unterlagen für die V 2 nicht gefangennehmen oder erbeuten konnte, so gab es doch den Entschluss nicht auf, das später noch zu schaffen. Die britische Abwehr war hinter den gleichen Dingen her, doch schien es im März 1945, als ob die Beute den Amerikanern zufallen werde, deren Truppen auf Thüringen vorstiessen und ziemlich sicher Nordhausen und Bleicherode einnehmen würden. Trotz dieses Zufalls der Geographie, der den Amerikanern den Vorteil zuschob, gaben die Briten, genau wie die Russen, ihre Anstrengungen nicht auf.

Von Braun, der überzeugt war, dass der völlige Zusammenbruch des Dritten Reiches nur noch eine Frage der Zeit sei, und der die Weiterarbeit an der V 2 und andern Waffen mit dem Ziel, diesen Zusammenbruch zu verhindern, für eine Farce hielt, fuhr in Nordhausen-Bleicherode dennoch mit Forschung und Entwicklung fort. Solange noch Zeit war, konnte die Kunst des Raketenwesens weiterentwickelt werden. Prüfstände wurden in Lehesten und Leutenberg gebaut.

Versuche wurden im unterirdischen Mittelwerk, in aufgegebenen Elektrizitätswerken, Garagen, verlassenen Schlössern durchgeführt – überall, wo man ein Dach über dem Kopf hatte.

Als von Braun feststellte, dass eine neue Düsenfabrik gebraucht wurde, machte er sich auf die Suche nach einem Platz und entdeckte bei Kahla die grosse alte Bergfeste Leuchtenburg. Sie war für seine Zwecke zu verwenden. Er entschloss sich, nach Berlin zu fahren, um dort die Mittel für die notwendigen Bauarbeiten loszueisen.

Er verliess Bleicherode am Morgen des 16. März um zwei Uhr und hoffte, das Munitionsministerium vor Tagesanbruch zu erreichen, ehe die Flugzeuge der Alliierten erschienen, die alles beschossen, was sich auf der Strasse bewegte. Sein junger Zivilfahrer lenkte den geländegängigen Wagen, einen Hanomag Sturm, durch Naumburg, ging bei Weissenfels auf die Autobahn und raste mit abgeblendeten Lampen nach Berlin. Von Braun, der während der letzten zwei Monate wenig Ruhe gefunden hatte, schlief ein.

Er wurde von einer seltsamen Empfindung geweckt; wie er sich später erinnerte, war ihm, als sitze er wieder in dem Segelflugzeug, in dem er vor dem Krieg so gern geflogen war. Der Sturm segelte tatsächlich durch die Luft. Der übermüdete Fahrer war auf dem monotonen Grau der Autobahn ebenfalls eingeschlafen. Er hatte die Herrschaft über den Wagen verloren, der über die Planken fuhr, abstürzte und auf ein Abstellgleis der Eisenbahnstrecke schlug. Von Braun erinnert sich, die Tür aufgestemmt und den bewusstlosen Fahrer gerade in dem Augenblick aus dem Wagen gezerrt zu haben, als der Motor Feuer fing. Er spürte noch einen schneidenden Schmerz im linken Arm, der kraftlos an ihm herabbaumelte, dann wurde er ohnmächtig.

Die Autobahn war in dieser trüben Morgenstunde völlig verlassen, und es ist durchaus möglich, dass von Braun und sein Fahrer, beide bewusstlos am Fuss der Böschung verblutet wären, wenn sich nicht glücklicherweise ein anderer Wagen genähert hätte. Ehe von Braun nach Berlin aufbrach, hatte er Hannes Lührs, den Chefarchitekten der EW, und Bernhard Tessmann, den Chefkonstrukteur der Prüfeinrichtungen, auf

gefordert, ihm zum Munitionsministerium nachzukommen, um ihn bei seiner Forderung, die Leuchtenburg in eine Düsenfabrik zu verwandeln, zu unterstützen. Tessmann und Lührsens folgten also zufällig von Brauns Wagen und sahen, wie er die Böschung hinunterflog. Sie hielten, stiegen hinab, leisteten, so gut es ging, Erste Hilfe und fuhren weiter, um einen Krankenwagen zu suchen. Es dauerte vier Stunden, bis sie mit so einem Fahrzeug zurückkamen.

Von Brauns Fahrer hatte sich bei dem Unfall einen Schädelbruch zugezogen, überstand es aber. Von Brauns linker Arm, der an zwei Stellen gebrochen war, und die zerschmetterte linke Schulter, wurden in einem Krankenhaus geschient. Die Schnitte in seinem Gesicht wurden verpflest und ein Riss in der Lippe genäht. Die leichte Narbe über der Oberlippe hat er noch heute, und der linke Arm ist immer noch leicht krumm.

Von Braun verliess das Krankenhaus bereits am 21. März, weil er unbedingt wieder an seine Arbeit wollte. Brustkasten und linken Arm in einem riesigen Gipsverband bezog er Wohnung in dem grossen modernen Haus eines der Baumwollmagnaten von Bleicherode. Am 23. März wurde dort zu von Brauns 33. Geburtstag eine Gesellschaft gegeben, an der Dornberger mit seiner jungen Frau und manche von v. Brauns Mitarbeitern teilnahmen, die schon Anfang der dreissiger Jahre die ersten primitiven Raketenexperimente mit ihm gemacht hatten. Man bemühte sich, heiter zu sein und über andere Dinge als den Krieg zu sprechen. Es war eine unechte Heiterkeit. Alle wussten, dass die Russen das östliche Deutschland überrannt hatten und bereits zur Elbe vorstiessen. Man wusste, dass die Briten und Amerikaner bald den Rhein überschreiten, durch Westdeutschland rollen und die Russen an der Elbe treffen würden. Alle wussten, dass in zwei Monaten, vielleicht sogar noch früher, in Deutschland nicht mehr an Raketenentwicklung zu denken war. Das Ende war in Sicht, und die Aussicht, dass einer von ihnen jemals wieder etwas mit Raketen zu tun haben könne, erschien ihnen unvorstellbar.

Keiner von ihnen konnte ahnen, dass ihre Zukunft im Interesse gewisser technischer Fachleute in allen drei grossen alliierten Ländern lag und dass ihre Namen an der Spitze einer streng geheimen

Liste wissenschaftlicher Suchunternehmungen standen, die die britische und die amerikanische Abwehr aufgestellt hatte. In den Worten von Major Robert Staver, einem der Amerikaner, die diese Liste aufgestellt hatten, sollten die Deutschen gesucht werden, «deren Leistungen unserer Erwartung nach Informationen von militärischer Bedeutung erbringen, die entweder von so grossem Wert für strategische Ziele der Alliierten sind oder in der Zukunft eine so gefährliche potentielle Bedrohung darstellen, dass durch sofortiges Eingreifen der Alliierten die Festnahme dieser Gruppen sowohl vor als auch unmittelbar nach dem Waffenstillstand gerechtfertigt ist» ⁴.

Diese Liste trug den Namen «Schwarze Liste».

Operation Overcast (Düster)

8 Schwarze Liste

Sechs Wochen vor von Brauns Geburtstagsgesellschaft in Mitteldeutschland war Robert Staver, ein achtundzwanzigjähriger Major der Heereswaffenabteilung der USA, in London eingetroffen. Als sich Staver bei seinem Kommandeur, Major Calvin Corey, in einem Bürogebäude am Grosvenor Square meldete, wurden beide Männer von einer gewaltigen Explosion zu Boden geworfen.

Staver stand auf, schaute aus dem Fenster und sah, wie er sich erinnert, «eine grosse runde Rauchwolke, wo eine V 2 in der Luft explodiert war». Als glühende Metallteile auf den Grosvenor Square herunterregneten, schätzte Staver, dass das Geschoss «ganz genau auf uns» gezielt worden, aber vorzeitig in der Luft explodiert sei.

Dies blieb nicht Stavers letzte Begegnung mit der V 2 auf so nahe Entfernung. Er wurde in einem Hotel am *Marble Arch* einquartiert und wurde eines Abends von einer weiteren schrecklichen Explosion aus dem Bett geworfen; diese Explosion liess, wie er sich erinnert, «die Vorhänge seines Fensters waagrecht von der Wand abstehen». Eine V 2 war im Hyde Park genau jenseits des *Marble Arch* eingeschlagen und hatte 62 Personen, Strassenredner und ihre Zuhörer, getötet. Und als Staver mit Ed Hull, einem amerikanischen Ingenieur, zu einer dienstlichen Besprechung in die Versuchsstation der britischen Luftwaffe in Farnborough fuhr, erzielte eine V 2 einen Zufallstreffer auf ein Lagerhaus der Firma Packard wenige hundert Meter vor ihnen. Staver und Hull hielten an, um den Trichter und die Schäden zu untersuchen. Hunderte von neuen Rolls-Merlin-Flugzeugmotoren in dem Lagerhaus waren zerstört und 15 Arbeiter getötet worden.

Staver hatte berechtigte Gründe, die Wirkung der V-2-Raketen sorgfältig zu untersuchen. Er war von der Heereswaffenabteilung der USA nach Europa kommandiert worden, um sich an den Suchunternehmen nach den auf dieser Schwarzen Liste verzeichneten «Zielen» zu beteiligen, soweit sie etwas mit deutschen

Raketen und ferngelenkten Geschossen zu tun hatten. Er gehörte zu jener riesigen Verfolgungsjagd, die die Alliierten nach den Geheimnissen der deutschen Wissenschaft begannen, als der Krieg seinem Ende zuing.

Diese Jagd wurde durch eine Tatsache noch intensiviert, die den technischen Fachleuten klargeworden war: die Deutschen hatten zwar auf dem Gebiet der Atomforschung versagt, doch es war ihnen gelungen, viele andere neue Geräte zu konstruieren, die sehr viel fortgeschrittener waren als alles, was die Alliierten besaßen. Das elektrisch betriebene U-Boot, der Düsenjäger und die Fernrakete waren nur die auffallendsten Dinge aus der Beute, die den wachsamem Sieger erwartete.

Dass die Deutschen keine Atombombe konstruiert hatten, wurde von der alliierten Alsos-Mission¹ entdeckt, dem ersten grossen wissenschaftlichen Abwehrunternehmen in der Geschichte, dessen Ziele Vorrang vor allen andern hatten, einschliesslich der Bekämpfung der V 2. Als sich die sehr realen Befürchtungen, dass die Deutschen eine Atombombe gebaut haben könnten, als grundlos erwiesen, wandte sich die wissenschaftliche Abwehr anderen Zielen zu.

Die V 2 war eines, aber auch nur eines, der Beutestücke, die technische Abwehrgruppen der verschiedenen amerikanischen Wehrmachtteile suchten. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat sich der Irrtum verbreitet, diese massierte Suche habe den Namen Operation *Paperclip* getragen. Doch als das Unternehmen im Frühjahr 1945 begann, hatte es gar keinen Namen. Gruppen im Auftrag des Heeres, der Heeresluftwaffe und der Marine gingen einfach nach Deutschland, um festzustellen, was sie konnten, und machten sich dabei oft genug untereinander und zugleich den entsprechenden britischen und russischen Gruppen Konkurrenz. Erst im Juli 1945 wurde dieses ungeordnete Unternehmen unter dem geheimen Decknamen Operation *Overcast* zusammengefasst *.

* Erst am 13. März 1946 wurde dieser Name, weil zuviel über das Unternehmen durchgesickert war, umbenannt und erhielt die Tarnbezeichnung *Paperclip*. Ein Bericht über Operation *Overcast* / *Paperclip*, ein in der amerikanischen Geschichte einzigartiges Unternehmen, das sich auf deutsche Wissenschaftler sehr verschiedener Arbeitsgebiete auch ausserhalb des Raketenwesens erstreckte, findet sich im Anhang.

Von all den amerikanischen Gruppen, die sich schliesslich an *Overcast* beteiligten, hatten eine Gruppe und ein Mann von Anfang an besonders grosses Interesse an der V 2 bekundet. Im September 1943 war Oberst Gervais William Trichel, der seine Fähnrichsausbildung 1918 in West Point abgeschlossen und an der Technischen Hochschule Massachusetts als *magister scientiarum* und an der Universität Kalifornien als Dr. Ing. in Elektrotechnik promoviert hatte, auf einen neu geschaffenen Posten in der Heeres Waffenabteilung berufen worden: Chef, Raketenwesen.

Nach dem Einsatz der ersten V-2-Raketen im September 1944 erhielt Oberst Trichel Berichte über ihre Leistung und Wirkung, die ihn erkennen liessen, dass die Vereinigten Staaten – wie England und Russland – in der Raketenentwicklung mindestens zwanzig Jahre hinter den Deutschen zurück waren. Als die Niederlage Deutschlands zur Gewissheit wurde, erkannte Trichel seine Gelegenheit: Falls er intakte V-2-Raketen, ihre technischen Daten und Konstruktionspläne und die Vernehmungsprotokolle der Männer, die die erste Fernrakete der Welt konstruiert hatten, erhalten könnte, wäre seine kleine Raketenstelle in der Heeres Waffenabteilung in der Lage, dort weiterzuarbeiten, wo die Deutschen aufgehört hatten. Millionen von Dollar und zwanzig Jahre Forschung und Entwicklung wären gespart.

Oberst Trichel ging so vor, dass er auf zweifache Weise von der Gelegenheit profitieren konnte. Ende 1944 arbeitete er mit der General Electric Company einen Vertrag für das Projekt Hermes aus, nach dem General Electric die Forschung und Entwicklung von Fernraketen für die Heereswaffenabteilung übernehmen sollte. Die Heereswaffenabteilung errichtete auf dem Erprobungsgelände White Sands in der Wüste von Neumexiko einen Versuchsplatz; Trichel hatte den Eindruck, dass es für die Ingenieure des Projekts Hermes von grosser Hilfe wäre, dort einige echte V-2-Raketen untersuchen und abschiessen zu können. Im März 1945 bat er Oberst Holger Toftoy, den Chef der technischen Abwehr in der Heereswaffenabteilung in Paris, dessen Aufgabe es war, neue deutsche strategische Waffen zu erbeuten und sie zur Untersuchung in die Vereinigten Staaten zu verschiffen, hundert V-2-Ge-

räte in gutem, einsatzbereitem Zustand aufzutreiben und sie nach Neumexiko zu schicken.

Um die deutschen Raketenspezialisten aufzuspüren und zu befragen und die V-2-Dokumente für die Vereinigten Staaten sicherzustellen, hatte Oberst Trichel den Major Robert Staver bereits im Februar nach London geschickt. Staver hatte in Stanford sein Maschinenbaustudium im Jahr 1940 abgeschlossen und besass bereits dreijährige Erfahrung in der Raketenentwicklung der Heereswaffenabteilung. Seine Dienstbezeichnung lautete: Chef, Raketenabteilung, Unterausschuss für gemeinsame Abwehrziele *, Verbindungsabteilung zur Technischen Division, Büro des Chef-Waffenoffiziers. Diese zungenbrecherische Bezeichnung war schon furchtbar genug, doch längst nicht so furchtbar wie die Arbeit, die Staver erwartete.

Zunächst sollte er Listen der Hunderte von Einrichtungen von der Ostsee bis zur Schweizer Grenze aufstellen, wo die Deutschen an Düsenantrieben und an Raketengeschossen arbeiteten. Danach Listen der Tausende von Ingenieuren und Technikern, die in diesen Einrichtungen tätig waren. Schliesslich sollte er seine Listen der Wichtigkeit entsprechend ordnen. Er setzte die bedeutendsten Suchziele auf eine «Schwarze Liste» und die von geringerer Bedeutung auf eine «Graue Liste».

Nachdem er in seinem winzigen Büro am Grosvenor Square zwei Monate lang täglich zwölf Stunden und sieben Tage die Woche gearbeitet hatte, konnte er genaue und brauchbare Listen zu-

* Dieser Unterausschuss – Combined Intelligence Objectives Sub-Committee, abgekürzt CIOS genannt – war im Sommer 1944 von den britisch-amerikanischen Vereinigten Stabschefs geschaffen worden, um eine geordnete Nutzung der wissenschaftlichen Ergebnisse in Deutschland zu planen und durchzusetzen. Offiziere der technischen Truppen der britischen und amerikanischen Streitkräfte wurden zum CIOS kommandiert und von zivilen Wissenschaftlern unterstützt. Sie sollten Informationen über deutsche Waffen sammeln, die für die künftige Forschung und Entwicklung von Wert sein konnten. Die Heereswaffenabteilung der USA stellte den grössten amerikanischen Anteil im CIOS. Neben Stavers Raketenabteilung waren Gruppen der Heereswaffenabteilung für Munition, Sprengstoffe, Artillerie, verschiedene chemische Stoffe und Metallurgie vorhanden.

sammenstellen. Ohne Mitarbeit der Briten wäre das jedoch nicht möglich gewesen. Im Verlauf des Kampfes, der später unter den Amerikanern, Russen und Briten um die V-2-Kriegsausbeute entbrennen sollte und in dem die Briten auf den letzten Platz verdrängt wurden, erfasste Staver die Ironie der Situation, die in dieser Mitarbeit lag.

Staver erhielt, wie er mitteilte, 90 Prozent seiner Angaben von den britischen Raketenfachleuten. Sie gaben ihm alle Informationen, die sie während der Geheimwaffenuntersuchung über Peenemünde gesammelt hatten. Sie gaben ihm ausserdem ein bemerkenswert eingehendes «Ziel-Informationsblatt» mit Luftaufnahmen, auf dem Nordhausen als Hauptort der V-Waffen-Fertigung und als neuer Aufenthalt der deutschen Raketenspezialisten bezeichnet war.

Die Briten gaben Staver nicht nur vollständige Beschreibungen von Peenemünde und Nordhausen, sondern auch die Namen der führenden Persönlichkeiten in diesen Einrichtungen. Bis die alliierten Truppen die deutschen Grenzen selbst überschritten hatten, waren die Namen der für die V-Waffen verantwortlichen Männer mehr oder weniger geheim geblieben. Doch nun liessen sich die Rätsel von vielen Seiten her allmählich lösen. Hunderttausende von Kriegsgefangenen, von denen manche an Waffenentwicklungen beteiligt gewesen waren, standen zur Vernehmung bereit. Aufschlussreiche Dokumente fanden sich in den verlassenen Abschussstellungen in Nordfrankreich und Holland und in besetzten Fabriken, die Bestandteile und Betriebsstoffe nach Nordhausen und Peenemünde geliefert hatten. Der aufschlussreichste Fund war jedoch ein einzelnes Dokument: die Osenberg-Liste.

Osenberg, Maschinenbauprofessor an der Technischen Hochschule Hannover, ein guter Nationalsozialist und Mitglied der SS, war von Göring als Leiter des Planungsbüros des Reichsforschungsrats berufen worden. Mit teutonischer Gründlichkeit legte Osenberg eine vollständige Kartei aller kriegswichtigen wissenschaftlichen Projekte und der an ihnen beteiligten Wissenschaftler und Ingenieure an. Osenberg stellte nicht nur eine Liste von 15'000 Leuten auf, sondern liess auch von der Gestapo ihre Zuverlässigkeit überprüfen und vermerken, welche persönlichen Eigentümlichkeiten jeder Einzelne vielleicht hatte: Vorliebe für

Alkohol, für das Prügeln seiner (Frau, eine pornographische Sammlung, Homosexualität, das Aushalten einer Geliebten, Vorlesungen in Amerika oder England vor dem Krieg. Osenberg fand diese Liste sehr nützlich für die Beherrschung der deutschen Wissenschaftlergemeinde, deren offizieller Majordomo er war.

Am 7. März 1945 besetzte die 3. US-Panzerdivision Köln. Bonn, zwanzig Kilometer südlich gelegen, blieb noch zwei Tage in deutscher Hand; an der dortigen Universität wurde die Vernichtung aller Papiere, die sich auf die wissenschaftliche Waffenforschung bezogen, angeordnet. Geheimpapiere wurden verbrannt oder zerrissen und in den Toiletten heruntergespült, als die amerikanischen Panzer heranrollten. In einem Klosettbecken, das nicht richtig gespült hatte, fand ein polnischer Labortechniker Papierfetzen, die er später einem britischen Abwehrgenten gab. Getrocknet und zusammengesetzt erwiesen sich die Fetzen als die Osenberg-Liste, auf der sich natürlich auch die Namen und Aufgabenbereiche des deutschen Raketenpersonals fanden.

Die britische Abwehr suchte nach ähnlichen Spuren in erbeuteten Gestapo-Akten. Doch diese wurden nahezu sämtlich vernichtet, wenn sich die Deutschen zurückzogen. Nur einige blieben erhalten, wenn der Rückzug besonders hastig vor sich ging.

Aus solchen Hinweisen konnte Major Staver seine Schwarze Liste zusammenstellen. Als Überschrift setzte er CIOS Nr. 4/113 (b) und schrieb als ersten Namen unter Nordhausen den von Professor Dr. Wernher Freiherr von Braun auf.

Die Schwarze Liste aufzustellen war eine Sache, aber etwas ganz anderes – das wusste Staver genau – war es, die darauf vermerkten Ziele aufzuspüren, obwohl zu diesem Zweck ein besonderes System ausgearbeitet worden war. Den Kampftruppen folgte eine besondere «T-Einheit» * von Soldaten mit technischen und Sprachkenntnissen, denen wiederum Gruppen der CAFT, Combined Advance Field Team (Gemeinsame vorgeschobene Feld-

* «T-Force» gleich «Target-Force», ‚Zieleinheit‘: eine Gruppe mit der Aufgabe, die von der wissenschaftlichen Abwehr als besonders lohnende Ziele bezeichneten Einrichtungen, Waffen, Dokumente und Menschen aufzuspüren und sicherzustellen.

mannschaft), folgten: Techniker, die die sichergestellten ‚Ziele‘ zu bewerten und ihrer Wichtigkeit nach einzustufen hatten. Erwiesen sich solche ‚Ziele‘ von überdurchschnittlicher Wichtigkeit, dann empfahlen die Männer der CAFT, dass zivile amerikanische Wissenschaftler hinzugezogen wurden, um eine eingehende Untersuchung vorzunehmen.

Im März 1945 hatte Oberst Trichel eine Gruppe von Wissenschaftlern des Projekts Hermes der General Electric nach London gesandt². Major Staver hatte die Aufgabe, diese Gruppe zu dem Ziele «V 2» zu führen. Dieses Ziel sollte er mit Hilfe der Schwarzen Liste, der «T-Einheit» und der CAFT aufspüren. Staver konnte im März 1945 noch nicht wissen, wie er die technischen Dokumente über die V 2 finden und für die USA sicherstellen sollte. Doch allein diese Dokumente, sagte er sich immer wieder, gaben der Raketenabteilung in der Heereswaffenabteilung jenen Vorsprung von zwanzig Jahren, den sich Oberst Trichel erhoffte, und diesen Vorsprung erreichte man sogar, ohne dass die Gruppe der General Electric die Männer zu verhören brauchte, von denen diese Dokumente stammten. Aber die Deutschen könnten die Dokumente vernichten oder verstecken, wenn sich der Feind näherte.

In jedem Fall liess sich nichts wegen dieser Dokumente oder des V-2-Personals unternehmen, ehe das Gebiet Nordhausen-Bleicherode genommen war. G-2, die militärische Abwehr der USA, hatte die eiserne Regel, nach der kein technischer Erkunder die Kampfzone betreten durfte, ehe nicht jeder feindliche Widerstand ausgeräumt worden war. Für die amerikanischen Kommandeure waren die Erkundungen der wissenschaftlichen Abwehr gegenüber ihrem eigenen Hauptziel, die deutschen Streitkräfte zu zerschlagen, völlig nebensächlich. Die militärischen Führer wollten bei ihren Kämpfen nicht behindert werden, und ausserdem wollten sie die Verantwortung für die Sicherheit hervorragender amerikanischer Wissenschaftler und Zivilisten nicht übernehmen.

Da Major Staver interessiert daran war, unbedingt an Ort und Stelle zu gelangen, liess er sich von diesem Verbot nicht bedrücken. Er wusste zwar, dass britische und russische Abwehragenten hinter dem gleichen

Ziel her waren wie er selbst, aber er wusste auch, dass diese Ziele dem Land in die Hände fallen mussten, dessen Truppen Nordhausen und Bleicherode zuerst erreichten. Staver glaubte fest, dass die Briten und erst recht die Russen nicht die Erben der ersten Fernrakete der Welt werden und sie dazu benutzen würden, einen grossen Vorsprung in einem Nachkriegsprogramm der Raketenentwicklung zu gewinnen. Davon war er doppelt überzeugt, als er am 1. April in London erfuhr, dass Einheiten der Ersten amerikanischen Armee die Stadt Paderborn genommen hatten und sich auf den Marsch ostwärts bis an die Elbe vorbereiteten. Nur 150 Kilometer von Paderborn entfernt und genau in der Marschrichtung der 3. Panzerdivision lagen Nordhausen und Bleicherode.

9 Begräbnis

Am Nachmittag des 1. April, des Ostersonntags, hörte von Braun, dass man amerikanische Panzer in Mühlhausen, knapp zwanzig Kilometer südwärts, gesehen habe. Es handelte sich um ein unzutreffendes Gerücht, doch das konnte von Braun nicht wissen. Er wusste dagegen, dass nun das Ende in Sicht war. Hitler wusste das auch. Der ‚Führer‘, jetzt ein zitterndes Wrack, von Dr. Morells Drogen vergiftet, schrie seine Generale an und erklärte, das deutsche Volk habe vor der Herausforderung der Geschichte versagt und sei deshalb zum Untergang bestimmt. Am 19. März hatte er einen Befehl an SS und Wehrmacht erlassen, dass alles, was irgendwelchen Wert für den nahenden Feind habe, zerstört werden müsse. Dazu gehörten alle Forschungs- und Versuchseinrichtungen und ihre technischen Dokumente.

Albert Speer, Minister für Rüstung und Kriegsproduktion, versuchte Hitler zur Vernunft zu bringen, doch der Führer schrie ihn an: «Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das Volk verloren sein... Es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächste erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört dann ausschliesslich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, – denn die Guten sind gefallen¹.»

Von Braun hatte von Hitlers Anweisung «Verbrannte Erde» gehört und war der Ansicht, dass Speer wahrscheinlich nicht in der Lage sei, die SS an der Durchführung zu hindern. Die SS konnte nicht zurückgehalten werden, die Anlagen von Nordhausen und Bleicherode zu zerstören, das wusste von Braun, aber er wusste auch, dass diese Anlagen nicht so wichtig waren wie die Gedanken, die in den Gehirnen der Peenemünder Gruppe entwickelt worden waren, Gedanken, die ihren Niederschlag in Tonnen von Dokumenten und Zeichnungen gefunden hatten. Um das erste funktionierende A4 fertigzustellen, hatte man allein 65'000 Zeichnungen gebraucht. Das Dritte Reich, die SS und der Führer waren noch

nicht tot, aber sie gehörten eindeutig der Vergangenheit an. Die Rakete und all die Arbeit auf dem Papier, aus der sie erwachsen war, gehörten der Zukunft. Von Braun beschloss, Hitlers Anweisung der verbrannten Erde nicht zu befolgen und die V-2-Dokumente zu erhalten, die einen Schatz von einzigartigen technischen Informationen enthielten. Dornberger unterstützte diese Entscheidung entschieden, obwohl beide Männer wussten, dass sie dadurch in grosse Schwierigkeiten mit der SS kommen konnten.

Der Bericht, dass man am 1. April amerikanische Panzer in Mühlhausen gesehen habe, veranlasste von Braun zum Handeln. Er rief zwei Männer zu sich, denen er glaubte vertrauen zu dürfen: Dieter Huzel und Bernhard Tessmann. Huzel war Elektroingenieur, der im Jahre 1942 als Rekrut eingezogen worden war und dann an der Ostfront Lastwagen gefahren hatte. Später war er nach Peenemünde kommandiert worden, wo er zwar nie zu den Schlüsselgestalten gehörte, aber als von Brauns persönlicher Gehilfe arbeitete. Tessmann, ein alter Mitarbeiter von v. Braun, war Chefkonstrukteur der Prüfstände gewesen. Tessmann und Hannes Lührsen waren es gewesen, die Braun blutend und bewusstlos unten an der Eisenbahnböschung gefunden hatten, als er am 16. März den Autounfall hatte; dieses Eingreifen hatte ihm das Leben gerettet.

Von Braun gab Tessmann und Huzel nun einen ungewöhnlichen und schwierigen Auftrag. Sie sollten in Nordhausen, Bleicherode und in dem ganzen Gebiet alle wichtigen Papiere über die Vz zusammensuchen, sie auf Lastwagen verladen und dann verstecken. Huzel erinnert sich, dass von Braun ihm erklärte: «Das Beste wird ein altes Bergwerk oder eine Höhle sein – etwas dieser Art. Sonst habe ich keine weiteren Anordnungen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.»

An diesem Ostersonntagnachmittag hörte auch Hans Kammler, dass sich die Amerikaner Nordhausen und Bleicherode näherten. Obergruppenführer Kammler war jetzt nicht nur Sonderbevollmächtigter für das V-Waffen-Programm, sondern ausserdem «Sonderbevollmächtigter für das Brechen des Luftterrors» und «Generalbevollmächtigter für die Düsenjäger». Die V-Waffen wurden nicht mehr eingesetzt, deshalb konzentrierte sich Kammler auf seine an

dern Posten, fand jedoch nur Armaden alliierter Bomber und Jäger, die über den deutschen Himmel fegten, so sehr er sich auch bemühen mochte.

«Tag und Nacht war er unterwegs», berichtet General Dornberger. «Besprechungen wurden auf nachts i Uhr irgendwo im Harz einberufen, oder wir trafen uns um Mitternacht an irgendeinem Punkt der Autobahn, um nach kurzer Orientierung und schnellem Meinungsaustausch wieder zu unserer Arbeit zurückzufahren. Eine unmenschliche Nervenanspannung hielt uns in Atem. Wir waren gereizt, nervös, überarbeitet. Wir legten die Worte nicht auf die Goldwaage. Kammler weckte, wenn es ihm nicht schnell genug ging, vor dem Weiterfahren die eingeschlafenen Begleitoffiziere durch einen Feuerstoss seiner Maschinenpistole. ‚Was brauchen die zu schlafen, ich kann es auch nicht.›»

Dornberger erkannte, dass der Geisteszustand des Generalbevollmächtigten von Gereiztheit in gefährliche Verzweiflung umschlug, als er ein Gespräch zwischen Kammler und seinem Stabschef, Sturmbannführer Starck, mithörte. Kammler befahl seinem Stabschef, ihm ständig im Abstand von zehn Schritt zu folgen; wenn die Situation hoffnungslos wurde, sollte Starck ihm, ohne Zeit auf Fragen zu verschwenden, einen Feuerstoss aus seiner M-Pi in den Hinterkopf jagen.

Obergruppenführer Kammler hatte allen Grund, über das Näherücken der Amerikaner besorgt zu sein. Er hatte den Einsatz der KZ-Häftlinge als Arbeitskräfte in der V-Waffen-Fertigung organisiert und geleitet. Im Gebiet von Nordhausen lagen zwei Konzentrationslager, eins in Nordhausen selbst und das Lager Dora vier Kilometer von der Stadt entfernt am Südrand des Mittelwerks. Auf dem Höhepunkt der V-Waffen-Produktion hatten 22'000 Häftlinge aus diesen beiden Lagern in den Stollen der unterirdischen Fabrik gearbeitet. Während sie von Nutzen waren, hatte man die Häftlinge verhältnismässig gut behandelt, doch in den letzten beiden Monaten waren die Bedingungen sehr viel schlechter geworden, besonders in Nordhausen, wo Tausende von politischen Häftlingen und anderen ‚Unerwünschten‘ untergebracht waren, die in der V-Waffen-Fertigung gearbeitet hatten. Wenn die Amerikaner das Lager Dora und das in Nordhausen besetzten, würden sie den Mann, der

verantwortlich war für das, was sie dort fanden, vermutlich hängen. Und dieser Mann, das wusste Kammler, war er selber. Verzweifelt befahl er der SS-Wachmannschaft, die Häftlinge aus den beiden Lagern fortzuschaffen und die nicht mehr Marschfähigen umzubringen und zu begraben.

Doch so verzweifelt Kammler auch war, die Hoffnung, die rasch erfassende Schlaueit und die Improvisationsgabe, die ihm den Posten des Sonderbevollmächtigten und den Befehl über technisch qualifiziertere Männer eingetragen hatte, verlor er nicht. Er hatte nicht die Absicht, sich von den Amerikanern gefangennehmen und aufhängen zu lassen, weil er nicht mehr in Nordhausen sein wollte, wenn sie eintrafen. Um seine Haut zu retten, hatte er sich einen grotesken Plan ausgedacht. Am 1. April entschloss er sich, ihn in die Tat umzusetzen.

Aus den ungefähr 5'000 Raketenspezialisten und ihren Angehörigen, die rund um Nordhausen in jenem Gebiet wohnten, auf das die amerikanischen Truppen gerade vorstießen, wollte Kammler die 500 führenden Persönlichkeiten auswählen. Diese Männer sollten – ohne ihre Familien – nach Süden in die Bayrischen Alpen geschickt werden. Kammler wollte diese Männer vom SD, dem Sicherheitsdienst der SS, streng bewachen lassen. Wenn er diese 500 Spezialisten in den schwer zugänglichen Alpen hatte, konnte er sie als Geiseln benutzen. Kammler konnte dann mit den Amerikanern oder einer andern Macht der Alliierten einen Handel abschliessen und seine eigene Haut gegen die führenden deutschen Raketenfachleute eintauschen. Sollte sich dieser Handel zerschlagen, dann konnte man die Raketenmänner immer noch erschiessen, um den Feinden des Dritten Reichs ihr Wissen vorzuenthalten.

Der Sonderbevollmächtigte rief von Braun zu sich und erklärte ihm, dass er mit weiteren 500 Peenemündern in Kammlers Sonderzug in die Alpenfestung fahren werde, wohin sich laut Kammler auch der Führer und sämtliche SS-Divisionen absetzen würden, um sich dort für den Endsieg neu zu gruppieren. Den Raketenfachleuten werde ein ehemaliges Ausbildungslager des Heeres in Oberammergau zugewiesen, wo sie ihre Forschungen fortsetzen könnten.

Sie würden von einer Sonderabteilung des SD geschützt werden. Die Verlegung solle unverzüglich vor sich gehen, so dass keine Zeit mehr bleibe, Familienangehörige oder etwas von der Ausrüstung mitzunehmen.

Von Braun wusste, dass Kammler zu schlau war, als dass er an die Erklärung mit der Alpenfestung glauben könne, und vermutete, dass der Sonderbevollmächtigte die führenden Raketenfachleute aus irgendwelchen finsternen eigennützigen Gründen auf einem engen Gebiet unter SS-Aufsicht zusammenziehen wollte. Doch bei Kammlers gegenwärtiger Geistesverfassung war nichts zu gewinnen, wenn man sich gegen seine Anweisung auflehnte. Noch übte Kammler die absolute Herrschaft in seinem zusammenschrumpfenden Reich aus. Er hatte die Macht, jeden, der seine Befehle nicht befolgte, von seiner SS exekutieren zu lassen. Von Braun kam zu dem Schluss, dass die Verlegung in die Alpen das geringere von zwei Übeln sei. Selbst ohne Ausrüstung konnte die Forschung dort in beschränktem Ausmass fortgesetzt werden. Und von Braun hatte – genau wie Kammler – einen Plan für die Zukunft. Dieser Plan sah eine Raketenentwicklung in grossem Ausmass vor, wenn das Dritte Reich tot und der Krieg vorüber war. Von Braun war überzeugt, dass sich im bayrischen Gebirge eine Möglichkeit finden lasse, dem «Schutz» des SD zu entrinnen und den eigenen Plan durchzuführen. General Dornberger hatte sich, obwohl jetzt auch mit anderen Waffenprojekten als Raketen beauftragt, ebenfalls entschlossen, sich in ein Dorf in den Alpen abzusetzen und in der Nähe seiner früheren Peenemünder Männer zu bleiben. Dornberger vermutete, dass Kammler und der SD Schwierigkeiten machen würden. Deshalb nahm er eine Abteilung von Heeressoldaten mit, die ihm unterstellt worden war.

Bis zum Abend des 2. April sollte die Auswahl der Wissenschaftler und Ingenieure getroffen sein. Sie packten das Notwendigste zusammen, verabschiedeten sich von ihren Familien und stiegen in die Abteile des «Vergeltungsexpresses». Dieser Vergeltungsexpress, wie Kammlers Sonderzug spöttisch genannt wurde, bestand aus einer schnellen modernen Lok, zwölf Schlafwagen und einem Speisewagen. Letzterer war gut mit Lebensmitteln und den vorzüglichen Weinen ausgestattet, für die

Kammler eine Schwäche hatte. Als Sonderbevollmächtigter hatte er den Zug benutzt, um mit seinen Stabsmitgliedern zu allen Punkten in Europa zu gelangen, wo es V-Waffen-Tätigkeit gab, von Peenemünde nach Nordhausen und von Holland nach Berlin und Polen. Ehe der Schiessplatz Blizna angesichts der vorstossenden Roten Armee geräumt worden war, hatte der V-Express dort oft auf einem Gleis gestanden. Er diente Kammler, seinen Offizieren und so manchem hervorragenden Ingenieur als Unterkunft; er war sehr viel behaglicher als die rohen Holzbaracken des Abschussgeländes.

Der V-Express, vollgestopft mit 500 Zivilisten, den Raketenfachleuten, und fast 100 bewaffneten SD-Männern, fuhr aus Nordhausen ab und begann seine 600 Kilometer-Reise nach Süden in die Alpen. Von Braun befand sich jedoch nicht in diesem Zug. Wegen der riesigen Schiene und des Gipsverbandes, die seinen Oberkörper und den linken Arm einhüllten, erhielt er die Erlaubnis, in einem Kraftwagen nachzukommen. Während er nach München fuhr, fragte er sich, was die Zukunft bringen mochte, und vor allem, ob Huzel und Tessmann Erfolg beim Verstecken der V-2-Dokumente gehabt hatten.

An dem regnerischen Morgen des 3. April, eines Dienstags, fuhr ein Pkw, von einem deutschen Soldaten gelenkt, über die gewundenen Strassen des Harzes. Dieter Huzel sass neben dem Fahrer. Hinter dem Pkw kamen Bernhard Tessmann und sieben Soldaten in den Führerkabinen von drei Dreitonnern, Opel-Lastwagen, von denen zwei mit Anhänger versehen waren. Diese Fahrzeuge waren vollgestopft mit all den V-2-Dokumenten, die – wie Huzel es ausdrückte – «entscheidend waren, falls wir unsere Arbeit wieder aufnehmen sollten».

Das gesamte unwichtige Material war am Montag und Dienstag verbrannt worden. Diese beiden Tage hatten Huzel und Tessmann ausserdem damit verbracht, das Sammeln, Verpacken in Kisten und Verladen der entscheidenden. Dokumente im Gebiet von Nordhausen und Bleicherode zu überwachen. Vierzehn Tonnen Papier waren in Holzkisten gepackt worden. Diese Kisten waren mit Nummern versehen worden, damit man später ihren Inhalt feststellen konnte.

Als Huzel den kleinen Konvoi aus Nordhausen herausführte und ins Gebirge hinauffuhr, wusste er noch nicht, wo er die Dokumente verstecken wollte. Ehe von Braun nach Süden fuhr, hatte er Huzel einen Geleitbrief mitgegeben. Darin stand, dass sein Auftrag streng geheim sei und dass man ihm jede Unterstützung gewähren solle. Doch von Braun hatte wahrheitsgemäss hinzugefügt: «Nun sind Sie ausschliesslich auf sich selbst angewiesen.»

Huzel beschloss, Hilfe beim Oberbergamt in Clausthal, fünfzig Kilometer entfernt, zu suchen. Dort wollte er sich nach einer grösseren Höhle in einem Berghang oder einem aufgegebenen Schacht erkundigen. Der Harz war ein Gebiet von wilder und melancholischer Schönheit mit Schluchten, Felsen, dunkelgrünen Wäldern und sauberen kleinen Städten mit alten Häusern. Viele dieser Städte waren Kurorte, andere beschäftigten sich seit Jahrhunderten mit dem Blei-, Kupfer-, Silber- und Eisenbergbau.

Die drei schwer beladenen Lastwagen fuhren langsam dahin und suchten mehrmals unter Bäumen Schutz, als Jagdbomber über ihnen dahinrasten. Gegen Mittag erreichten sie ein Dorf in einem engen Tal, acht Kilometer von Clausthal entfernt. Das Tal schien guten Schutz vor den Angriffen von Jägern zu bieten. Die Lastwagen wurden dort geparkt, und Huzel fuhr allein zum Oberbergamt weiter. Hier sagte man ihm, dass in diesem Gebiet nichts für seine Bedürfnisse in Frage komme. Für ein so umfangreiches Entladungs- und Speicherunternehmen brauche er ein Bergwerk mit einem waagerechten Stollen als Eingang, möglichst mit einem Bahngleis. Doch alle Bergwerke hier im Gebiet hatten senkrechte Schächte und Förderkörbe. Ausserdem waren sie noch in Betrieb; das bedeutete, dass man die Einlagerung von Kisten vor Hunderten von Bergleuten nicht geheimhalten konnte. Einer der Beamten riet Huzel, es im Bergamt Goslar, rund zwanzig Kilometer von hier, zu versuchen, dort könne er mehr Glück haben.

Der Verzweiflung nahe und in Sorge um die Lastwagen in dem schmalen Tal, raste Huzel nach Goslar. Wieder erklärte ihm ein Beamter, dass man seine Anforderung nicht erfüllen könne. Alle Bergwerke in der Umgebung seien bereits mit Regierungsakten vollgestopft, die man aus Berlin hierher verlagert habe. Ärger-

lich und enttäuscht schrie Huzel, wie er sich später erinnerte, den Beamten an: «Nun stehe ich da mit den wichtigsten Dokumenten, die es in ganz Deutschland gibt, und finde nicht einmal einen Platz, wo ich sie hinlegen kann!» Als er schon zur Tür stürmte, rief ihn der Beamte zurück. Ihm war eben ein verlassenes Bergwerk in dem Dorf Dörnten eingefallen, das nur fünfzehn Kilometer entfernt lag. Es lag zwar nicht im Gebirge, aber nur fünf Kilometer vom Nordrand des Harzes entfernt. Es konnte möglicherweise brauchbar sein.

Huzel raste mit dem Beamten nach Dörnten. Ausserhalb des winzigen, abgelegenen Dorfes hielten sie vor dem Förderturm einer Schachanlage. Doch dahinter sahen sie ein Bergwerk, dessen offener Stollen waagrecht in einen niedrigen, sanft geneigten Hang führte. Beide Bergwerke waren aufgegeben worden, weil ihr Eisenerz von so geringer Qualität war, dass sich der Abbau nicht mehr lohnte. Die einzigen Leute in der Nähe waren ein älteres Ehepaar; der Mann, Nebelung mit Namen, war Verwalter des Bergwerks.

Nebelung war sofort bereit zu helfen, als Huzel ihm sagte, er wolle als geheim bezeichnete militärische Papiere in dem Stollen unterbringen. Huzel sagte jedoch weder Nebelung noch dem Beamten des Bergamts, dass es sich bei den «Papieren» um alles handelte, was über die erste Fernrakete der Welt bekannt war. Der Verwalter stattete seine Besucher mit Arbeitskleidung, Grubenhelmen und Lampen aus und führte sie zu der Mündung des in den Berg führenden Stollens.

Huzel sah eine Laderampe und Weichen und Schienen, die in die Dunkelheit hineinführten. In dem matten Licht der Grubenlampen folgte er Nebelung in den Stollen. Zu beiden Seiten zweigten kleinere Querschläge ab. Als die Männer ein paar hundert Meter gegangen waren, blieb Nebelung stehen und leuchtete mit der Lampe in einen Querschlag. Er sagte, an seinem Ende liege ein trockener leerer Raum. Früher war der Sprengstoff darin aufbewahrt worden. Die Männer gingen hundert Meter in diesen Nebestollen hinein. Sie kamen an eine schwere Eisentür, die sie öffneten, und traten in einen Saal von vier Meter Höhe und acht mal acht Meter Bodenfläche. Huzel fand, dass sich dieser Raum vollendet für seine Wünsche eigne. Doch das Problem blieb, wie

er, Tessmann und sieben Soldaten vierzehn Tonnen Kisten 1'000 Meter über die Eisenbahngleise zum Eingang des Nebestollens befördern könnten, ehe die amerikanischen Kampftruppen, die keine 50 Kilometer entfernt standen, das Gebiet, in dem das Bergwerk lag, überrannt hatten.

Nebelung wusste eine Lösung. In dem Stollen standen Flachwagen und eine kleine Lok mit Batteriebetrieb. Die Lokomotive war zwar seit Jahren nicht mehr benutzt worden, doch der Verwalter konnte die Batterien aufladen und sie vielleicht bis zum nächsten Tag betriebsfertig machen. Huzel blieb keine andere Wahl, als das Angebot des Mannes anzunehmen. Er fuhr in aller Eile zurück in das Tal, wo die drei Lastwagen standen, und sah mit grosser Erleichterung, dass sie noch da und unbeschädigt waren. Er erklärte Bernhard Tessmann seinen Plan. Sie wollten die Lastwagen zu einem alten Steinbruch in einem ebenfalls geschützten Tal, acht Kilometer von dem Stollen in Dörnten entfernt, fahren. Von dieser Operationsbasis aus sollten die Lastwagen einzeln nach Einbruch der Dunkelheit zum Bergwerk gebracht werden.

Aber Huzel wollte nicht, dass die Soldaten die genaue Lage des Stollens erfuhren. Sie konnten möglicherweise später von amerikanischen Truppen gefangen genommen werden und das Geheimnis des Verstecks enthüllen. Huzel beschloss deshalb, dass er den ersten Lastwagen zum Bergwerk fahren wolle, Tessmann neben sich. Die Soldaten sollten hinten im Wagen eingeschlossen werden, bis der Stolleneingang erreicht war. Wenn der Wagen entladen war, wollte Huzel damit zum Steinbruch zurückfahren. Dort würde er den zweiten Lastwagen abholen und es später mit dem dritten Wagen ebenso machen.

Während der ganzen Nacht des 4. April und tief in den nächsten Vormittag hinein wurden die Kisten von den drei Lastwagen abgeladen, auf die Flachwagen gestellt und von der kleinen Maschine bis zur Abzweigung des Nebenganges gezogen. Hier mussten die neun schwitzenden und schuftenden Männer die Kisten abermals abladen und die hundert Meter bis zur früheren Sprengstoffkammer tragen. «Bis fast elf Uhr morgens», erinnert sich Huzel, «leisteten wir schwere körperliche Arbeit. Die Kisten waren schwer. Der Stollen, der zu dem Lagerraum führte, war eng und steil.»

Als die letzte Kiste verstaut und der Raum fast ausgefüllt war, dachte Huzel: «Auftrag ausgeführt. Und ganz plötzlich war ich todmüde. Ich blickte mich um und sah meine Müdigkeit in den Gesichtern der andern widergespiegelt, die an der Wand lehnten, auf dem Boden hockten oder dastanden, die Hände auf die Hüften gestützt, schweissbedeckt und völlig verschmutzt.»

Die erschöpften Männer verliessen den Stollen, konnten duschen und erhielten in der verlassenen Minenkantine ein Essen. Huzel erwirkte von Nebelung die Einwilligung, den zu dem alten Dynamitmagazin führenden Gang sprengen zu dürfen. Dann fuhr Huzel, Tessmann und die Soldaten davon und verbrachten die Nacht des 5. April, des Donnerstag, in einem Dorf in der Nähe. Die beiden Ingenieure kehrten am nächsten Morgen zum Bergwerk zurück. Huzel stellte fest, dass die Sprengung «nicht befriedigend» war; «die vom Hängenden weggesprengten Felsen hatten einen Steinhaufen gebildet, doch man konnte leicht darüber wegklettern und den Lagerraum erreichen». Er bat Nebelung, die Sprengung zu wiederholen.

Als Huzel und Tessmann weggefahren waren, zündete Nebelung eine weitere Dynamitladung. Damit war der kleine Raum völlig abgesperrt. Die V-2-Dokumente waren nun ein vergrabener Schatz. Für jeden, der kein Interesse daran hatte, grosse Fernraketen zu bauen, konnte dieser Schatz im Bergwerk Dörnten nur aus vierzehn Tonnen «technischen» Papieren bestehen. Wer jedoch daran interessiert war und das Versteck fand, für den stellten die Papiere dreizehn Jahre einzigartiger Forschungsarbeit und die vollständigen Pläne für ein Objekt dar, für das das Dritte Reich anderthalb bis zwei Milliarden Mark ausgegeben hatte.

Samstag, den 7. April, verliessen Huzel und Tessmann, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass Nebelung die Sprengung wiederholt hatte, das Dörntener Gebiet, als bereits die Truppen der Neunten amerikanischen Armee eintrafen. Die beiden Deutschen kehrten nach Bleicherode zurück. An diesem Tag waren sie die beiden einzigen, die genau wussten, wo die V-2-Dokumente lagen. Die Soldaten, die ihnen geholfen hatten, waren bei der Hin- und bei der Rückfahrt von dem Stollen in den Lastwagen einge-

schlossen gewesen. Nebelung und die Bergbeamten in Goslar wussten, wo die Grube lag und dass dort Dokumente versteckt worden waren, aber man hatte ihnen nicht gesagt, dass es die V-2-Dokumente waren.

Huzel und Tessmann blieben nicht lange im Gebiet von Bleicherode-Nordhausen. Das falsche Gerücht vom 1. April war mittlerweile Wahrheit geworden. Amerikanische Truppen näherten sich jetzt der Stadt. Am 9. April brach Tessmann zur 600-Kilometer-Fahrt in die Alpen auf, wo er sich mit von Braun und den 500 Ingenieuren verabredet hatte, die dort unter Bewachung durch den SD arbeiteten. Huzel fuhr rasch nach Berlin, um seine Verlobte dort abzuholen, und begab sich dann ebenfalls in die Alpen.

Am 10. April wurde die Arbeit im Mittelwerk eingestellt. Die 4'500 zurückgebliebenen Raketenfachleute, die Kammler nicht mit in die Alpen genommen hatte, verschwanden in ihre Wohnungen, die in Dutzenden von Dörfern rund um Nordhausen lagen. Ein Bericht, nach dem amerikanische Panzer Espchenrode, zehn Kilometer von der unterirdischen Fabrik entfernt, erreicht hatten, bestätigte sich.

10 Panzerdivision Lucky Spearhead (Erfolgreiche Speerspitze)

Für die Vorseinheiten der 3. US-Panzerdivision, die sich Espchenrode am 10. April näherten, war Nordhausen nur eine weitere deutsche Stadt, die genommen werden sollte, ehe man sich an der Elbe mit der Roten Armee vereinigte.

Die 3. Panzerdivision, die sich «Lucky Spearhead» (erfolgreiche Speerspitze) nannte, war schon in der Normandie eingesetzt worden, hatte sich durch Frankreich und Belgien durchgekämpft und am 25. März 1945 ihren raschen Vormarsch im Brückenkopf Remagen begonnen. An dem dunklen Abend des 30. März, als das Ruhrgebiet schon nahezu umfasst war, war Maurice Rose, der Kommandeur von «Lucky Spearhead», in einem verworrenen und tückischen Gefecht mit marodierenden Panther- und Tigerpanzern gefallen.

Voller Wut hatte sich die 3. Panzerdivision tief ins Herz Deutschlands hineingebohrt und am 9. April die Weser, siebzig Kilometer von Nordhausen entfernt, überschritten. Doch keiner der Panzersoldaten der Dritten oder der Infanteristen der 104. Division – «Timberwolf» genannt –, die die Panzer unterstützten, hatte je etwas von Wernher von Braun, Walter Dornberger oder dem unterirdischen Mittelwerk gehört. Die V 2 war ihnen nicht unbekannt, doch jetzt, im April 1945, war sie kaum mehr als eine Erinnerung, ein Ding, das im vergangenen Herbst plötzliche Explosionen in den Urlaubsgebieten London und Brüssel hervorgerufen hatte. Wegen ihrer geringen Genauigkeit auf weite Entfernungen war die V2 nicht gegen Kampftruppen eingesetzt worden, die sich deshalb weit mehr für Königstigerpanzer, Plastikminen und die tödlichen 8,8-cm-Geschütze interessierten.

Es gab keine Spezialisten der technischen Abwehr oder amerikanischen Zivilwissenschaftler bei der 3. Panzerdivision, als sie sich Espchenrode und Nordhausen näherte. Überall, wo «Lucky Spearhead» eingesetzt wurde, ging es rasch und heiss her. Wissenschaftlerspione wären da nur im Weg gewesen und hätten die Männer in den rollenden Sherman-Panzern bei ihrer Hauptaufga-

be gestört: die deutschen Streitkräfte zu vernichten und den Krieg zu beenden. Auch die Briten und Russen hielten die technischen Suchgruppen aus den noch nicht gesäuberten Kampfgebieten zurück. Jede andere Methode wäre sinnlos gewesen, denn die Untersuchung von ‚Zielen‘ von der Kompliziertheit und Grössenordnung der V 2 erforderte vorherige Planung, Zeit und Ruhe.

Als die Vorausabteilung Welborn der 3. Panzerdivision am 10. April auf Nordhausen zu vorstieß, begegnete sie vor dem Dorf Espchenrode unerwartet heftigem Widerstand. Sechs Kompanien ausgezeichneter Truppen, von fanatischen SS-Offizieren geführt, die von Hans Kammler beauftragt waren, den Vormarsch der Amerikaner aufzuhalten, mussten von Panzern, in den Bodenkampf eingreifenden Thunderbolt-Maschinen und Infanteristen in einem grausamen Häuserkampf, der vier Stunden dauerte, ausgelöscht werden.

Brigadegeneral Truman Boudinots Kampfkommando «B», das früh am nächsten Morgen nach Nordhausen selbst hineinrollte, stiess nur noch auf geringen Widerstand. Seine beiden Vorausabteilungen, die nördliche unter Oberst John C. Welborn und die südliche unter Oberstleutnant William B. Lovelady, trafen etwa um die gleiche Zeit im Mittelpunkt der rauchenden, zerbombten Stadt zusammen. «Lucky Spearhead» hatte den Auftrag, in Nordhausen zu rasten, bis die Infanterie der «Timberwolf»-Division nachgekommen war, und dann weiter nach Osten zu rollen. Für die Panzersoldaten war Nordhausen eine Episode, die nun zu Ende ging.

Oberst Welborn war jedoch von der militärischen Abwehr darauf hingewiesen worden, «sich im Gebiet von Nordhausen auf etwas gefasst zu machen, was ein wenig ungewöhnlich» sei. Das gleiche hatte man General Boudinot und Oberstleutnant Lovelady mitgeteilt.

Sie befanden sich noch keine zwanzig Minuten in den rauchenden Trümmern von Nordhausen, als sie erkannten, dass die Voraussage der Abwehr diesmal untertrieben war. Was das Kampfkommando «B» fand, war nicht nur «ein wenig ungewöhnlich», sondern es genügte, dass Truman Boudinot übel wurde – und die Männer der 3. Panzer hielten diesen General für noch härter als George Patton.

Boudinot wurde zum Konzentrationslager Nordhausen geführt und sah Hunderte von Leichen im Freien und Hunderte von weiteren in den Baracken liegen. Sie «lagen in wirren Haufen da, halb ausgezogen, mit offenen Mündern in Stroh und Schmutz, oder sie waren nackt in den Ecken oder unter den Treppen wie Klafterholz aufgestapelt».

Der Gestank der verwesenden Leichen verpestete die Luft. Einige Lebewesen, zerlumpete, «mit Haut bedeckte Skelette» winkten und krochen näher, um Boudinot und seine Offiziere zu begrüßen. Im Lager Nordhausen fanden sich 1'000 von diesen «Halbmenschen» und 5'000 Leichen «in verschiedenen Stadien der Verwesung».

So etwas hatte General Boudinot noch nicht gesehen, und er konnte es nie vergessen. Er wollte mit seinem Kampfkommando heraus aus diesem Ort, doch es erwartete ihn etwas noch «Ungeöhnlicheres», ehe der Tag vorüber war. Vier Kilometer nordwestlich von Nordhausen in dem Dorf Niedersachswerfen am Südhang des Harzes begegneten Welborn und Lovelady elenden Menschen in schmutzigen gestreiften Anzügen, die die Arme nach ihnen ausstreckten, winkten und plapperten. Mit Hilfe von Dolmetschern erfuhren die beiden Stabsoffiziere, dass die skeletthafte Gestalten den Amerikanern «etwas Phantastisches – unter dem Berg... ganz wichtig ...» zeigen wollten.

Welborn und Lovelady liessen sich zum Eingang eines grossen Stollens führen, wo Eisenbahnschienen unmittelbar in den Berg hineinführten. Neben Lastwagen und Eisenbahnwagen an der Stolleneinfahrt sahen sie einige lange schlanke Objekte mit vier Flossen und funkten, dass Major William Castille, der Abwehroffizier des Kampfkommandos «B», sofort kommen müsse. Dann traten die drei Amerikaner in den Stollen und begriffen sofort, dass sie die unterirdische Fabrik vor sich hatten, in der die V-Waffen hergestellt worden waren.

Major Castille erinnert sich, dass die Besichtigung «wie ein Aufenthalt in der Höhle eines Zauberers» gewesen sei. Zwei solche Stollen liefen parallel zueinander fast zwei Kilometer tief in den Berg. Hier lagen Teile für die V1 und V 2 in ordentlichen Reihen gestapelt. In den Quergängen standen Werkzeug- und Präzisionsmaschinen. Telefon, Ventilation und Beleuchtung funktio-

nierten noch. Der riesige unterirdische Komplex war unbeschädigt und schien von den deutschen Posten und Technikern in völliger Betriebsbereitschaft verlassen worden zu sein. Castille verliess das Mittelwerk und verständigte die Pariser Dienststelle der amerikanischen Abwehr, die wiederum die Einheiten der Heereswaffenabteilung benachrichtigte, die sich an der V-Waffen-Suche interessiert gezeigt hatten.

Auf der Südseite des Mittelwerks machten Castille, Welborn und Lovelady eine weitere übelkeitserregende Entdeckung: das Konzentrationslager Dora. Die Häftlinge aus dem Nordhausener Lager mussten jeden Morgen um vier Uhr zur Arbeit ins Mittelwerk marschieren, doch das Lager Dora gehörte zur Fabrik selbst. Scharen von halbirren, halbverhungerten Zwangsarbeitern begrüßten die amerikanischen Panzersoldaten mit hysterischer Freude. Fünf Männer versuchten, Leutnant Herbert Gontard auf ihre Schultern zu heben, – doch sie waren so schwach, dass sie es nicht vermochten. Sanitätseinheiten wurden eilends ins Lager Dora geschickt. Auf Tragbahren und in Krankenwagen wurden Tausende der Insassen des Lagers in improvisierte Lazarette geschafft. Die Pioniere kamen mit Bulldozern und hoben Massengräber für die Hunderte von nackten Leichen aus, die in Haufen auf die Erde geworfen worden waren. In dem durch das Näherücken der Amerikaner ausgelösten Chaos hatte sich die SS auf die Flucht gemacht und Kammlers Befehl, alle menschlichen Zeugen in den Lagern Dora und Nordhausen zu beseitigen, unausgeführt gelassen.

Am nächsten Tag, dem 12. April, überliess die 3. Panzerdivision das Gebiet von Nordhausen der 104. Infanteriedivision und fuhr weiter, der Saale und Sangerhausen zu. In der Erinnerung an die beiden Konzentrationslager waren «die Panzersoldaten der Dritten in grausamer Stimmung, als sie die letzten Schlachten auskämpften».

Die Nachricht, dass sich das Mittelwerk in der Hand der «Timberwolf»-Division befand, wurde an Oberst Holger Toftoy, den Chef der waffentechnischen Abwehr in Paris, weitergegeben, der im März von Oberst Trichel, dem Chef der Raketenabteilung im Pentagon, aufgefordert worden war, hundert V-2-Raketen nach

White Sands, Neu-Mexiko, zu schicken. Oberst Toftoy hatte bisher keine einsatzbereiten V-2-Raketen finden können, weil die Deutschen sie abgeschossen hatten, sobald sie die Einsatzstellungen erreichten. Doch nun besaßen die Amerikaner – und nur die Amerikaner – eine ganze V-2-Fabrik.

Die Aufgabe, die Raketen aus dem Chaos von Mitteldeutschland, in dem der Krieg noch wütete, über verstopfte Strassen oder zerbombte Eisenbahnstrecken zum überlasteten Hafen Antwerpen zu befördern, bot ungeheure Probleme. Im Hinblick auf die Tatsache, dass die amerikanische Truppe das Mittelwerk und das ganze Gebiet dort beherrschte, hatte Oberst Toftoy Ende April 1945 keinen Grund zu der Annahme, dass er den komplizierten Transport nicht in geordneter Weise würde durchführen können. Obwohl er noch mit Dutzenden anderer Waffenprojekte beschäftigt war, begann er mit der Planung des Raketenabtransports auf der Basis höchster Vordringlichkeit.

In London erfuhr Major Robert Staver, der von Oberst Trichel nach Europa geschickt worden war, um die Suche und Befragung der deutschen Raketenspezialisten zu leiten, dass das Mittelwerk genommen worden sei und dass er also seinen Auftrag nun ausführen konnte. Am 20. April flog er zur Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung. Staver hatte die Absicht, nach Nordhausen zu fahren, sobald er die Genehmigung dazu erhielt. Während er darauf wartete, dass der Südharz zur Etappenzone erklärt wurde, schickte er zivile Ingenieure vom Projekt Hermes zu den Suchzielen in jenen Gebieten, die bereits offiziell von jedem feindlichen Widerstand gesäubert waren.

Staver war entschlossen, nach Nordhausen zu fahren, obwohl er – abermals von der britischen Abwehr – folgenden Bericht erhalten hatte:

CIOs Nr: 4/149

DRINGLICHKEIT: I

ORT: Etwa 10 km südwestl. Garmisch-Partenkirchen (Alpen).

TÄTIGKEIT: Forschung und Entwicklung Raketen und gelenkte Geschosse.

PERSONEN: Prof. Dr. Wernher Freiherr von Braun
Dir. Riedel

Dr. Demant oder Demanz

Chefingenieur Ludewig vergl. 4/95 mit weiteren Namen. **BEMERKUNGEN:** Zuverlässig gemeldet, dass wichtigster Teil der Peenemünder Forschungseinrichtung (4/95) an diesen Ort evakuiert. Künstliche Höhle in Gebirgshang Nähe des Sees als unterirdische Werkstatt¹.

Staver hatte von Brauns Namen an den Anfang seiner Schwarzen Liste gesetzt und war nun enttäuscht, als er erfuhr, dass der technische Leiter des V-2-Programms und einige seiner Hauptmitarbeiter Mitteldeutschland verlassen und sich nach Bayern abgesetzt hatten. Diese plötzliche Abreise nahm Nordhausen jedoch nichts von seiner Bedeutung als Hauptziel. Staver war überzeugt, dass eine grosse Menge von Raketenfachleuten und vermutlich auch V-2-Dokumente in Nordhausen zurückgeblieben sein mussten, das jetzt fest in der Hand der amerikanischen Truppen war. Die Bayrischen Alpen, 600 Kilometer weiter südlich, befanden sich ebenfalls in der für amerikanische Truppen vorgesehenen Zone, doch Staver hatte Gründe zu der Annahme, dass die Besetzung durch die Amerikaner noch Monate auf sich warten lassen werde.

Die amerikanischen Befehlshaber nahmen die wiederholten Meldungen, dass der Führer und leitende Nationalsozialisten einen letzten verzweifelten Widerstand in den bayrischen und westösterreichischen Alpen planten, für bare Münze. Am 11. März war General Eisenhower selbst von einer streng geheimen Abwehrmeldung² unterrichtet worden, dass die Deutschen eine Gebirgsfestung in den Alpen vorbereiteten, die «allein schon durch die Natur des Geländes praktisch uneinnehmbar» sei. Die Meldung fuhr fort:

Hier werden die Mächte, die Deutschland bisher geführt haben, verteidigt von der Natur und den wirksamsten bisher erfundenen Geheimwaffen, überleben, um Deutschlands Auferstehung zu organisieren; hier werden Waffen in bombensicheren Fabriken gefertigt, Lebensmittel und Ausrüstung in riesigen unterirdischen Höhlen gespeichert und eigens ausgewählte Korps junger Männer in der Guerilla-Taktik ausgebildet werden, so dass eine ganze Widerstandsarmee ausgerüstet

und geführt werden kann, um Deutschland von den Besatzungsmächten zu befreien.

General Bedell Smith, Eisenhowers Stabschef, war ernsthaft der Ansicht, dass «ein langer Feldzug», der schwere Ausfälle mit sich bringen werde, nötig sein könne, um die Alpen-Festung einzunehmen. Angesichts solcher Vorstellungen auf der höchsten Befehlsebene konnte man von Major Staver nicht erwarten, dass er glaubte, amerikanische Truppen würden schon in naher Zukunft das Gebiet besetzen, in dem die deutschen Raketenpezialisten jetzt arbeiten sollten. Und selbst wenn diese Gegend genommen sein würde, hatten die V-2-Männer noch immer die besten Verstecke Europas in den dichten Wäldern, zerstreuten, abgelegenen Dörfern und eisigen Gipfeln der österreichisch-bayrischen Alpen. Dort konnte man praktisch endlos Versteck spielen. Staver entschloss sich deshalb, nach Nordhausen zu fahren, wo bestimmt Ergebnisse für die Raketensuche zu finden waren, die die Panzerkräfte der Ersten Armee bereits zu einem grossen Teil sichergestellt hatten. Später, wenn die amerikanischen Truppen die Alpen-Festung erstürmt hatten, konnte er dort seine Nachforschungen immer noch weiterführen.

Major Staver tat klug daran, dass er keine Zeit verlieren wollte, Nordhausen zu erreichen. Die britische und russische Abwehr war natürlich hinter denselben V-2-Zielen her wie er, wenn sie auch kaum Aussichten haben dürften, sie den Amerikanern wegzunehmen. Doch Staver war überzeugt, dass im Augenblick seine ernstesten Rivalen von andern Truppengattungen der amerikanischen Streitkräfte kommen würden. Technische Gruppen der Kriegsmarine und der Heeresfliegerverbände waren in Deutschland tätig und konnten womöglich den Ansprüchen der Heereswaffenabteilung auf die V-2-Ziele zuvorkommen. Die Suchaufgaben der wissenschaftlichen Abwehr hatten eine hohe Dringlichkeitseinstufung erhalten und dadurch heftige Rivalitäten hervorgerufen.

Die wissenschaftliche Beratergruppe der Heeresfliegerverbände, ein streng geheimes Projekt, das von General Henry H. Arnold gebildet worden war und von Professor Theodor von Kármán geleitet wurde, hatte bereits eine phantastische Menge von Material über neue aerodynamische Entwicklungen der Deut-

schen gefunden. Als Generalmajor Hugh J. Knerr, der stellvertretende Kommandeur für die Verwaltung der strategischen Luftstreitkräfte der USA in Europa, begriff, was von Kármán und seine Arbeitsgruppe entdeckten, schrieb er im März 1945 an Generalleutnant Carl Spaatz, den Befehlshaber der strategischen Luftstreitkräfte der USA: «Die Besetzung deutscher wissenschaftlicher und industrieller Einrichtungen hat die Tatsache enthüllt, dass wir auf verschiedenen Forschungsgebieten alarmierend rückständig gewesen sind. Wenn wir diese Gelegenheit nicht benutzen, den Apparat und die Köpfe, die ihn entwickelt haben, zu ergreifen und diese Verbindung sofort wieder an die Arbeit zu setzen, werden wir mehrere Jahre im Rückstand bleiben, weil wir versuchen, Gebiete zu bearbeiten, die bereits ausgewertet worden sind³.»

Als Robert Lovett, Staatssekretär für die Luftstreitkräfte im amerikanischen Kriegsministerium, Anfang April 1945 den europäischen Kriegsschauplatz besuchte, drängte ihn General Knerr, das Kriegsministerium zu veranlassen, dass die gefangengenommenen deutschen Wissenschaftler nicht nur befragt, sondern tatsächlich in die Vereinigten Staaten gebracht würden, damit sie dort ihre Arbeit fortsetzten. Knerr hatte dazu ausserdem empfohlen, die Familien der Wissenschaftler ebenfalls mitzunehmen, «nicht nur wegen der geistigen Stabilität, die es den Männern geben würde, ihre Angehörigen in Sicherheit zu wissen», sondern auch, um zu verhindern, dass die Russen die Familien während der Abwesenheit der Wissenschaftler als Geiseln benutzen.

Auf Knerr's Empfehlung erfolgte nicht unmittelbar eine Reaktion, doch sie liess die Untersuchungen der wissenschaftlichen Abwehr in einem völlig andern Licht erscheinen. Das Kriegsministerium prüfte die Tunlichkeit eines Unternehmens, das in der amerikanischen Geschichte einzigartig war: die Aufnahme gefangener feindlicher Wissenschaftler im eigenen Land. Ihre Fähigkeiten konnten im Krieg gegen Japan eingesetzt werden, der anscheinend noch lange nach Beendigung der Kämpfe auf dem europäischen Schauplatz fortgesetzt werden musste. Ausserdem würde ein solches Vorgehen die Erkenntnisse dieser Wissenschaftler der Sowjetunion vorenthalten.

Dass derartige Pläne in Washington erwogen wurden, war den Suchgruppen in Europa – etwa Major Staver – natürlich nicht bekannt und konnte ihre Handlungen bis Ende Juni noch nicht beeinflussen.

Das amerikanische Kriegsministerium wusste, dass die Russen zu schwer in Kämpfe verwickelt gewesen waren, als dass sie selbst Programme auf lange Sicht hätten entwickeln können. Im Jahr 1945 besass die Sowjetunion – obwohl sie ihren Alliierten das Geheimnis der Atombombe gestohlen hatte, was diese jedoch noch nicht ahnten – weder grosse Raketen noch Düsenflugzeuge oder elektrisch betriebene U-Boote. Die Deutschen besaßen diese Dinge, und es lag auf der Hand, dass die sowjetischen Nachrichtendienste mit der sorgfältigen Suche nach diesen und anderen Erfindungen beschäftigt waren.

Ein Sonderausschuss unter Leitung des Rates der Volkskommissare, in dem Malenkov den Vorsitz führte, war tatsächlich bereits Ende 1944 gebildet worden. Vertreter des WIAM (Allunions-Institut für Luftfahrtmaterialien), des ZAGI (Zentralinstitut für Aero- und Hydrodynamik), des NISO (Wissenschaftliches Forschungsinstitut für Flugzeugausrüstung) und Ingenieure aus verschiedenen andern Kommissariaten hatten besondere Vollmachten und einen Auftrag erhalten. Mit Listen von Namen und Einrichtungen bewaffnet, sollten sie der Roten Armee und der Geheimpolizei nach Ungarn, Rumänien, in die Tschechoslowakei, nach Österreich und Deutschland folgen. Stalin forderte im Februar 1945 auf der Konferenz von Yalta Reparationsleistungen in Höhe von zehn Milliarden Dollar, darunter deutsche wissenschaftliche Einrichtungen, und die Technikergruppen erhielten den Auftrag, entsprechend einzusammeln ⁴.

Soweit es sich um die deutsche Fernrakete und die Spezialisten handelte, die sie konstruiert hatten, schien es im April 1945 so, als ob die Russen angesichts der Besetzung des Harzes durch die Amerikaner in Mitteldeutschland ebensowenig Erfolg haben sollten wie seinerzeit in Blizna in Polen oder in Peenemünde. Major Staver konnte natürlich nichts Genaueres über die sowjetischen Absichten wissen, vermutete jedoch, dass die Russen ihr Interesse an der V 2 nicht aufgeben würden, wenn sich diese auch in amerikanischer

Hand befand. Er hatte ausserdem den Eindruck, dass auch von Seiten der Briten Rivalität entstehen könne. Deshalb hatte es Staver eilig, nach Nordhausen zu kommen, um seinen Auftrag für die Heereswaffenabteilung und Oberst Trichel auszuführen.

Im Hinblick auf die Meldung, dass sich von Braun und viele seiner führenden Mitarbeiter in den Alpen befänden, hinterliess Staver vorsichtshalber eine Mitteilung für Dr. Richard Porter in der Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung. Porter war der Führer der Zivilistengruppe des Projekts Hermes der General Electric, das Major Staver in Europa zur Verfügung stehen sollte.

Porter war 32 Jahre alt. Er war in Salina, Kansas, geboren und hatte seine naturwissenschaftliche Ausbildung im Jahr 1934 an der Universität von Kansas abgeschlossen und im Jahr 1937 in Yale in Elektrotechnik promoviert. Als die General Electric ihm die Leitung des Projekts Hermes übertrug, wurde er als einer der glänzendsten jungen Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten betrachtet; er hatte das meiste zum elektronischen Zentralkommandogerät im Bomber B29 beigetragen. Während Porter und seine Arbeitsgruppe vom Projekt Hermes⁵ darauf warteten, dass die Kampfverbände die V-2-Gebiete besetzten, beschäftigten sie sich mit der Untersuchung anderer Raketenengebiete, die bereits von den Amerikanern besetzt waren und die Staver ihnen zugewiesen hatte.

Nach Stavers Berechnungen befand sich Porter in der Gegend von Heidelberg. Er würde jedoch nach Paris zurückkehren, wenn er seine Arbeiten an der Heidelberger Universität abgeschlossen hatte. Staver wollte ihn darauf hinweisen, dass viele der führenden Raketenkonstrukteure sich jetzt in den Bayrischen Alpen befinden sollten. Falls es den amerikanischen Truppen gelingen sollte, dieses Gebiet rascher zu nehmen, als man es allgemein für möglich hielt, sollte Porter alle andern Untersuchungen nach der Schwarzen Liste unverzüglich einstellen und sich bemühen, von Braun und seine Mitarbeiter zu finden und zu vernehmen.

11 Der Mann auf dem Fahrrad

Am 4. April 1945 traf Wernher von Braun in Oberammergau ein. Dieses ruhige Dorf von Holzschnitzern und alten buntbemalten Bauernhäusern, durch dessen Mitte ein kleiner grüner Fluss lief, war vom Krieg völlig unberührt geblieben. In dieser Ansichtskartenszenerie konnte man glauben, es habe sich seit der ersten Aufführung des Passionsspiels im Jahr 1634 nichts in der Welt verändert.

Von Braun wurde jedoch rasch in die Wirklichkeit zurückgeführt, als er zwei Tatsachen bemerkte. Oberammergau lag am Rand der Alpen-Festung, und es gab nichts, was einem entschlossenen Angreifer mehr als minimalen Widerstand leisten konnte. Die Alpen-Festung war tatsächlich nur ein Hirngespinnst, die letzte grosse Propagandaleistung von Goebbels. Aber wenn man auch keine Ballung von Truppen und Waffen um Oberammergau feststellen konnte, so war hier doch sehr viel SS zusammengezogen. Die Ingenieure der Elektromechanischen Werke wurden in einem Lager einquartiert, das einst einem Gebirgsjägerregiment als Unterkunft gedient hatte. Die Kaserne war behaglich und bot eine prächtige Aussicht über das Ammertal und auf die verschneiten Alpen-Gipfel, war jedoch von Stacheldraht umgeben und wurde von Männern des SD bewacht. «Kammlers Bande», wie die Raketenmänner ihre unerwünschten Beschützer nannten, hatte die völlige Herrschaft übernommen.

Als von Braun in der Kaserne ankam, stellte er sich zwei Aufgaben. Die erste war die, weiter Raketenforschung zu betreiben, solange dazu noch Zeit war. Er war froh, als er feststellte, dass der Windkanal aus Peenemünde im nahen Kochel aufgestellt war und funktionierte. Dieser Windkanal, bestimmt der fortschrittlichste der Welt, war nach dem Angriff der britischen Bomber am 17. August den ganzen Weg von Peenemünde zu den bayrischen Alpen befördert worden. Einige andere Ausrüstungsteile waren vor nicht allzu langer Zeit von Nordhausen mit Hilfe von Eisenbahn

und Lastwagen hier heraufgebracht worden. Und natürlich konnten die 500 Ingenieure in Oberammergau Weiterarbeiten, auch wenn sie sich mit Bleistift und Papier begnügen mussten. Was die V-2-Dokumente betraf, so wusste von Braun, dass sie sicher versteckt waren und wo sie lagen. Huzel und Tessmann waren in Oberammergau eingetroffen und hatten ihm ihr Geheimnis anvertraut. In Nordhausen selbst gab es nur einen einzigen Mann, der den Unterbringungsort der Dokumente kannte. Das war Karl Otto Fleischer, der Handelsdirektor der EW. Huzel und Tessmann hatten ihm mitgeteilt, wo sie die Dokumente versteckt hatten, ehe sie selbst nach Süden aufbrachen.

Von Brauns zweite Aufgabe war die, festzustellen, was im Kopf von SS-Obergruppenführer Kammler vor sich ging. Von Braun hegte den Verdacht, dass Kammler die Ingenieure der EW innerhalb der Stacheldrahtumzäunung der Kaserne zusammengezogen hatte, um sie als Geiseln zu benutzen, wenn die Amerikaner näher kamen. Doch genau konnte von Braun das nicht wissen. Jedenfalls war Kammler während der ersten Woche, die sich von Braun in Oberammergau aufhielt, nie in Erscheinung getreten. Doch plötzlich liess der Sonderbevollmächtigte von Braun eines Abends zu sich rufen.

Von Braun stellte fest, dass Kammler sein zeitweiliges Quartier im «Hause Jesu Christi», wie das Alois Lang gehörende Hotel bisweilen genannt wurde, aufgeschlagen hatte. Lang war Gastwirt und spielte in der Passion den Jesus Christus. Später sollte eine Entnazifizierungsspruchkammer herausfinden, dass das einzige Mitglied der Spielergruppe, das nicht Parteigenosse gewesen war, den Judas gespielt hatte.

Als von Braun in der Hotelhalle wartete, um bei dem Sonderbevollmächtigten vorgelassen zu werden, hörte er ein Gespräch zwischen diesem und seinem Stabschef, SS-Sturmbannführer Starck, die sich im Nebenraum, der Gaststube, befanden, mit an. Fünf Kilometer südlich von Oberammergau, in Ettal, befand sich eine grosse Abtei aus dem 14. Jahrhundert mit einer im Rokoko-Stil erneuerten Abteikirche. Hier destillierten die Benediktinermönche den berühmten Ettaler Klosterlikör, den sie nach einem Geheimrezept herstellten und der in Deutschland sehr beliebt war.

Wie von Braun sich erinnert, glaubte er zunächst, dass Kamm-

ler und Starck sich an Ettaler Klosterlikör gütlich taten. Dabei erörterten sie verschiedene Möglichkeiten, den näherrückenden Alliierten zu entkommen. Dann machte Starck dem Sonderbevollmächtigten einen Vorschlag, den mindestens von Braun ungewöhnlich und recht überraschend fand: Kammler erhielt den Rat, seine Uniform zu verbrennen, Zivilkleidung anzulegen, ins Kloster Ettal einzutreten und dort den Mönch zu spielen.

Bei all seinen Mängeln fehlte es Kammler nicht an Humor. Von Braun hörte ihn erwidern, dass dieser Vorschlag tatsächlich manches Gute habe: das Kloster sei ein vollendetes Versteck, und wenigstens gebe es dort in den Kellern genug zu trinken. Er, Kammler, könne den Mönchen vielleicht sogar nützlich sein, wenn er die wirtschaftliche Seite ihres Likörunternehmens leite, – daraus könne man wohl eine künftige Lebensaufgabe machen.

Von Braun überlegte gerade, ob Kammler das bloss ironisch meinte oder ob er die groteske Idee, ins Kloster Ettal einzutreten, wirklich ernst nehme, als ein SS-Mann ihn aufforderte, in die benachbarte Gaststube zu kommen. Von Braun erinnert sich, dass Starck die Maschinenpistole an das rechte Bein gelehnt hatte und neben Kammler sass. Der Sonderbevollmächtigte selbst war in grosszügiger Stimmung. Ob das an dem Ettaler Klosterlikör oder daran lag, dass es Kammler gelungen war, den auf Nordhausen vorstossenden amerikanischen Panzern zu entkommen, konnte von Braun nicht entscheiden, jedenfalls sah der Mann nicht mehr so hohlwangig und wildäugig aus.

Mit seinen breiten Schultern, den klar geschnittenen, gebräunten Zügen, dem scharfen Verstand konnte Hans Kammler, wenn er es darauf anlegte, eine einnehmende Persönlichkeit sein; und im Augenblick schien er es darauf anzulegen. Auf entwaffnende Weise bot er von Braun ein Glas Likör an, forderte ihn auf, sich zu setzen, und äusserte sein Bedauern über von Brauns schlechtes Aussehen, die gebrochene Schulter und den Arm. Kammler sagte, er habe ihn, den technischen Leiter der EW, kommen lassen, um sich zu erkundigen, ob er und seine Ingenieure gut versorgt würden und ob sie ihre für die Zukunft so überaus wichtige For-

schungsarbeit wieder aufgenommen hätten. Die Antwort, dass das geschehen sei, schien Kammler sehr zu befriedigen, und er sagte, seine Aufgabe als Generalbevollmächtigter für die Düsenjäger zwinge ihn, Oberammergau auf unbestimmte Zeit zu verlassen. So lange übergebe er das Kommando in Oberammergau dem Sturmbannführer Kummer. Er hoffte, von Braun und die andern Ingenieure würden mit Kummer ebensogut Zusammenarbeiten wie bisher mit ihm selbst. Der Sieg sei immer noch zu erringen, sagte er. Das sei alles, Professor von Braun könne gehen.

Als von Braun zur Kaserne zurückging, konnte er sich weniger denn je einen Reim auf Kammlers Absichten machen. Er meinte, der Mann sei ein zungenfertiger Scharlatan, dabei aber keineswegs dumm. Konnte er wirklich an den Endsieg und die Uneinnehmbarkeit der Alpen-Festung glauben? Wenn nicht, meinte er dann etwa ernstlich, er könne davonkommen, wenn er sich in einem Kloster versteckte? Oder hatte er – wie von Braun meinte – begriffen, dass das Ende nahe war, und wollte deshalb die Raketenkonstrukteure als Geiseln benutzen? Was Kammler jedoch vorhaben mochte, von Braun war der Ansicht, dass seine Ingenieure so bald wie möglich aus den eng belegten kleinen Kasernen heraus mussten, wo sie dem SD auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert waren.

Am nächsten Tag vergewisserte er sich, dass Kammler Oberammergau verlassen hatte. Doch keiner der Offiziere seines Stabes wusste, wohin er gefahren sei – mindestens wollten sie es nicht sagen. Von Braun und sein alter Freund Dr. Ernst Steinhoff, der Direktor für Mess- und Steuerwesen in den EW, unterhielten sich über das Problem, die Ingenieure aus dem Kasernengelände herauszubringen, und fanden eine Lösung, die sie für durchführbar hielten. Sie besuchten Sturmbannführer Kummer und fanden in ihm einen blassen Abklatsch von Kammler. Er war höflich, jovial, sah gut aus, doch es fehlten ihm der Schwung und die angeborene Klugheit des Sonderkommissars. Da von Braun und Steinhoff ein gewisses Unbehagen bei Kummer spürten, das vielleicht von dem Gewicht seiner neuen Verantwortung herrühren mochte, entschlossen sich die beiden, ihrem Verdacht entsprechend vorzugehen. Zunächst erklärten sie dem Sturmbannführer, dass sie die Bedeutung seines Auftrags zu würdigen wüssten. Dann beton-

ten sie, dass es den Amerikanern natürlich nicht gelingen werde, in die Alpen-Festung einzubrechen, von der sie alle wussten, dass sie uneinnehmbar sei. Man dürfe jedoch nicht vergessen, dass die amerikanischen Luftstreitkräfte, bis die neuen Düsenjäger der deutschen Luftwaffe den Himmel säubern könnten, weiter Bomben werfen und mit Bordwaffen schießen würden, wie es ihnen gerade gefiel. Und wenn nun ein Jabo eine Bombe mitten zwischen die Kasernen werfe... Die meisten Ingenieure, die die Verantwortung für die grösste technische Leistung des Dritten Reiches trugen, wären dann tot. Diese Männer bildeten jetzt Sturm-bannführer Kummers unmittelbare Verantwortung. Wie würde er es Kammler und dem Reichshauptamt der SS erklären, wenn sie alle ausfielen?

Darüber dachte Kummer eine Weile nach. Und dann winselte, wie sich von Braun erinnert, eine Kette Jabos – Thunderbolt-Maschinen waren es – über ihren Köpfen dahin. Ebenso plötzlich wandelte sich Kummers Einstellung von skeptischer Unentschlossenheit zu versöhnlicher Stimmung. Er gab zu, dass von Braun und Steinhoff durchaus recht haben könnten, er frage sich jedoch, was er dagegen unternehmen könne.

Er solle die Männer einfach aus den Kasernen verlegen, erklärten sie ihm, am besten in die benachbarten Dörfer. Man brauche sie nur auseinanderzuziehen, damit nicht ein einziger Bomberangriff sie alle töten konnte.

Kummer erklärte, das sei ein erwägenswerter Vorschlag, er könne jedoch nicht ausgeführt werden, da es ihm an den nötigen Transportmitteln fehle. Als Steinhoff erwiderte, es seien viele Last- und Personenwagen der EW von Nordhausen mit in die Alpen gebracht worden, erklärte Kummer, er habe sehr wenig Benzin, und das wenige, das er habe, dürfe er nicht für Umzüge von Zivilisten benutzen.

Steinhoff blieb hartnäckig. Es stehe eine ganze Menge Brennstoff für die Raketen zur Verfügung – flüssiger Sauerstoff und Alkohol. Mit einer geringen Menge Benzin könne er ein Gemisch herstellen, das sich ebensogut für Lkw wie für Pkw eigne. Kummer dachte über diesen Vorschlag nach, und von Braun erinnert sich, dass er die Überlegungszeit quälend lang fand. Doch da flogen die amerikanischen Jabos abermals vorbei, und Kummer erklärte sich einverstanden.

Die 500 Ingenieure der EW zogen aus der Kaserne in Oberammergau aus und wurden in 25 Dörfern der Umgebung untergebracht. Doch sie wurden von SD-Männern begleitet. Die Aussicht, dass sie als Geiseln festgehalten oder von den Fanatikern unter den Nationalsozialisten beim Herannahen der Amerikaner ermordet werden konnten, blieb für von Braun ein Alpdruck. Doch die Aussicht hatte nun bereits viel von ihrer Gefahr verloren. Der SD konnte die Raketeningenieure nicht mehr als eine gefügige Einheit behandeln.

Von Braun selbst zog nach Weilheim, etwa dreissig Kilometer nördlich von Oberammergau, wo er mit seinem jüngeren Bruder Magnus, der die Kreiselserienfertigung in Nordhausen geleitet hatte, in einem kleinen neuen Haus Quartier fand. Mittlerweile hatte der Mangel an Schlaf, die Überarbeitung, das ständige Reisen, die Sorge wegen der Absichten der SS und der Schmerz im linken Arm und der Schulter, die nach dem Autounfall nicht richtig eingerichtet worden waren, von Braun an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Er musste seines Armes wegen etwas unternehmen, sonst konnte er ihn verlieren. Er fuhr in das Krankenhaus nach Sonthofen und liess sich dort von einem Chirurgen behandeln, der bekannt dafür war, dass er die verrenkten und gebrochenen Knochen von Bergsteigern und Skiläufern wieder in Ordnung brachte.

Für den Chirurgen war von Braun, der in der deutschen Öffentlichkeit völlig unbekannt war, nichts anderes als ein Patient; der Arzt schnitt ihm den Gipsverband auf und brach ihm Arm und Schulter noch einmal. Dazu benutzte er kein Betäubungsmittel, weil diese knapp waren und für die aufgehoben werden mussten, für die sie lebenswichtig waren. Der Chirurg erklärte von Braun, dass eine zweite Operation nötig sein werde, wenn er völlige Heilung wünsche, – danach könne er einen bequemerer Gipsverband erhalten. Der überarbeitete Chirurg wollte versuchen, Professor von Braun in drei, vier Tagen weiterzubehandeln; mittlerweile solle er im Bett im Streckverband bleiben und sich nicht bewegen.

Am nächsten Tag erschienen amerikanische Jabos über Sonthofen, beschossen und bombardierten die Stadt. Von Braun lag regungslos auf seiner Metallbettstelle, als die Bomben so nahe fie-

len, dass man die schweren Fälle im Krankenhaus eilig in den Keller trug. Doch der Keller war klein und überfüllt. Von Braun blieb in seinem Zimmer. Die Jabos flogen nach einem halbstündigen Angriff wieder davon. Das Krankenhaus trafen sie nicht. Von Braun erinnert sich, dass der Angriff weniger nervenaufreibend gewesen sei als die Tatsache, nicht zu wissen, was in der Welt ausserhalb von Sonthofen vor sich ging. Der Krieg näherte sich offensichtlich dem Ende, doch Brauns einzige Informationsquelle war der Deutschlandsender, von dem man kein zutreffendes Bild von den Ereignissen erwarten durfte.

Am 20. April 1945 drangen die Russen in die Vororte von Berlin ein. Es war Hitlers 56. Geburtstag, den der Führer ruhig fünfzehn Meter unter der Erde im Luftschutzbunker der Reichskanzlei feierte. Hitler hatte die Absicht gehabt, am 20. April nach Süden in die Alpen-Festung zu fliegen, doch stattdessen befahl er einen entscheidenden Angriff gegen die Russen, die Berlin einkreisten. Der Angriff fand nicht statt, weil keine einsatzfähigen Truppen mehr da waren. Hitler blieb in Berlin, doch Göring und verschiedene Kommandostellen und Ministerien erreichten die Alpen noch.

Die Russen hatten nahezu ganz Ostdeutschland erobert und befanden sich nur noch wenige Kilometer von dem Braunsehen Familiengut in Schlesien entfernt, wo Freiherr von Braun und seine Frau lebten. Im Westen fegten die britisch-kanadischen Verbände über die Norddeutsche Tiefebene, und die Erste Armee der Vereinigten Staaten hatte die Elbe in der Nähe von Magdeburg erreicht, 130 Kilometer von Berlin entfernt. Fünf Tage später sollten sich russische und amerikanische Truppen an der Elbe begegnen und damit das nördliche vom südlichen Deutschland abschneiden.

Bereits am 16. April hatte die amerikanische Siebte Armee Nürnberg erreicht, und General Eisenhower traf eine Entscheidung. Immer stärker beunruhigt durch die Abwehrmeldungen über die Alpen-Festung, wies er Patchs Siebte Armee an, die Angriffsrichtung nach Süden zu verschieben, auf die Alpen zu, das Gebiet München-Augsburg zu nehmen, den Abschnitt nördlich der Schweiz zu säubern und nach Österreich einzurücken, um dort der Fünften amerikanischen Armee zu begegnen, die von Italien

herauf stiess. Die Erste französische Armee wurde angewiesen, die Donau bei Ulm zu überqueren und zum Bodensee und von dort aus zur Alpen-Festung vorzustossen, was die Franzosen mit grosser Schnelligkeit und Tüchtigkeit zu tun begannen.

Von Braun konnte natürlich nicht wissen, dass sowohl französische als auch amerikanische Verbände geradezu ein Wettrennen auf die angebliche Alpen-Festung veranstalteten. Er konnte nicht wissen, dass Abwehroffiziere in den Vorausabteilungen beider Armeen angewiesen worden waren, die EW-Raketenfachleute zu suchen und festzuhalten, sobald sie sie gefunden hatten, damit sie von den folgenden Gruppen der wissenschaftlichen Abwehr befragt werden konnten. Er wusste ebenso wenig, dass sein Name auf der Schwarzen Liste stand und Major Robert Staver in Nordhausen versuchte, die V-2-Dokumente und die V-2-Spezialisten zu finden, die nicht in die Alpen geschickt worden waren. Er wusste, als er da bewegungslos auf seinem Bett lag, auch nicht, dass die Amerikaner gerade in diesem Augenblick Vorbereitungen trafen, um hundert V-2-Raketen vom Mittelwerk zu einem Versuchsgelände in Neumexiko zu transportieren.

Als die Tage verstrichen und sich Gerüchte, dass die Franzosen näher kämen, im Krankenhaus verbreiteten, galt von Brauns Hauptsorge dem Überleben. Er war hilflos. Nichts konnte den SD daran hindern, in das Krankenhaus einzudringen, ihn als Geisel wegzuschaffen oder ihn zu ermorden, damit seine Kenntnisse nicht von den Alliierten ausgewertet wurden. In Anbetracht der chaotischen Verhältnisse und des Geisteszustandes einiger fanatischer Nationalsozialisten durfte man die zweite Möglichkeit nicht leicht nehmen.

Als von Braun etwa am 25. April aus dem ersten ruhigen Schlaf seit fünf Tagen erwachte, sah er, dass sich eine uniformierte Gestalt über sein Bett beugte. Seine erste Reaktion war Furcht, bis er sah, dass der Eindringling die Rotkreuzbinde zur Uniform trug.

Der Soldat erklärte, er habe einen Krankenwagen draussen, und es sei ihm befohlen worden, den Herrn Professor von Braun nach Oberjoch zu fahren. Noch immer misstrauisch fragte Braun den Soldaten, wer ihn geschickt habe. General Dornberger, erwi-

derte der Mann. Von Braun solle sich rasch anziehen und mitkommen, da die Franzosen, wie es heisse, dem Krankenhaus von Sonthofen schon sehr nahe seien.

Der Chirurg wurde gerufen und legte fachmännisch einen Gipsverband um von Brauns Oberkörper und linken Arm, so dass der Arm mit abgewinkeltem Ellbogen waagrecht vor der Brust stand. Der Chirurg war dagegen, dass von Braun das Krankenhaus verliess, und erklärte, wenn die Brüche richtig heilen sollten, müsse der Patient sie mindestens einen Monat lang völlig ruhig halten.

Von Braun erwiderte, er wolle sich bemühen, diesen Rat zu befolgen, dann folgte er dem Soldaten zu dem wartenden Sanitätskraftwagen. Acht Kilometer weit brausten sie das Ostrachtal hinauf, bis sie Hindelang an der österreichischen Grenze erreichten. Dann verlangsamte der Fahrer das Tempo und fuhr die Haarnadelkurven nach Oberjoch hoch, einem kleinen Erholungsort, in dem es Kneipp-, Sauna- und Moorbäder und einen Skilift gab.

Sportbegeisterte oder Urlauber sah von Braun nicht auf den malerischen Strassen des kleinen Erholungsortes, – doch als der Sanitätskraftwagen vor dem Haus Ingeborg, einem grossen, dreistöckigen Hotel mit steilem Dach, hielt, sah er, dass ein Dutzend Männer in grauen Ledermänteln auf ihn zueilten. Vornweg kam General Dornberger, gefolgt von v. Brauns jüngerem Bruder und einigen der alten Peenemünder Ingenieure. Sie schüttelten von Braun die gesunde Hand, begrüssten ihn überschwenglich und führten ihn in die hell erleuchtete Hotelhalle, in der es von zivilen Ingenieuren und Uniformierten wimmelte.

Von Braun erinnert sich, dass er dachte, General Dornberger hätte kein besseres Versteck als dieses Hotel ausfindig machen können. Es schien auf dem Dach der Welt zu stehen. Seine Erleichterung, aus dem Krankenhaus in Sonthofen heraus und wieder unter alten Freunden zu sein, verwandelte sich jedoch bald in Besorgnis. Unter den Soldaten der Wehrmacht in der Halle sah er eine grosse Zahl von SD-Männern und fragte Dornberger, ob Kammler auch hier sei. Anscheinend wusste niemand, was aus dem Sonderbevollmächtigten geworden war, und Dornberger erklärte, er habe seinen militärischen Stab und einige der Peene-

münder Ingenieure in diesen abgelegenen Gebirgsort heraufgebracht, weil er so weit wie irgend möglich von der Hauptmacht der SS in Oberammergau entfernt sein wollte. Es war ihm jedoch nicht gelungen, das SD-Kommando von dreissig Mann abzuschütteln; infolgedessen seien die ersten Tage in der schönen Umgebung von Haus Ingeborg nicht behaglich gewesen, obwohl Kammler selbst nicht anwesend sei. Dornberger hatte eine Auseinandersetzung zwischen seinen eigenen Soldaten, etwa hundert an der Zahl, und dem SD befürchtet, falls diese irgend etwas anfangen sollten. Um ein Unglück abzuwenden, habe er den SD-Führer eines Abends in sein Zimmer eingeladen und ihn langsam, aber völlig betrunken gemacht.

Dornberger habe den Mann, einen Sturmbannführer, nach seinen Befehlen gefragt, nachdem er die dritte Flasche Asbach Uralt aufgekorkt hatte. Der Sturmbannführer erwiderte, seine Befehle lauteten, die Raketenfachleute zu schützen.

«Wovor sollen Sie uns schützen?» fragte Dornberger.

«Vor den Franzosen und Amerikanern», erwiderte der Sturmbannführer.

«Glauben Sie, dass Ihre dreissig Mann die französische und amerikanische Armee aufhalten können?»

«Wenn wir das nicht können, sollen wir – nach den Befehlen, die ich erhalten habe – Sie alle erschiessen, um zu verhindern, dass Sie in Feindeshand fallen.»

Dornberger erinnert sich, dass er einen leichten Schauer verspürte, als der Sturmbannführer das zugab. Dann fragte er den Mann, ob er wirklich glaube, dass die Ausführung dieses Befehls einen Sinn habe. Mit dem Krieg und der SS sei es aus. Die alliierten Truppen würden in wenigen Tagen in Oberjoch erscheinen, und sie würden den Mann, der eine Gruppe von Zivilisten ermordet habe, ziemlich sicher aufhängen. Der Sturmbannführer tat einen langen Zug aus der Flasche und brach dann schluchzend zusammen. Dornberger blickte voll mitleidiger Verachtung auf den Mann herunter und begriff, dass er es nicht mit einem so entschlossenen Fanatiker wie Kammler zu tun habe, sondern mit einem sentimental, von Schuldgefühlen gequälten Schwächling, der sich um die eigene Haut sorgte. Er klopfte dem Sturmbann-

führer auf die Schulter und sagte, er, General Dornberger, habe einen Plan, der dem SD-Kommando mindestens das Leben retten könne. Sie sollten ihre Waffen den Soldaten abliefern, die eigenen Uniformen verbrennen und dann Heeresuniformen anziehen, die Dornberger ihnen liefern wolle. Wenn die Franzosen oder die Amerikaner Oberjoch einnahmen, würden sie die SD-Männer für gewöhnliche Soldaten der Wehrmacht halten. Dann würden sie in ein Kriegsgefangenenlager geschickt und nicht erschossen.

Der Sturmbannführer erklärte sich weinerlich bereit, und am nächsten Tag lieferten seine Männer unter dem aufmerksamen Blick des Generals die Waffen ab. Dornberger war sehr befriedigt über den Handel, besonders wenn er daran dachte, dass kein Wechsel der Uniform die SS-Tätowierung den aufmerksamen Untersuchern verbergen konnte. Nach der Improvisation des Generals boten die SD-Männer, die von Braun in der Hotelhalle gesehen hatte, kein Problem mehr. Nun brauchte man sich nur noch wegen der näher kommenden Alliierten Sorgen zu machen.

Die Zukunft sah trübe aus. Es war Dornberger nur gelungen, eine Handvoll von der alten Peenemünder Mannschaft in Oberjoch zusammenzuholen; Hunderte von ihnen waren immer noch in den Dörfern rund um Oberammergau verstreut, und 4'500 waren im Gebiet Nordhausen-Bleicherode geblieben. Der General hatte einmal 17'000 Leute in Peenemünde unter sich gehabt, von denen einige 5'000 Ingenieure und Fachtechniker gewesen waren. Diese begabte Organisation war endgültig zerschlagen. Jetzt, im April 1945, war das einzige, was er genau wusste, dass er und von Braun, die im Jahr 1932 in Berlin gemeinsam begonnen hatten und den grössten Teil der Verantwortung für das Entstehen der V 2 miteinander trugen, immer noch zusammen waren. Dornberger, der robuste Berufssoldat und nüchterne Techniker, besass jedoch ein Organ dafür, auch das Zauberhafte einer Situation zu erfassen:

Ringsum ragten die schneebedeckten Berge des Allgäus mit ihren in der Sonne blitzenden Gipfeln in den klarblauen Himmel. Unten, tief unter uns, war schon Frühling. Die Almen leuchteten grün. Auch auf unserem Hochpass steckten die ersten blauen, weissen und gelben Blumen ihre Knospen durch

die schmelzende Schneedecke. Es war so unendlich friedlich hier. Waren die letzten Jahre nicht nur ein böser Traum, aus dem wir nun endlich aufgewacht waren¹?

Die alten Peenemünder in Oberjoch spielten Schach, redeten die ganze Nacht hindurch über Raketen und Weltraumfahrt, wanderten ins Gebirge und machten sich Sorgen um die Zukunft und um die Familien, die in der Kampfzone von Mitteldeutschland zurückgeblieben waren. Sie hatten keine Möglichkeit, zu erfahren, was ausserhalb der friedlichen Allgäuer Alpen vor sich ging, konnten jedoch aus den Rundfunknachrichten und dem Aussehen der Flüchtlinge und der motorisierten Militäreinheiten, die hundert Meter unterhalb des Hauses Ingeborg über die Landstrasse strömten, erkennen, dass das Ende nahe war. Aber wann würde es soweit sein? Das war die quälende Frage, die sie dauernd beschäftigte.

Wilde Gerüchte unterbrachen die gespannte Eintönigkeit des Wartens. Eines davon behauptete, dass eine Horde marokkanischer *goums*, französischer Kolonialtruppen, die im Ruf barbarischer Grausamkeit standen, besonders wenn sie angetrunken waren, die Passstrasse von Hindelang heraufkämen und bald das Haus Ingeborg ausräumen würden. Als der Eigentümer des Hotels, der bisher mit bayrischer Hartnäckigkeit behauptet hatte, er könne seinen Gästen, die kein Geld mehr besaßen, an Alkohol nichts anderes als Apfelwein anbieten, dieses Gerücht hörte, gab er erschrocken zu, dass er einen Schatz edler Weine im Keller versteckt habe. Tausende von Flaschen Sekt und erlesene Rhein- und Moselweine wurden eilig mit Hilfe von Lastwagen und kettenbildenden Soldaten zum nächsten Lazarett befördert, um sie vor den nahenden *goums* in Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen, dem 1. Mai 1945, gab es nicht einen Tropfen Alkohol mehr im Haus Ingeborg. Aber auch keine Marokkaner. Sie hatten die zum Hotel führende Passstrasse nicht erstürmt, weil sie nirgendwo in der Nähe waren. Das einzig Wichtige, was sich am 1. Mai ereignete, war eine Rundfunkmeldung gegen Abend. Von Braun, Dornberger und alle andern im Haus Ingeborg versammelten sich um den Radioapparat, als ein langgezogenes Rollen von gedämpften Trommeln die Siebente Sym-

phonie von Bruckner unterbrach. Dann sagte der Sprecher:

Unser Führer Adolf Hitler, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, fiel heute Nachmittag in seinem Hauptquartier in der Reichskanzlei für Deutschland *.

Von Braun erinnert sich, wie er darauf wartete, dass der Sprecher mit den Einzelheiten über die deutsche Kapitulation fortfahren werde. Doch nichts davon, nur die Nachricht, dass Hitler Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger für die Fortführung des Kampfes ernannt habe. Da Hitler tot war, verstand von Braun, dass das Dritte Reich ebenfalls so gut wie tot war, und er beschloss, etwas Entscheidendes aus dem Zerfall zu retten. Was Peenemünde geleistet hatte, durfte nicht mit dem Dritten Reich untergehen, und von Braun erwog im Ernst, wie er die Fernrakete für die Zukunft erhalten konnte.

Im Januar 1945 hatte von Braun, als er erkannte, dass die militärische Lage völlig hoffnungslos geworden war, in Peenemünde eine Geheimsitzung mit mehreren seiner engsten und vertrautesten Mitarbeiter abgehalten. Sie hatten jede Möglichkeit erörtert, die Konstruktionsgruppe einem der vier Alliierten intakt zu übergeben, und zwar der Macht, die den besten Gebrauch von ihrer Erfindung machen würde. Unter keinen Umständen wollten diese Männer in die Hände der Russen fallen, und sie waren der Ansicht, dass sich weder Grossbritannien noch Frankreich das umfangreiche Fernraketenprogramm leisten konnten, das sie vor Augen hatten. Damit blieb nur Amerika, ein Land der westlichen Kultur, noch nicht berührt von den uralten Feindschaften und dem Groll, den Deutschland, Frankreich und England gegeneinander hegten, Amerika, eine neue Welt, die alle Möglichkeiten besass und vielleicht den Schwung und die Phantasie hatte, ein grosses Raketenprogramm zu beginnen, das zur Weltraumforschung führen würde.

Als von Braun den Entschluss fasste, Peenemünde zu verlassen, nach Nordhausen und dann in die Alpen zu gehen, stets in die

* So lautete die amtliche Rundfunkbekanntmachung. In Wirklichkeit hatte Hitler am Tag zuvor Selbstmord begangen, als die Rote Armee bereits die Herrschaft über fast ganz Berlin errungen hatte.

Stossrichtung der amerikanischen Armeen, hatte er seinen Plan immer im Bereich des Möglichen gehalten. Nun war die Zeit gekommen, ihn in die Tat umzusetzen. Er wollte sich gemeinsam mit denjenigen seiner Männer, die sich in Oberjoch befanden, den Amerikanern freiwillig ergeben, weil er hoffte, dass die Arbeit von Peenemünde übers Meer verlegt und dort fortgesetzt würde.

Von Braun trug Dornberger diesen Gedanken vor, dessen Lage als Offizier im Dienst anderer Art war als die der zivilen Ingenieure. Doch der General, der eine Reihe von schweren Enttäuschungen und Demütigungen von der SS und den nationalsozialistischen Funktionären erlitten hatte, hielt es nicht für nötig, zu warten, bis das Dritte Reich offiziell tot war. «Ich bin ganz deiner Ansicht, Wernher», sagte er. «Es ist unsere Pflicht, unser Kind in die rechten Hände zu legen.»

Doch wie sollte man vorgehen? Im Haus Ingeborg zu bleiben war riskant. Das Hotel konnte von französischen Truppen besetzt oder von Banden fanatischer SS-Männer überfallen werden, die immer noch durch die Alpen streiften und nicht nur alliierte Soldaten töteten, sondern auch Deutsche, von denen sie annahmen, sie wollten sich ergeben. Die Raketenleute würden die Initiative ergreifen und selbst die Beziehungen mit den Amerikanern aufnehmen müssen. Doch General Dornberger sprach nicht Englisch. Wernher von Braun hatte es zwar auf der Schule gelernt, beherrschte es jedoch nicht fließend. Aber Magnus von Braun konnte recht gut englisch sprechen. Deshalb gab Wernher von Braun seinem sechszwanzigjährigen Bruder am frühen Morgen des 2. Mai 1945, als in den Alpen noch gekämpft wurde, genaue Anweisungen.

Am gleichen Tag untersuchte eine Sondergruppe der Heeres Waffenabteilung der USA das Mittelwerk in Nordhausen, 600 Kilometer entfernt, um einen Weg dafür zu finden, wie hundert V-1-Raketen aus der unterirdischen Fabrik zum Hafen Antwerpen zu befördern seien. Major Robert Staver bemühte sich in dem gleichen Gebiet, die V-2-Dokumente und die Raketenspezialisten aufzufinden, die nicht in die Alpen gegangen waren. Britische, sowjetische und amerikanische Abwehroffiziere, die zu den vorgeschobenen Kampfeinheiten ihrer Armeen kommandiert waren,

hatten die Anweisung erhalten, nach allen Spuren von Wernher von Braun, Walter Dornberger und den andern entscheidenden Männern Ausschau zu halten, die die V 2 konstruiert hatten. Keiner dieser Abwehroffiziere hatte eine Ahnung, wo sich diese Männer aufhalten mochten, als Magnus von Braun aus dem Haus Ingeborg trat und sich auf ein Fahrrad schwang.

München war am 30. April von der Siebten US-Armee genommen worden, und deren Divisionen rollten von der bayrischen Hauptstadt weiter zum Rand der Alpen-Festung, wo sie sich auf eine erbitterte Schlacht mit nationalsozialistischen Fanatikern gefasst machten. Doch wenn auch Einheiten der deutschen Fünftehnten Armee noch vereinzelt Widerstand leisteten, so bildeten die Haupthindernisse für den Vormarsch der Amerikaner die Verkehrsstauungen auf den Alpenstrassen.

Die der Siebten Armee unterstellte 44. Infanteriedivision, die in Frankreich schwere Kämpfe erlebt hatte, fuhr den ganzen Weg bis Reutte im österreichischen Tirol und liess dabei Oberjoch und Hindelang auf der deutschen Seite der Grenze hinter sich liegen. Doch eine der Einheiten dieser Division, die Panzerabwehrkompanie des Infanterieregiments 324, kammte am Morgen des 2. Mai dieses abgelegene Gebiet durch. Weiter westlich, nur wenige Marschstunden entfernt, stiessen bereits die Spitzen der Ersten französischen Armee vor, die den Bodensee hinter sich gebracht hatten.

Die Männer der Panzerabwehrkompanie fuhren vorsichtig eine einsame stille Landstrasse entlang und warteten auf Angriffe aus den tiefverschneiten Wäldern, die zu beiden Seiten um sie her aufragten. Die Soldaten strafften sich, als sie bemerkten, wie etwas auf sie zukam; dann sahen sie, dass es nur ein einzelner Zivilist auf einem Fahrrad war, der aus dem grauen Dunst auf sie zu fuhr. Er war jung und blond, trug einen grauen Ledermantel und war unbewaffnet. Er näherte sich Fred Schneiker, einem Gefreiten aus Sheboygan, Wisconsin, der den Dolmetscher der Kompanie spielte; der Radfahrer sagte ihm, er heisse Magnus von Braun, und sein Bruder Wernher sowie viele von den Mitarbeitern an der Konstruktion der V 2 befänden sich in einem Hotel,

das nur hundert Meter entfernt liege; sie wollten sich den Amerikanern ergeben.

Von der V 2 hatte Schneiker schon gehört, wusste jedoch nur, dass es eine grosse Rakete sei. Niemand hatte ihm oder sonst einem aus dieser Kampfeinheit etwas von irgendwelchen Plänen der Abwehr im Hinblick auf die V 2 gesagt. Deshalb hielt es der Gefreite Schneiker für unmöglich, dass die Männer, die die V 2 konstruiert hatten, nur wenige Schritte vor ihm saßen und sich ergeben wollten. «Ich glaube, Sie sind verrückt», soll Schneiker zu Magnus von Braun gesagt haben, womit er auch die Ansicht seiner Kameraden aussprach, «aber wir werden das feststellen.»

Da die Panzerabwehrkompanie nicht Gefahr laufen wollte, durch Magnus von Brauns Geschichte in einen Hinterhalt zu geraten, stellte sie es jedoch nicht dadurch fest, dass sie zum Haus Ingeborg weitermarschierte, sondern dadurch, dass der Gefreite Schneiker den jungen Braun zur Abwehrdienststelle der 44. Division in Reutte brachte. Es war Sache der Abwehr, solche Geschichten im Frontgebiet zu prüfen. Doch diese Dienststelle war nicht in der Lage, komplizierte technische Verhöre anzustellen. Sie war ein wenig bestürzt über von Brauns Bericht, wusste aber, dass es da einen Plan gab, nach dem gefangene deutsche Wissenschaftler eingehend verhört werden sollten. Nach einer ausführlichen Befragung gab die Abwehrdienststelle Magnus von Braun Ausweise für sicheres Geleit, befahl ihm, ins Hotel zurückzufahren und mit diesen Männern wiederzukommen, von denen er behauptete, sie hätten die V 2 erfunden.

Magnus von Braun erreichte das Haus Ingeborg mittags um zwei bei trübem Wetter. Sein Bruder hörte sich seinen Bericht an, betrachtete die Ausweise und befahl dann, dass man drei grosse feldgraue Limousinen für die Fahrt startklar machen solle. Ausser den Fahrern setzten sich insgesamt sieben Mann in die Wagen, die mit ihren persönlichen Habseligkeiten vollgestopft wurden: Wernher und Magnus von Braun; General Dornberger und sein Stabschef, Oberstleutnant Herbert Axster, der im Zivilleben Rechtsanwalt war, – Hans Lindenberg, Brennkammeringenieur, Bernhard Tessmann und Dieter Huzel, die beiden Ingenieure, die die V-2-Dokumente im Bergwerk Dörnten versteckt hatten. Es

war ein verlorener Haufe, der da im Regen den Adolf-Hitler-Pass herunterfuhr – fast auf den Tag zwei Jahre, nachdem Duncan Sandys seine Untersuchungen über die deutsche Geheimwaffenentwicklung begonnen hatte. Für Deutschland war die Geschichte der V 2, der Waffe, die den Verlauf des Krieges hätte ändern können, wenn sie im Jahr 1942 einsatzbereit gewesen wäre, jetzt vorüber. Weder Dornberger noch von Braun konnten wissen, was die Zukunft ihnen bringen oder welchen Empfang ihnen die amerikanische Kampftruppe bereiten würde.

Die Raketenspezialisten wurden in Schattwald von Jeeps erwartet und den Rest des Weges bis Reutte eskortiert; dort trafen sie nach Einbruch der Dunkelheit ein. Sie wurden von deutschsprechenden Männern der Abwehr verhört; danach wies man ihnen Zimmer in einem beschlagnahmten Haus an. Am nächsten Morgen erhielten sie ein amerikanisches Frühstück. Wernher von Braun hatte keinen Grund, seinen Entschluss, sich den Amerikanern zu ergeben, zu bedauern, und war erleichtert, dass seine Gruppe anständig behandelt wurde. «Sie haben mir nicht ins Gesicht getreten», bemerkte er später, «sie haben mir nur ein paar Eier gebraten.»

Am 5. Mai streckten die deutschen Truppen nördlich der Alpen die Waffen. Als die deutsche Wehrmacht am Morgen des 7. Mai, 2 Uhr 41, die bedingungslose Kapitulation unterzeichnete, befanden sich von Braun und Dornberger nicht mehr in Reutte. Die amerikanische Abwehr hatte fast 500 Männer der Peenemünder Gruppe, die weit verstreut in den Dörfern gesessen hatten, zusammengeholt und sie mit den beiden führenden Persönlichkeiten der V-2-Entwicklung in einem grossen Gebäude der früheren Militärverwaltung in Garmisch-Partenkirchen eingesperrt. Das Gebäude wurde mit Stacheldraht eingezäunt und von amerikanischen Soldaten bewacht. Garmisch-Partenkirchen, der Ort der Winterolympiade 1936, liegt in einem weiten grünen Tal am Fuss der Zugspitze, des höchsten deutschen Berges. In diesen eleganten Kurort, der durch den Krieg nicht gelitten hatte, kam eine Gruppe technischer Sachverständiger, die die Interessen der verschiedenen Waffengattungen der Amerikaner und Briten vertraten. Sie fanden die 500 Männer aus Peenemünde, die in Garmisch-Parten-

kirchen interniert waren, bereit, über die V 2 zu sprechen. Der grösste Teil der Peenemünder Organisation und ihre Ausrüstung waren in Nordhausen geblieben, und die V-2-Dokumente lagen vergraben in dem alten Bergwerk in Dörnten. In diesem Gebiet von Mitteldeutschland war Major Staver mit seinen eigenen Nachforschungen beschäftigt. Da das Fernmeldewesen zwischen Nordhausen und Garmisch-Partenkirchen nicht funktionierte, wusste Staver nicht genau, was dort vor sich ging.

Dr. Richard Porter jedoch, der sich am Waffenstillstands tag in London aufhielt, wurde verständigt, dass sich von Braun mit seiner Gruppe ergeben habe, und begab sich umgehend nach Garmisch. Porter und seine Gruppe Vom Projekt Hermes der General Electric führten nun den grössten Teil der Befragungen im Auftrag der amerikanischen Heereswaffenabteilung, wenn auch Dutzende von anderen Vernehmungsoffizieren von anderen amerikanischen und britischen Waffengattungen ebenfalls Verhöre anstellten.

Der Auftrag all dieser Männer lautete, alles über die V 2 herauszufinden, was sich nur feststellen liess. Anfangs machten dieses Gedränge von Vernehmenden und die Fragen, die sie stellten, General Dornberger ärgerlich. «Sie wussten nicht, was sie fragen sollten», sagte er später. «Es war, als ob sie chinesisch sprächen.»

Fritz Zwicky, ein in Bulgarien geborener, in der Schweiz ausgebildeter Astrophysiker, damals ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule von Kalifornien, der deutsch sprach, vertrat in den Vernehmungen die Heeresluftstreitkräfte der USA. Er erklärte später: «Es gab dort zu viele technische Gruppen, sowohl von den Briten als auch von den Amerikanern, deren Mitglieder Interviews durchführten, ohne sie miteinander zu koordinieren und ohne zu berücksichtigen, was bereits früher festgestellt worden war.» Dornberger und die andern betrachteten, wie Zwicky sagte, «dieses unerwartete und ungeordnete Vorgehen der britischen und amerikanischen Gruppen mit erfahrenem Blick, und es wurde deutlich, dass sie unsere Mission für eine ziemliche Posse hielten»².

Dornberger und von Braun ging es um einen grösseren Einsatz. Sie unterzogen sich den endlosen Verhören nicht nur, weil

sie Gefangene waren, sondern auch, weil ihre Antworten die Vernehmenden auf den Gedanken bringen könnten, dass es ihre Informationen wert seien, erhalten und in ein anderes Land verlagert zu werden. Während dieser ganzen ersten Zeit enthüllte die gesamte deutsche Gruppe in Garmisch nur das, was Dornberger, sein Stabschef Oberstleutnant Axster und von Braun für wünschenswert hielten. Diese Männer warteten darauf, dass die amerikanischen oder britischen Untersucher mit einem umfassenden, langfristigen Vorschlag kamen, ehe sie selbst bereit waren, alles zu sagen. Die Untersuchenden besaßen jedoch keine Vollmachten, die über die Feststellung der kriegsgeschichtlichen Bedeutung und das Potential der V 2 hinausgingen. Von Braun versuchte, den ihn Vernehmenden klarzumachen, dass die V 2 mehr sei als eine Waffe. Am 15. Mai 1945 wurde er aufgefordert, einen ausführlichen Bericht zu schreiben. Er bezeichnete ihn als *Überblick über die Entwicklung der Flüssigkeitsraketen in Deutschland und ihre zukünftigen Aussichten* und schrieb:

Wir [die Peenemünder Gruppe] betrachten die von uns entwickelte stratosphärische Rakete A4 (der Öffentlichkeit als V2 bekannt) als eine kriegsbedingte Zwischenlösung, der noch gewisse Mängel anhaften und die zu den künftigen Möglichkeiten dieser Technik etwa im gleichen Verhältnis steht wie ein Bombenflugzeug des vorigen Krieges zu einem modernen Bomber oder einem grossen Passagierflugzeug. Wir sind überzeugt, dass die völlige Beherrschung der Raketentechnik die Verhältnisse in der Welt auf die gleiche Weise verändern werden, wie es die Beherrschung der Aeronautik tat, und dass sich diese Veränderung sowohl auf die zivile als auch militärische Seite ihrer Verwendung beziehen wird. Andererseits wissen wir aus unsern bisherigen Erfahrungen, dass eine völlige Beherrschung der Technik nur möglich ist, wenn grosse Beträge für ihre Entwicklung angewendet werden, und dass sich Rückschläge und Opfer ereignen werden, wie es auch bei der Entwicklung der Flugzeugtechnik der Fall war...

In der fernerer Zukunft bietet unserer Ansicht nach die Entwicklung von Raketen folgende Möglichkeiten, von denen einige von ungeheurer Bedeutung sind:

A. Entwicklung kommerzieller Fernflugzeuge und Fernbomber von ultrahoher Geschwindigkeit. Die Flugdauer eines raschen Raketenflugzeugs von Europa nach Amerika würde etwa 40 Minuten betragen...

B. Konstruktion mehrstufiger bemannter Raketen, die ausserhalb der Erdatmosphäre eine Höchstgeschwindigkeit von über 7'500 Metersekunden erreichen würden...

C. Statt eine Rakete ausserhalb der Erde als «Beobachtungsplattform» einzurichten, würde es später möglich sein, eine Station eigens für diesen Zweck zu bauen und die Einzelteile mit Hilfe von Raketen in den interstellaren Raum hinauszuschicken, wo die Station errichtet werden soll...

D. Entsprechend einem Vorschlag des deutschen Wissenschaftlers Prof. Oberth könnte eine Beobachtungsstation dieser Art mit einem riesigen Spiegel ausgerüstet werden, der aus einem ungeheuren Stahldrahtnetz, auf das man Metallfolien hängt, bestehen könnte... Dieser würde es ermöglichen, dass beispielsweise grosse Städte während der Abendstunden Sonnenlicht erhalten...

E. Wenn die Raketentechnik weiter entwickelt ist, wird es möglich sein, zu anderen Planeten zu reisen, zuallererst zum Mond..³

General Dornberger machte in seinem Bericht über das Raketenwesen, den er seinen Vernehmungsoffizieren am 17. Mai 1945 übergab, einige Voraussagen, die zu jener Zeit ebenso phantastisch erschienen wie die von Brauns:

Es ergeben sich weitere Möglichkeiten für die Zukunft: Raketen zur wissenschaftlichen Höhenforschung, eine Station im Raum, Reisen zum Mond und zu den Sternen... Der Staat, der den Mut zu einer klaren Entscheidung hat, wird der erste im Weltraum sein. Die stratosphärische Passagierrakete wird so gewiss kommen, wie die moderne Lokomotive der Stevenson-Lokomotive folgte...

Dornberger und von Braun konzentrierten sich, wie es den Vernehmenden klar wurde, mit diesen Berichten auf die Zukunft und wiesen ihre Leute zur Mitarbeit in diesem Sinn an, weil sie hofften, dass sie, wie es ein Vernehmungsprotokoll ausdrückte, «falls sie die Briten und Amerikaner vom Wert ihrer Arbeit über-

zeugen können, eine Chance erhalten, dass ihnen in England oder Amerika die Möglichkeiten gegeben werden, sie fortzusetzen». Und tatsächlich konnte, falls den Raketenwissenschaftlern nicht das Angebot weiterzuarbeiten gemacht wurde, nichts sie daran hindern, gar nichts zu sagen oder einfach zu einem andern zu gehen, der ihnen ein solches Angebot machte – vielleicht zu den Russen. Ausser General Dornberger, den man als Kriegsgefangenen festhalten konnte, waren die Peenemünder Ingenieure Zivilisten, gegen die keine kriminellen Anschuldigungen erhoben wurden. Es gab also keine legale Möglichkeit, sie endlos in Garmisch festzuhalten. Es gab nicht einmal eine Möglichkeit ausserhalb der Legalität, und wenn auch nur deshalb, weil es die Militärregierung mit Missfallen bemerken würde, da sich diese Behörde bemühte, unbedingt demokratische Methoden in Deutschland einzuführen.

Von den 500 ursprünglich in Garmisch festgehaltenen Männern waren übrigens bis zur zweiten Maiwoche 300 bereits verschwunden. Einige waren kurz vernommen, ihre Adressen für etwaige weitere Interviews vermerkt worden, und dann hatte man sie nach Haus befördert; andere waren einfach über den Zaun gestiegen und hatten sich davongemacht. Diese Leute gehörten jedoch nicht zu den führenden Raketeningenieuren. Diese blieben sämtlich in den von den Vereinigten Staaten besetzten Gebieten. Anfang Mai 1945 sah es so aus, als ob die britische und mehr noch die russische Abwehr völlig aus dem Wettlauf um die V 2 ausgeschaltet worden wäre. Zu dieser Zeit bestand jedoch auch noch kein amerikanischer Plan, mit den Raketeningenieuren etwas anderes zu tun, als sie zu vernehmen, – anscheinend wurde eine rasche Entscheidung über ihre Zukunft nicht für notwendig gehalten. Es gab zwar den amerikanischen Plan, hundert V-2-Raketen nach Neumexiko zu befördern, doch auch hier schienen die Amerikaner mehr als genügend Zeit zu haben, um ihr Ziel in geordneter Weise zu erreichen. Die V-2-Fabrik mit ihren langen Reihen von Werkzeugmaschinen und Raketenbestandteilen befand sich fest in der Hand der Ersten amerikanischen Armee. Das Versteck der V-2-Dokumente war von den Deutschen nicht verraten wor-

den, doch man nahm an, dass sich auch dieses im amerikanisch besetzten Gebiet befand und zu gegebener Zeit gefunden werden würde.

Und plötzlich wurde die Zeit knapp. Das erste amerikanische Ziel – die Verschiffung von hundert Raketen aus dem Mittelwerk nach Amerika – geriet in Gefahr. Eine Entscheidung auf höchster diplomatischer Ebene brachte die sowjetische Abwehr wieder in die Reihe der Teilnehmer am Wettlauf um die V-2-Kriegsbeute.

12 Sondermission V 2

Kurz nachdem Oberst Toftoy in Paris erfahren hatte, dass Nordhausen am 11. April von der 3. Panzerdivision genommen worden war, hatte er die Sondermission V 2 aufgebaut. Ihre Aufgabe sollte es sein, ins Mittelwerk zu gehen und dort die hundert V-2-Raketen herauszuholen, die Oberst Trichel für das Versuchsgelände White Sands in Neumexiko erbeten hatte. Die Ausführung dieses Auftrages schien keine besonderen Probleme aufzuwerfen.

Dann erfuhr Oberst Toftoy etwa am 25. April zu seiner höchsten Überraschung und Bestürzung, dass alsbald nach der endgültigen Kapitulation des Dritten Reichs ein riesiges Gebiet von Mitteldeutschland – etwa 600 Kilometer lang und 180 Kilometer in seiner grössten Breite –, das amerikanische Truppen erobert und besetzt hatten, an die Russen abgetreten werden würde. Alle amerikanischen Truppen sollten von dort zurückgezogen und durch russische Einheiten ersetzt werden.

In diesem Gebiet befanden sich auch Nordhausen, das Mittelwerk und alle Raketenspezialisten, die nicht mit von Braun in die Alpen verlegt worden waren, dazu die Angehörigen der jetzt in den Alpen befindlichen Männer.

Der Entschluss, einen riesigen Teil deutschen Gebiets, das unter amerikanischer Besetzung stand, an die Sowjetunion abzutreten, wodurch die Russen an einen bevorzugten Platz im Wettlauf um die V 2 und ganz besonders um das Mittelwerk gelangten, war das Ergebnis langer diplomatischer Verhandlungen, die auf höchster Ebene von Roosevelt, Churchill, Stalin und ihren Beratern in den Konferenzen von Quebec und Yalta geführt worden waren. Hinter diesem Entschluss standen vielfältige und scheinbar logische Gründe: Eisenhower war rascher vorgestossen, als man für möglich gehalten hatte; die Russen waren Alliierte, die im Kampf gegen die Nationalsozialisten siebzehn Millionen Menschen verloren hatten; man hielt es für wünschenswert, die Russen zur Beteiligung am Krieg gegen Japan zu veranlassen. Deshalb sollte die

Sowjetunion einen gerechten Anteil an Deutschland erhalten, auch wenn dazu Gebiete gehörten, die die Rote Armee nicht selbst erobert und besetzt hatte.

Frontsoldaten wie Oberst Toftoy hatte man bei dieser Entscheidung natürlich nicht nach ihrer Ansicht gefragt, aber sie mussten für die Folgen einstehen. Ein weiteres Ergebnis dieser diplomatischen Verhandlung auf höchster Ebene machte diese Folgen fast katastrophal, soweit es sich dabei um den Transport der V-2-Raketen in die Vereinigten Staaten handelte. Im November 1944 hatte der «Europäische Beratungsausschuss», der sich aus amerikanischen, britischen und russischen Delegierten zusammensetzte, einen Erlass ausgearbeitet, der nach der Kapitulation der Deutschen verkündet werden sollte und in dem unter anderem festgelegt wurde, dass «alle Fabriken, Anlagen, Werkstätten, Forschungseinrichtungen, Laboratorien, Versuchsanstalten, technischen Daten, Pläne, Zeichnungen und Erfindungen unverehrt und in gutem Zustand zur Verfügung der Alliierten» gehalten werden müssten und dass diese ihre weitere Verwendung zu bestimmen hätten¹.

Dieser Erlass forderte also, in einfachen Worten ausgedrückt, dass die Amerikaner den Russen das Mittelwerk mit seinen V-2-Raketen und den Werkzeugmaschinen in gutem Zustand überlassen mussten. Und genau das wünschten und brauchten die Russen natürlich, um über Nacht in das Fernraketengeschäft einsteigen zu können. Offiziell durfte Oberst Toftoy also plötzlich Trichels Befehl nicht mehr ausführen, sondern musste die Raketen den Russen überlassen.

Doch Oberst Toftoy war kein Mann, der einem solchen Dilemma gegenüber einfach aufgegeben hätte. Er war jetzt 41 und hatte sein Fähnrichsexamen in West Point im Jahr 1926 abgelegt. Er war gut 1 Meter 80 gross, schlank, trug eine stahlgefasste Brille und galt als der führende Fachmann des amerikanischen Heeres, zwar nicht für Raketen, aber doch für U-Boot-Minen. Er war nach Europa geschickt worden, um die Häfen Nordfrankreichs nach der Invasion der Alliierten von Minen zu säubern, und hatte im Verlauf dieser riskanten Arbeit das vermutlich grösste und lärmendste Feuerwerk veranstaltet, das je zum amerikanischen Unabhängigkeitstag angezündet worden war. Das war am 4. Juli

1944 in Cherbourg, als Toftoy ein Netz mit Hunderten von grossen Unterwasserminen zündete, das die sich zurückziehenden Deutschen in den Hafen geworfen hatten, um zu versuchen, den Hafen für den alliierten Schiffsverkehr zu sperren. Ehe er das tat, hatte er persönlich unter grossen Gefahren den Zünder aus einer bis dahin unbekannten deutschen U-Boot-Mine ausgebaut. .

Danach hatte er ausserdem die Häfen von Granville, St. Malo, Brest und Le Havre gesäubert und war Chef der waffentechnischen Abwehr geworden, dessen Aufgabe es war, interessante deutsche strategische Waffen zur weiteren Untersuchung in die Vereinigten Staaten und nach Grossbritannien zu verschiffen. Er setzte dazu Gruppen ein, die mit Jeeps, Funkgeräten, Fotoausrüstung und technischen Kenntnissen ausgestattet waren und allen Heeresgruppen der USA beigegeben wurden; ausserdem stand ihm eine «fliegende Einheit» zur Verfügung, die rasch in jedes Gebiet gesandt werden konnte, wo etwas Interessantes auftauchte. Diese Einsatzgruppen der waffentechnischen Abwehr hatten in Europa ausgezeichnete Arbeit geleistet. Die einzige Schwierigkeit, die Toftoy bei der Durchführung seiner Arbeit gefunden hatte, kam von den Briten.

Die Heereswaffenabteilung der USA hatte mit der entsprechenden britischen Dienststelle ein mündliches Abkommen getroffen, das während des ganzen Zweiten Weltkriegs eingehalten worden war und nach dem, wenn die Amerikaner zwei Exemplare eines deutschen Geräts fanden, Grossbritannien eins erhalten sollte. Wurde nur ein Exemplar erbeutet, sollte es nicht in die Vereinigten Staaten, sondern nach England geschickt werden, weil dort eine raschere Untersuchung vorgenommen werden könne, da England dem Kontinent näher liege. Oberst Toftoy stellte fest, dass sich die Briten häufig auf dieses Abkommen beriefen, wenn sie Anspruch auf erbeutete deutsche Waffen erhoben – etwa bei dem Königstiger-Panzer, den seine Männer unter grossen Schwierigkeiten beschafft hatten und der nach Toftoys Ansicht unbedingt in die Vereinigten Staaten hätte geschickt werden müssen.

Solange der Krieg noch im Gange gewesen war, sah Toftoy eine gewisse Berechtigung darin, mit den Briten zu teilen, was er beschafft hatte. Doch nun, da der Krieg vorüber war, sah er diese

Berechtigung nicht mehr. Und weil er wusste, wie dringend Oberst Trichel die V-2-Raketen für seine neue Raketenabteilung in der Heereswaffenabteilung brauchte, schien es ihm völlig unbegründet, sie einem andern Alliierten, nämlich der Sowjetunion, auszuliefern. Toftoy entschloss sich, die Sondermission V 2 anzuweisen, ungeachtet der möglichen Konsequenzen mit ihrer Arbeit fortzufahren.

Eine entscheidende Rolle beim Abtransport der Raketen fiel dem sechszwanzigjährigen Major James Hamill aus New York zu. Er hatte sein Examen als Physiker im Jahr 1940 an der Fordham-Universität gemacht und war über das Ausbildungskorps für Reserveoffiziere an dieser Universität zum Heer gekommen. Er hatte mit Toftoy zusammen in den USA gedient, und Toftoy war von den Leistungen und der Fähigkeit des Jüngeren, in schwierigen und ungewöhnlichen Situationen zu klaren Entscheidungen zu kommen, sehr beeindruckt gewesen.

Hamill, der eine Abteilung der waffentechnischen Abwehr geleitet hatte, die sich mit Artillerie, Kommandogeräten und U-Boot-Minen beschäftigte, erinnert sich, dass Toftoy ihm damals erklärte, offiziell dürfe nichts aus der künftigen russischen Zone herausgebracht werden. «Doch inoffiziell», fuhr Toftoy fort, «befehle ich Ihnen, dafür zu sorgen, dass diese V-1-Raketen nach Antwerpen kommen. Schaffen Sie sämtliches Material weg, das Sie wegschaffen können, ohne es allzu deutlich merken zu lassen, dass wir die Fabrik geplündert haben.» Weder Hamill noch Toftoy konnten damals wissen, dass sie später damit beauftragt werden würden, die Zusammensetzung und den Verschuss dieser gleichen V-2-Raketen in der Wüste von Neumexiko zu beaufsichtigen und dass Hamill einen der ungewöhnlichsten Aufträge in der Geschichte des Heeres der Vereinigten Staaten erhalten sollte.

Major William Bromley, ein Waffenoffizier, der 1940 mit Major Staver in Stanford Examen gemacht hatte, wurde zum technischen Chef der Sondermission V 2 ernannt². Zur Unterstützung war ihm Dr. Louis Woodruff beigegeben, Professor für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule Massachusetts, der gleichzeitig Sonderberater der waffentechnischen Abwehr war. Die Koordinierung der gesamten Mission war Major Hamill übertragen worden, der zu diesem Zweck einen Stützpunkt in Fulda,

neunzig Kilometer südwestlich von Nordhausen, errichtete.

Als die deutsche Kapitulation am 7. Mai 1945 in Reims unterzeichnet wurde, hatten Bromley, Woodruff und Hamill bereits im Mittelwerk erkundet. Sie fanden die mit dem Abtransport der V-2-Raketen vor dem Eintreffen der Roten Armee in Nordhausen verbundenen Probleme ungemein schwierig. Der Termin für den Rückzug der Amerikaner war zwar noch nicht offiziell bekanntgegeben worden, – man nahm jedoch allgemein an, es werde der 1. Juni sein.

Das Hauptproblem war, dass vollständig zusammengebaute Raketen nicht annähernd in ausreichender Anzahl zum Transport nach Antwerpen zur Verfügung standen. Man musste in den Stollen des Mittelwerks Einzelteile und Teilmontagen zusammensuchen. Die Schwierigkeit dabei war die, dass die Sondermission V 2 keine zuverlässige Teileliste besass. Die technischen Dokumente der V 2 waren noch nicht gefunden worden und ebensowenig ein einziger der führenden Raketenspezialisten, der als Führer bei der Auswahl der für ein Gerät von solch erheblicher technischer Kompliziertheit erforderlichen Teile hätte dienen können, obwohl sich solche Fachleute im Gebiet Nordhausen aufhalten mussten.

Dann wurde festgestellt, dass die Luftangriffe die Mehrzahl der wichtigen Brücken und Eisenbahnstrecken, die nach Nordhausen führten, zerstört hatten. Ein intakter Kopfbahnhof war zwar schon wieder vorhanden, doch standen nicht genügend Lastwagen zur Verfügung, um die Raketenbestandteile aus der unterirdischen Fabrik zu diesem Bahnhof zu befördern. Und wenn es auch eine sehr grosse Zahl amerikanischer Soldaten in diesem Gebiet gab, so konnten doch nur sehr wenige davon sinnvoll für die technische Arbeit in den Stollen eingesetzt werden. Begeisterung und rohe Gewalt genügten zu dieser Arbeit nicht, – man musste schon mindestens die Kenntnisse eines gelernten Autoschlossers besitzen. Um dem Bedürfnis nach Männern mit Mechanikerkenntnissen abzuhelpen, veranlasste Major Bromley die sofortige Verlegung der 14. Kraftfahrzeug-Montagekompanie von Cherbourg nach Nordhausen.

Cherbourg befand sich jedoch 1‘200 Kilometer von Nordhausen entfernt. Während Major Bromley auf das Eintreffen dieser

Kompanie wartete, liess er von der 2. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 47 der 5. Panzerdivision eine strikte Sicherungskette um das Mittelwerk legen. Bisher hatte jeder, der hineinwollte, es betreten können, was zu einigen unangenehmen Geschehnissen geführt hatte. Die früheren Häftlinge der Konzentrationslager Nordhausen und Dora hatten in ihrer Wut über die Deutschen und toll vor Freude über ihre Befreiung viele unersetzliche Raketenbestandteile und Werkzeugmaschinen zerstört. Deutsche Zivilisten aus der stark beschädigten Stadt Nordhausen hatten in der Fabrik geräubert und die Glühbirnen, die die Stollen erleuchteten, und Kabel aus Raketenteilen gestohlen, wodurch diese unbrauchbar geworden waren. Offiziere der britischen Streitkräfte hatten das Mittelwerk inspiziert, wann und wie es ihnen gefiel. Ebenso stand es, wenn auch in geringerem Umfang, mit den sowjetischen Abwehragenten. All diesen Besuchen bereitete die 2. Kompanie nun ein Ende. Die kampfgestählten Panzergrenadiere wiesen jeden zurück, der nicht einen von der Sondermission V 2 ausgestellten Ausweis besass.

Woodruff konnte nun ungestört arbeiten. Er hatte die Abwehrberichte über die V 2 studiert und besass gute Kenntnisse darüber, was alles gebraucht wurde, um eine vollständige Rakete zusammenzusetzen. Die Hauptbestandteile standen im Mittelwerk zur Verfügung. Das kleine und komplizierte Kreissystem, das die V 2 gesteuert hatte, war nicht in den Stollen hergestellt worden. Nach der Verlegung von Peenemünde waren den Männern, die an der Entwicklung der Steuersysteme arbeiteten, Behelfswerkstätten in den Dörfern rund um Nordhausen zugewiesen worden. Als die Amerikaner näherrückten, hatten diese Männer die Steuereinrichtungen in Scheunen, Schulen und Gastwirtschaften versteckt. Die Amerikaner mussten Suchgruppen aufstellen, die die ganze Gegend im Umkreis von fünfzig Kilometer um Nordhausen durchstöberten, bis die Steuereinrichtungen, ohne die die V 2 selbst nahezu nutzlos war, gefunden und an die Hauptbahnlinie geschafft worden waren.

Am 18. Mai war die 144. Kraftfahrzeug-Montagekompanie unter Hauptmann E. W. Mandeville aus Cherbourg eingetroffen und bereit, sich an die Arbeit zu machen. Die Sondermission V 2

glaubte immer noch, dass die Rote Armee am 1. Juni einrücken werde. Wenn die Mission bis zu diesem Tag ihr Ziel nicht erreicht hatte, würden die USA überhaupt keine V-2-Raketen bekommen – das war allen Mitgliedern dieser Gruppe klar.

Anderthalb Kilometer in einem der beiden Stollen mussten geräumt werden, damit offene Güter- und Flachwagen mit Raketeanteilen rasch ein- und ausfahren konnten. 150 der früheren Zwangsarbeiter wurden angestellt, um bei der körperlich schweren Arbeit des Hebens und Verpackens zu helfen. Die 144. Kraftfahrzeug-Montagekompanie wurde dem 319. Waffenbataillon unterstellt, und die Männer beider Einheiten lernten rasch, die Teile und Teilmontagen der ihnen völlig unvertrauten V 2 zu erkennen. Das Packen und Verladen musste bei Tag und Nacht ohne Unterbrechung durchgeführt werden. Doch ein Ende des Stollens hatte aus Sicherheitsgründen geschlossen werden müssen, und das Ventilations-system war beschädigt worden, als die amerikanischen Kampftruppen das Werk erstürmt hatten. Deshalb musste die Arbeit im Stollen auf täglich acht Stunden beschränkt werden. Allmählich waren genügend Bestandteile herausgeholt worden, um den Abtransport von hundert V-2-Raketen zu ermöglichen. Diese Teile wurden mit Lastwagen zum Kopfbahnhof befördert.

Hier sah sich Major Hamill dem grössten Problem bei dem ganzen Unternehmen gegenüber. Man hatte geschätzt, dass 300 bis 350 Güterwagen gebraucht würden, um die Einzelteile und Teilmontagen zum Hafen Antwerpen zu befördern. Das bedeutete den grössten Einzeltransport erbeuteter feindlicher Ausrüstung im Zweiten Weltkrieg. Doch das Heeres-Transportkorps war noch nicht mit der Durchführung dieses unoffiziellen Projekts beauftragt worden und hatte ohnehin die dafür notwendigen Loks und Wagen nicht zur Verfügung. Es schien ganz so, als ob die Improvisation und die knochenbrecherische Arbeit, die nötig gewesen waren, um die Teile von hundert V-2-Raketen aus dem Stollen heraus und an den Kopfbahnhof zu bringen, nur ein einziges Ergebnis hätten: sie den Russen dort zur Verfügung zu halten.

Und plötzlich erwiesen sich die Luftangriffe auf die grossen Brücken im Verlauf der nach Nordhausen führenden Eisenbahn-

strecken und deren Zerstörung, die zunächst als eins der stärksten Hindernisse für die Durchführung der Sondermission V 2 erschienen war, als Segen. Die Zerstörung der Brücken hatte in Nordhausen Hunderte von deutschen Güterwagen festgehalten, die normalerweise längst aus dem Gebiet herausbefördert worden wären. Major Hamill hoffte, dass dieses rollende Material, durchweg in ausgezeichnetem Zustand, die Lösung seines Transportproblems darstellte. Dann erfuhr er jedoch, dass das Heeres-Transportkorps ebenfalls ein Auge auf diesen Wagenpark geworfen hatte. Das Korps beabsichtigte, dieses Material in Besitz zu nehmen und dann über die einzige erhaltene Brücke auf Gebiet zu fahren, das ebenfalls unter amerikanischer Besetzung stand. Major Hamill besass natürlich keine schriftlichen Befehle, die er benutzen konnte, um das Transportkorps dazu zu zwingen, ihm die Benutzung der deutschen Güterwagen zu erlauben.

In den frühen Abendstunden des 19. Mai 1945 sass er mit seinem Assistenten zusammen, dem Techniker fünfter Klasse Bob Payne. Hamill beklagte sich Payne gegenüber bitterlich darüber, dass das Transportkorps das für die Beförderung der V-2-Teile benötigte rollende Material am nächsten Tag über die einzige gebrauchsfähige Brücke aus Nordhausen abziehen wolle. Bob Payne war ein leicht phantastischer Typ, der schon so manches Auf und Ab beim Militär erlebt hatte, doch Major Hamill fand, dass er in schwierigen Situationen ein brauchbarer Gehilfe war. Die beiden Männer trennten sich und gingen zu Bett, beide voll Bedauern über das unmittelbar bevorstehende Abziehen des Wagenparks.

Doch dieser Wagenpark wurde nicht abgezogen. Am nächsten Morgen entdeckten Offiziere des Transportkorps, dass die Eisenbahnbrücke nicht zu benutzen war. Sie war während der Nacht mit einer Dynamitladung gesprengt worden. Die militärische Abwehr vermutete, dass Werwölfe – deutsche Guerilla-Gruppen – den Sabotageakt begangen hätten. In späteren Jahren pflegte Major Hamill zu erklären, dass er mit der Sprengung der Brücke nicht das geringste zu schaffen gehabt habe und dass er keine Beweise dafür besitze, dass Techniker Payne es getan habe, obwohl Hamill gleichzeitig zugab, dass Payne gewiss manchmal ausserhalb des

Dienstweges vorgegangen sei, wenn er bestimmte Ziele erreichen wollte. Jedenfalls verhinderte die gesprengte Brücke die Abfahrt des rollenden Materials aus Nordhausen und gab Major Hamill Zeit, Verhandlungen mit Offizieren des Transportkorps und der Pioniere in Nordhausen aufzunehmen. Er vermochte sie von der Bedeutung und Dringlichkeit der Sondermission V 2 zu überzeugen. Das Transportkorps verzichtete auf seine Ansprüche hinsichtlich der Güterwagen, und die 1186. Sturmpionier-Kompanie setzte die Eisenbahnbrücke instand und baute eine weitere, die das Mittelwerk mit der Hauptstrecke verband.

Um ihre Eisenbahn in Gang zu bringen, sicherten sich Bromley und Hamill die Mitarbeit früherer deutscher Eisenbahner aus diesem Gebiet. Die Deutschen, froh über jede Arbeitsmöglichkeit, arbeiteten vorzüglich mit. Am 22. Mai 1945 wurde der erste Zug von Bromley und Hamill inspiziert und als fahrbereit erklärt und rollte mit einer Ladung von in Kisten verpackten, bezeichneten und mit Begleitpapieren versehenen Raketenbestandteilen davon. Doch Major Bromley wies Major Hamill darauf hin, dass bisher weder Zeit noch Arbeitskräfte zur Verfügung gestanden hatten, «um all die sperrigen V-2-Geräte für eine übliche Ozeanreise entsprechend zu verpacken und wasserdicht zu machen». Der erste Zug, von deutschen Eisenbahnern gefahren und von Soldaten der 5. Panzerdivision bewacht, rattete südwärts nach Erfurt, wo er von der Militärischen Eisenbahnverwaltung der USA übernommen und nach Belgien zum Hafen Antwerpen weitergeleitet wurde.

Neun Tage lang verliess täglich ein Zug – mit durchschnittlich vierzig Wagen – Nordhausen und fuhr nach Antwerpen. In Nordhausen erwartete man die Russen immer noch am 1. Juni. Der letzte Zug fuhr am 31. Mai abends halb zehn ab und «beendete», wie Major Bromley Oberst Toftoy meldete, «die Arbeit an diesem Projekt». 341 Eisenbahnwagen mit annähernd 400 Tonnen waren nach Antwerpen geschickt worden.

Doch in Wirklichkeit war die Mission noch nicht beendet. Major Hamill erinnerte sich, dass es, da er keine klaren Befehle besass, Schwierigkeiten gab, sobald die ersten Züge an den Docks eintrafen. Ein Hafenoffizier, der behauptete, er habe keine Befehle, den V-2-Transport abzufertigen, verlangte von Hamill, er

solle aufhören, ihm die Docks «mit all diesem Schrott» zu versperren, und «diese Lok da sofort wieder aus meinem Hafen herausfahren, sonst mach' ich es».

Glücklicherweise hatte Hamill eine Karte vom Hauptquartier der Alliierten Expeditionskräfte erhalten, die ihm seine Arbeit für die waffentechnische Abwehr erleichtern sollte. Die von Eisenhower unterschriebene Karte bevollmächtigte Hamill, erbeutete feindliche Ausrüstung zu befördern. Hamill benutzte die Karte, um seinen «Schrott» auf den Docks zu lagern. Dann musste er weitere Beziehungen mit anderen technischen Gruppen aufnehmen, um seinen Auftrag zu beenden. Es wurden Liberty-Schiffe zur Verfügung gestellt. Belgische Schauerleute entluden die 341 Güterwagen. Die 144. Kraftfahrzeug-Montagekompanie wurde von Nordhausen nach Antwerpen verlegt, um die Raketenteile neu zu verpacken, wie es für eine Seereise nach New Orleans nötig war, – von dort sollten sie mit der Eisenbahn zum Versuchsgelände White Sands befördert werden. Endlich waren all die Geschossspitzen, Flossenmontierungen, Schubkammern, Spezialgeräte, Brennstofftanks und Aussenhüllen, dazu die empfindlichen Steuergeräte so weit, dass sie in die sechzehn wartenden Liberty-Schiffe verladen werden konnten.

Doch nach der mündlichen Vereinbarung, die die Heereswaffenabteilung der USA den Briten gegenüber während des ganzen Krieges eingehalten hatte, stand England die Hälfte der V-2-Raketen zu. Oberst Toftoy wusste das bereits, ehe er die Sondermission V 2 aufgebaut hatte; aber in diesem besonderen Fall entschloss er sich, den Briten nicht den halben Ertrag der Arbeit zukommen zu lassen, die seine Männer geleistet hatten. Er tat nichts, um seine britischen Kollegen davon zu verständigen, dass die V-2-Raketen aus Nordhausen abtransportiert und zur Verschiffung bereit seien, empfahl vielmehr seinen Vorgesetzten, sämtliche Raketen sollten in die Vereinigten Staaten befördert werden.

Doch die britischen Abwehragenten bemerkten die wartenden Liberty-Schiffe und die Kisten mit den V-2-Teilen, begriffen, was da vor sich ging, und verständigten London. Die Briten versuchten die Verschiffung durch starke Proteste aufzuhalten, die von hohen englischen Offizieren in Eisenhowers Stab vorgetragen

wurden. Kurz bevor sich diese Proteste auswirken konnten, traf Oberst Joel Holmes, Chef der technischen Gruppe in der Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung, eine Entscheidung. Oberst Holmes wusste von der Vereinbarung, dass erbeutete feindliche Waffen mit den Briten geteilt werden sollten. Er wusste auch, dass die britischen Raketenfachleute die Entwicklung der V 2 genauer verfolgt hatten als die Amerikaner oder die Russen, und bewunderte die nachrichtendienstlichen Leistungen, die die Briten während des Krieges vollbracht hatten. Und als Chef der technischen Gruppe konnte Holmes die Verschiffung aus dem Hafen Antwerpen verzögern oder verhindern.

«Vielleicht hatte ich unrecht», sagte Holmes später, «aber ich hatte den Eindruck, dass man mehr erfahren konnte, wenn man alle in die Vereinigten Staaten schickte als nur die Hälfte und die andern nach England.» Er gab also den Marschbefehl. Bis zu der Zeit, als die britischen Offiziere in Eisenhowers Stab die Genehmigung erhalten hatten, die Verschiffung zu verhindern, befanden sich die V-2-Raketen bereits auf hoher See. «Ich hatte allerlei Erklärungen abzugeben», beschrieb Oberst Holmes später den Sturm, der auf ihn herabkam, «doch soweit es mich betraf, hatte es keine schwerwiegenden Folgen.»

Dank Holmes' Befehl befanden sich die Vereinigten Staaten nun endgültig im Besitz von hundert V-2-Raketen. Sie würden jedoch viel von ihrem Wert verlieren, wenn sie nicht von den technischen Dokumenten begleitet wurden. Parallel mit der Sondermission V 2 war ein Unternehmen mit dem Ziel durchgeführt worden, diese Dokumente aufzufinden, um sie ebenfalls in ihrer Gesamtheit in die Vereinigten Staaten zu befördern. Doch auch dieses Unternehmen war durch Zeitmangel in Schwierigkeiten geraten und durch die Tatsache, dass die Dokumente – anders als die V-2-Bestandteile im Mittelwerk – immer noch unauffindbar waren. Während die Raketenteile nach Antwerpen rollten und in Bayern die Befragungen Wernher von Brauns, Walter Dornbergers und der andern Fachleute fortgesetzt wurden, blieben die Dokumente, die die ganze Geschichte der V 2 enthielten, in dem kleinen Raum am Ende des mit Dynamit gesprengten Stollens in der verlassenen Grube von Dörnten.

13 Schatzsuche

Sonntag, den 20. Mai, hatte ein offener zweisitziger Ford bei Morgendämmerung Nordhausen verlassen und fuhr zum Harz. In dem Wagen sassen zwei deutsche Zivilisten. Sie boten einen um diese Zeit sehr ungewöhnlichen Anblick, als sie durch die Bergwerkdörfer und über die leeren Gebirgsstrassen fuhren. Selbst der uninteressierteste Beobachter muss sich gefragt haben, wie es zwei deutsche Zivilisten fertiggebracht hatten, überhaupt einen betriebsbereiten Wagen und das nötige Benzin für ihre Fahrt aufzutreiben. Und die beiden Männer rollten scheinbar ziellos dahin, hielten wie Touristen in jedem Dorf an und stellten jedesmal den Bergleuten eine einzige Frage. Auch die Frage war ungewöhnlich: Ob die Bergleute die Lage eines bestimmten Bergwerks kannten.

In dem Wagen sassen Dr. Eberhard Rees und Karl Otto Fleischer. Seit 1940 war Dr. Rees der Leiter der Fertigungswerke in Peenemünde gewesen. Fleischer war Geschäftsführer der Elektromechanischen Werke seit deren Verlegung von Peenemünde nach Nordhausen. Er war auch der Mann, dem Huzel und Tessmann die ungefähre Lage des Verstecks der V-2-Dokumente anvertraut hatten, ehe sie in die Alpen fuhren, und damit der einzige im Gebiet Nordhausen-Bleicherode, der überhaupt eine Ahnung hatte, wo man sie finden konnte.

Fleischer und Rees fuhren von Morgengrauen bis zum späten Nachmittag durch die Dörfer des Harzes, doch ihre Frage blieb unbeantwortet. Schliesslich fanden sie in Andreasberg einen alten Bergmann, der ihnen sagte, er habe einmal in einer Grube gearbeitet, die Ähnlichkeiten mit der beschriebenen habe, – sie liege bei Dörnten.

Fleischer und Rees verliessen Andreasberg und erreichten nach einer Fahrt von fünfzig Kilometer bei höchster Geschwindigkeit den Nordrand des Harzes. Nach weiteren fünf Kilometern stiessen sie auf das verlassene Bergwerk, fanden den alten Verwalter und erfuhren, dass ihre Reise das Ziel erreicht hatte: sie waren am Versteck der V-2-Dokumente angelangt.

Der Mann, der diese Fahrt veranlasst hatte, war Major Robert Staver, und genaugenommen hatte das ganze drei Wochen früher begonnen, als Staver in der zerstörten Stadt Nordhausen eingetroffen war.

Nach Nordhausen zu gelangen hatte schon ein erhebliches Problem für Major Staver bedeutet. Ende April, etwa zwei Wochen nach seiner Einnahme durch die 3. Panzerdivision, war Nordhausen immer noch als Kampfgebiet eingestuft. Wegen des Verbots für technische Suchgruppen, Kampfbereiche zu betreten, erhielt Staver keine Genehmigung, nach Nordhausen zu fliegen.

Schliesslich trug er Oberst Toftoy seine Sorgen vor. Obwohl Staver der waffentechnischen Abwehr * nicht angehörte, hatte Toftoy den Eindruck, dass der Auftrag, den Staver von Oberst Trichel erhalten hatte, wichtig sei. Toftoy begriff, dass es nur einen Weg gab, Staver nach Nordhausen zu bekommen: ihn zu einer Einheit zu kommandieren, die sich bereits dort befand. Toftoy hatte eine solche Einheit: die Waffentechnische Abwehrgruppe Nr. 1, die der Ersten Armee in Nordhausen gerade in dem Augenblick beigegeben worden war, als Staver ihn besuchte.

Oberst Toftoy war als in West Point ausgebildeter Berufssoldat durchaus bereit, ungewöhnliche Mittel anzuwenden, wo es um

* Im Frühling 1945 trug die Organisation, der sowohl Oberst Toftoy als auch Major Staver angehörten, den offiziellen Namen «Dienststelle Chef Waffenabteilung, Europäischer Kriegsschauplatz». Der leitende Waffenoffizier war Generalmajor Henry B. Sayler. Ihm unterstand eine Technische Abteilung unter der Leitung von Joel G. Holmes. Diese Technische Abteilung wiederum war in zwei voneinander unabhängige Gruppen eingeteilt: ‚Waffentechnische Abwehr‘ unter Oberst Toftoy, die sich mit feindlichen Waffen beschäftigte, die einsatzfähig und tatsächlich im Kampf angewendet worden waren, und «Forschung und Entwicklung» unter Oberst Horace B. Quinn, die sich mit feindlichen Waffen beschäftigte, die sich für Forschung und Entwicklung für einen künftigen Einsatz eignen könnten. Major Stavers Raketengruppe unterstand Oberst Quinn. Die von den beiden Gruppen der Technischen Abteilung im Hinblick auf die V 2 durchgeführte Arbeit lief in gewisser Hinsicht parallel, da diese Waffe sowohl einsatzfähig als auch für Forschung und Entwicklung zu künftigen Einsatz geeignet war. Oberst Toftoy gab Major Staver oft in erheblichem Mass Unterstützung, obwohl Staver offiziell nicht zu Toftoys waffentechnischen Abwehrgruppen gehörte.

wichtige Ziele ging. Als er auf eine neue Art deutscher U-Boot-Minen mit Fernzündung stiess, die entschärft und untersucht werden musste, um den Hafen von Cherbourg rasch zu säubern, hatte er einfach alle Menschen aus der möglichen Reichweite der Sprengwirkung dieser Mine geschickt und sie selbst auseinander-genommen. Nun stattete er Staver mit fingierten Befehlen aus, in denen er erklärte, Major Robert Staver sei zur Waffentechnischen Abwehrgruppe Nr. 1 kommandiert und könne von Paris nach Nordhausen reisen.

Die Kriegslist hatte Erfolg. Major Staver und Ed Hull, ein Ingenieur der General Electric vom Hermes-Projekt, trafen am 30. April 1945 in Nordhausen ein. Sie machten sich sofort an die Arbeit, das Mittelwerk und Dutzende von anderen Anlagen und Laboratorien zu untersuchen, die im ganzen Harz verstreut lagen. Doch bis zum 12. Mai hatte Major Staver noch immer nicht einen einzigen Angehörigen der Elektromechanischen Werke aufgespürt. Diese deutschen Raketenpezialisten konnten natürlich nicht wissen, dass sich Wernher von Braun am 2. Mai in den Alpen freiwillig den Amerikanern ergeben hatte, weil es weder Funkmöglichkeiten, funktionierende Telefone noch sonstige Verständigungsmittel für Zivilisten zwischen Nordhausen und Garmisch gab. Das EW-Personal in Nordhausen war einfach in die umliegenden Dörfer verschwunden, – anders als von Braun ergriff keiner von ihnen die Initiative, sich unmittelbar an die Amerikaner zu wenden. Doch am Abend des 12. Mai verfolgte Major Staver einen Hinweis der Abwehr und fand Karl Otto Fleischer in Nordhausen. Da der Krieg mittlerweile zu Ende war, entschloss sich Fleischer, mit den Amerikanern zusammenzuarbeiten. Doch behielt er die Tatsache für sich, dass er der einzige Mann in Nordhausen war, der etwas von dem Versteck der V-2-Dokumente wusste. Stattdessen führte er Major Staver zu Dr. Eberhard Rees, der ebenfalls zur Mitarbeit bereit war und Staver mit vielen der anderen wichtigen Ingenieure des deutschen Raketenprogramms bekannt machte, die im Gebiet von Nordhausen geblieben waren.

Am 14. Mai fand Major Staver in einem Gefängnis in Saalfeld, neunzig Kilometer von Nordhausen entfernt, einen Mann, der wie Dr. Rees eine der führenden Persönlichkeiten von Peene-

münde gewesen war. Es war Walter Riedel, der Chef der Brennkammer- und Konstruktionsabteilung. Infolge einer Verwechslung war Riedel von der Spionageabwehr der USA verhaftet worden, die glaubten, er habe an der Entwicklung von Gift-Kampfstoffen und an einer «Bakterienbombe» gearbeitet. Nach Stavers Angaben hatte Riedel mehrere Vorderzähne verloren, während er von Offizieren der Spionageabwehr verhört wurde. Durch Vermittlung der Militärregierung erwirkte Major Staver die Freilassung Riedels aus dem Saalfelder Gefängnis und brachte ihn zur Befragung am 16., 17. und 18. Mai nach Nordhausen.

Riedel arbeitete uneingeschränkt mit Major Staver zusammen, der von ihm ein vollständiges Bild von der Raketenentwicklung in Deutschland gewann. Doch genau wie von Braun, der gleichzeitig von Porter in Garmisch vernommen wurde, behandelte auch Riedel die militärische Verwendung der V 2 als Nebensache. Laut Riedel interessierte sich die Peenemünder Gruppe vor allem für «Passagiere befördernde Raketen, Reisen zu Raumstationen, die als Satelliten um die Erde kreisten, Raumspiegeln, die zum Guten und möglicherweise auch zum Bösen eingesetzt werden konnten, kurze Reisen um den Mond und kühne Forschungsfahrten in den Weltraum»; darüber berichtete Staver im Mai 1945 an die Pariser Dienststelle der Heereswaffenabteilung zur Weitergabe ans Pentagon.

Walter Riedel deutete Major Staver gegenüber auch an, dass es wahrscheinlich klug wäre, wenn die Amerikaner mindestens einen Teil der riesigen Peenemünder Organisation, etwa vierzig der führenden Männer, in die Vereinigten Staaten holten, damit sie ihre Arbeit dort fortsetzten. Wenn die Amerikaner es nicht taten, würden es vermutlich die Russen tun. Riedel hatte bereits Gerüchte gehört, dass die Russen am 1. Juni an Stelle der Amerikaner nach Nordhausen kommen sollten. Staver wusste, dass es sich nicht mehr um ein Gerücht handelte, dass die Russen vielmehr tatsächlich dieses Gebiet besetzen würden. Er schickte durch Kurier einen Brief an die Pariser Dienststelle der Heereswaffenabteilung, in dem er empfahl, hundert von den führenden Peenemünder Ingenieuren in amerikanischem Gewahrsam innerhalb von dreissig Tagen in die Vereinigten Staaten zu evakuieren und dort von der

Heereswaffenabteilung beschäftigen zu lassen. Nach Stavers Ansicht könnten sie sofort eingesetzt werden, um die revolutionäre Flakrakete *Wasserfall* fertig zu entwickeln, die man im Pazifischen Krieg anwenden könne, falls dieser noch länger dauern sollte. Staver hatte den Eindruck, dass dieser Punkt bei den Waffenoffizieren im Pentagon Gewicht haben würde. Tatsächlich hoffte er jedoch, dass die Deutschen, wenn sie einmal in den Vereinigten Staaten waren, nach Beendigung des Krieges gegen Japan an der Forschung von Fernraketen weiterarbeiten konnten.

Während Staver die Raketenfachleute Rees, Riedel und andere in Nordhausen vernahm, gelang es ihm jedoch nicht, eine entscheidende Tatsache zu erfahren: den Verbleib der V-2-Dokumente. Er hatte an der Auffindung mehrerer Raketenbestandteile für das Projekt der Sondermission V 2 mitgewirkt, wusste aber, dass es nahezu unmöglich sein werde, die hundert Raketen zusammenzusetzen und zur Probe auf dem Versuchsgelände White Sands abzuschiesen, ohne dass dort die dazugehörigen Zeichnungen und Pläne vorlagen. Doch keiner der Raketenfachleute, die er befragte, schien in der Lage oder bereit zu sein, ihm zu sagen, wo die Dokumente lagerten.

Am Nachmittag des 18. Mai traf aus Braunschweig ein Flugzeug mit Dr. Frankel und Dr. Robertson ein, zwei Zivilisten, Ingenieur aus der Suchgruppe, die Eisenhowers Hauptquartier beigegeben worden war. Sie wollten Riedel, Rees und andere von den Peenemünder Fachleuten, die Major Staver in Nordhausen gefunden hatte, abholen und mit ihnen nach Garmisch fliegen. Staver weigerte sich, seine Schützlinge herzugeben, und nannte triftige Gründe dafür. Er wies darauf hin, dass seine eigenen Aufklärungen, die recht gut vorankamen, dadurch unterbrochen würden und dass die fraglichen Männer eine wichtige Arbeit leisteten, da sie Raketenbestandteile suchten, die es in Bayern gar nicht gebe. Möglicherweise könne man sie auch dazu veranlassen, das Versteck der V-2-Dokumente zu nennen, wozu nicht mehr viel Zeit zur Verfügung stehe, da die Russen am 1. Juni einrücken sollten.

Robertson schloss sich Stavers Ansicht an, blätterte dann in seinem Notizbuch und las folgenden Vermerk vor: «Von Ploetz

sagte, dass General Dornberger dem General Rossmann erzählt habe, es seien Dokumente der V-Waffen-Fertigung in den Kali-Werken in Bleicherode versteckt, und zwar in einem der Bergwerksschächte eingemauert. Von Ploetz war Generalstabsoffizier bei Kammler.» Robertson deutete an, dass vielleicht Rees oder Fleischer Major Staver zu dem fraglichen Kalischacht führen könnten, – doch darüber hinaus hatte Robertson keine weiteren Informationen zu geben.

Major Staver verbrachte den Rest des Nachmittags damit, Walter Riedel zu vernehmen, – dabei dachte er ständig daran, wie er Robertsons kurzen Hinweis am besten nutzen könnte. Die V-2-Dokumente befanden sich natürlich nicht in den Kali-Werken in Bleicherode; der fragliche Schacht enthielt nur weniger wichtiges Material über die Serienfertigung. Um sechs Uhr abends verliess Staver mit Riedel das Gebäude der Militärregierung und stellte fest, dass Fleischer in seinem Sportzweisitzer auf sie gewartet hatte. Nachdem Staver Fleischer begrüsst hatte, zog er so beiläufig wie möglich sein Taschenbuch heraus und las daraus vor: «Von Braun, Steinhoff und alle andern, die nach Süden flohen, sind in Garmisch interniert. Unsere Abwehroffiziere haben mit von Ploetz, General Dornberger, General Rossmann und SS-General Kammler gesprochen. Sie erzählten uns, dass viele Ihrer Zeichnungen und wichtigen Dokumente in einem Bergwerk hier irgendwo in der Gegend vergraben seien und dass Sie, Riedel, oder Sie, Fleischer, uns bei der Suche helfen könnten.»

Das war natürlich eine List, um in Fleischer und Riedel den Eindruck hervorzurufen, sie seien von ihren Vorgesetzten «überfahren» worden. Staver meinte, falls die beiden etwas von dem Dokumentenversteck wüssten, würden sie glauben, sie müssten ihm entweder mitteilen, wo sich dieses Versteck befand, oder sie liefen Gefahr, eingesperrt zu werden, weil sie Nachrichten zurückhielten, die ihre Vorgesetzten den Amerikanern zugänglich machen wollten. Major Stavers Finte schien bei Riedel nicht die geringste Reaktion hervorzurufen. Staver erinnert sich jedoch, dass ein Ausdruck der Verwirrtheit auf Karl Otto Fleischers Gesicht trat, dass seine Stirn sich runzelte und ihm der Unterkiefer herabfiel. Er erwiderte jedoch kein Wort. Staver, der sich nicht

anmerken lassen wollte, wie brennend er an den Dokumenten interessiert sei, riet den beiden Deutschen, sehr sorgfältig über das, was er gesagt hatte, nachzudenken und ihn am nächsten Morgen um elf in Bleicherode zu erwarten.

Abermals um nicht übermässig besorgt zu wirken, kam Staver am nächsten Tag absichtlich zu spät nach Bleicherode. Riedel war da, Fleischer jedoch nicht. Das beunruhigte Staver, bis Riedel ihm berichtete, dass Fleischer in dem nahen Dorf Haynrode warte und Staver «eine sehr wichtige Nachricht» mitzuteilen habe.

Staver und Riedel fuhren nach Haynrode und hielten vor dem Gasthaus zu den Drei Linden. Riedel, ein grosser blonder Extravertierter und, wie die meisten Peenemünder Ingenieure, noch nicht 35, lief in das Gasthaus und fragte die Wirtin, ob Herr Fleischer eine Nachricht für ihn hinterlassen habe. Die Wirtin gab ihm die Nachricht; Riedel las sie und bat Major Staver, ihm zu folgen. Sie gingen eine schmale Allee zum Dorfrand hinauf, wo der Geistliche wohnte. Dieser sprach ausgezeichnet englisch und sagte, Herr Fleischer befinde sich bei ihm und er wolle ihn rufen lassen.

Fleischer kam herunter. Er sah hohlwangig aus, als ob er die ganze Nacht nicht geschlafen hätte. Fleischer bat den Geistlichen höflich, sie allein zu lassen, und führte Staver unter ein paar blühende Apfelbäume. Staver erinnert sich des fast unhörbaren, ein wenig bedrückten Tons, in dem Fleischer zugab, nicht ganz offen mit ihm gewesen zu sein. Er wisse ungefähr, wo die Peenemünder Dokumente versteckt seien, und er glaube, er sei der einzige in Nordhausen, der es wisse. Von Braun, Tessmann und Huzel wüssten auch, wo sie lägen, doch diese drei befänden sich eben 600 Kilometer entfernt in Garmisch. Fleischer habe sich allein nicht für befugt gehalten, das Versteck den Amerikanern zu offenbaren, doch wenn seine Vorgesetzten wünschten, dass er es tue, dann sehe er keine Notwendigkeit mehr, die Mitteilung zu verschweigen. Major Staver erklärte, dass dies tatsächlich der Fall sei.

Nun sprach Fleischer in lauterem, festerem Ton. Die Dokumente seien nicht in einem Kali-Bergwerk in Bleicherode eingemauert; dieser Schacht enthalte lediglich weniger wichtige Papiere über die Serienfertigung. Das Versteck der wesentlichen

Dokumente befände sich mindestens fünfzig Kilometer von hier entfernt in einem verlassenen Bergwerk, das Fleischer beschrieben worden sei. Das Bergwerk solle bei dem Dorf Doren liegen – natürlich war es Dörnten; es gab kein Dorf Doren, und diese geringe Verwechslung der Buchstaben zwang Fleischer später, fast einen ganzen Tag durch das Gebirge zu fahren, ehe er das Bergwerk Dörnten fand.

Fleischer bat Major Staver, die Suche am nächsten Tag mit Dr. Eberhard Rees durchführen zu dürfen. Gleichzeitig erklärte er, dass sie eher Erfolg haben werde, wenn kein amerikanischer Offizier daran teilnehme.

Staver musste rasch einen Entschluss fassen. Er wollte das Risiko auf sich nehmen, Fleischer und Rees zu vertrauen. Er versorgte sie mit Benzin und mit Ausweisen, dass sie in die Nachbarkreise reisen und auch nach acht Uhr abends fahren durften, obwohl für die Deutschen dann Ausgangsverbot bestand. Am nächsten Tag, dem 20. Mai, fragte sich Major Staver, ob er Fleischer und Rees wiedersehen werde, und fuhr mit Walter Riedel nach Lehesten, um dort die beiden Prüfstände zu besichtigen, auf denen Raketentriebwerke erprobt worden waren. Am nächsten Tag, mittags um halb zwei, kehrte Staver bei peitschendem Gewitterregen nach Bleicherode zurück, ging sofort zu Fleischers Wohnung und fand ihn auf der Chaiselongue liegen. Rees und er hätten, sagte Fleischer noch ganz erschöpft, die Dokumente gefunden.

Der Auftrag war jedoch nicht leicht durchzuführen gewesen. Als Fleischer und Rees an dem Bergwerk ankamen und Herrn Nebelung, den alten Verwalter, fanden, behauptete dieser steif und fest, es befände sich kein Material irgendwelcher Art in der Grube. Erst nach einstündigem Gespräch, in dem Fleischer immer wieder erklärte, dass er einer der Direktoren des deutschen Raketenprogramms sei und auf Befehl der Generale handle, die das Programm geleitet hätten, gab Nebelung nach und gestand, dass Anfang April drei Lastwagen zum Bergwerk gekommen seien und viele Tonnen von Kisten in einem kleinen Raum am Ende eines Nebenstollens versteckt hätten. Doch die Kisten wieder herauszubekommen, sei eine völlig andere Sache: der Stollen, der zu dem Raum führe, sei durch Dynamitsprengungen unzugänglich ge-

macht worden, und erst am Tag zuvor hatte Nebelung abermals etwa zehn Kubikmeter Fels in den Stolleneingang gesprengt, um ihn unsichtbar zu machen.

Fleischer konnte Nebelung dazu bereden, sofort mit den Aufräumarbeiten zu beginnen; er hatte ihm zugesagt, dass er gut für seine Hilfe bezahlt werden würde. Bergleute aus der Umgebung, die ohnehin arbeitslos waren, wurden zusammengeholt und in täglich drei Schichten eingesetzt; doch konnten immer nur zwei Mann je Schicht arbeiten, weil der Nebestollen so eng war. Ehe Fleischer mit Rees nach Bleicherode zurückgefahren war, hatte er Nebelung gesagt, es würden demnächst amerikanische Offiziere nach Dörnten kommen, um den Schluss der Aufräumarbeiten zu leiten und die Kisten abzuholen.

Major Staver zweifelte nicht mehr daran, dass nun die Suche nach den wichtigsten Dokumenten in ganz Deutschland vorüber sei. Dennoch gab es immer noch ernste Probleme im Zusammenhang mit diesem Fund. Es war der 21. Mai. Staver hatte erfahren, dass im Zug einer anderen Verschiebung der Zonengrenzen, so wie die Russen in Nordhausen, die Briten im Gebiet von Dörnten am 27. Mai an die Stelle der Amerikaner treten sollten. Damit blieben Major Staver nur sechs Tage für die Ausräumung des Stollens und den Abtransport der Dokumentenkisten, für den er erhebliche Lastwagenzuteilungen brauchte. Wenn er keinen Erfolg hatte, fielen alle diese Dokumente den Briten zu.

Major Staver verliess Fleischer und Rees, suchte Leutnant Hochmuth von der amerikanischen Waffentechnischen Abwehrgruppe Nr. 1 und beauftragte ihn, am nächsten Morgen mit Fleischer nach Dörnten zu fahren, um dort die Aufräumarbeiten zu beaufsichtigen. Weil zwischen Nordhausen und Paris keine Funk- oder Fernsprechverbindung bestand, entschloss sich Staver, zur Pariser Dienststelle der Heereswaffenabteilung zu fliegen, um die Männer und Zehntonner-Lkw zu erhalten, die er brauchte, um die Dokumentenkisten in ein Gebiet zu transportieren, das unter amerikanischer Besetzung bleiben würde. Am 22. Mai, drei Uhr morgens, weckte Staver Major William Bromley, seinen alten Studienkameraden aus Stanford, der ihm einen Jeep und einen Fahrer

zur Verfügung stellte, damit Staver zum nächsten Flugplatz, dem sechzig Kilometer entfernten Kassel, gelangte.

Als Staver bei Morgengrauen in Kassel eintraf, erfuhr er, dass an diesem Tag keine Passagier- oder Transportmaschine zum Pariser Flughafen Orly fliegen sollte. Doch ein Thunderbolt-Jäger war gerade im Begriff, nach Paris zu starten. Staver, der keinen schriftlichen Befehl besass, nach Paris zu reisen, bat den Piloten, ihn mitfliegen zu lassen. Der Pilot hatte nichts dagegen, einem Offizierskameraden nach Paris zu helfen, doch er erklärte, dass die Thunderbolt ein Einsitzer sei. Staver trat an das Flugzeug und sah, dass sich hinter dem Einzelsitz ein wenig Platz befand. Er erwiderte dem Piloten, sein Flug nach Paris sei so dringend, dass er bereit sei, für diese zwei Stunden huckepack zu reiten. Der Pilot dachte einige Augenblick über das ungewöhnliche Verlangen nach und sagte dann, da der Krieg vorüber sei, könne wohl niemand etwas dagegen haben, wenn er einen Kameraden auf diese Weise mit nach Paris nehme.

Die Thunderbolt, in der Staver hinter dem Piloten halb sass, halb stand und ihm manchmal über den Schultern hing, setzte in Kassel ab und flog in Höhe der Baumwipfel, weil die Wolkendecke so niedrig lag. Sie erreichte Paris-Orly gegen zehn Uhr morgens, und von dort liess sich Staver in einem Heeres-Jeep bis zu den Champs-Élysées und zur Dienststelle der Heereswaffenabteilung mitnehmen. Er ging zu Oberst Joel Holmes, dem Chef der technischen Gruppe, der einmal in Stanford Stavers Offiziersausbilder gewesen war, und berichtete ihm, dass die Dokumente gefunden seien. Es wurden Vorkehrungen getroffen, dass Staver zwei Zehntonner-Sattelschlepper nach Nordhausen nachgeschickt wurden. Doch das war nicht das einzige gewesen, weshalb Staver nach Paris geflogen war. Zur Unterstützung seines Berichts, den er bereits aus Nordhausen geschickt hatte, empfahl er Oberst Holmes eindringlich, mindestens einen Teil des Peenemünder Personals in die Vereinigten Staaten zu schicken. Um diesen Vorschlag von der militärischen Seite her verlockender zu machen, übertrieb er die Hilfe, die die Flakrakete *Wasserfall* im Krieg gegen Japan leisten könne.

«In Ordnung, Bob», erwiderte Oberst Holmes. «Es ist unge-

wöhnlich, aber es erscheint mir vernünftig. Schreib das Kabel, ich werde es abzeichnen.»

Noch am gleichen Tag, dem 22. Mai 1945, ging ein Kabelgramm mit der Bezeichnung «Geheim» von Oberst Holmes in Paris an Oberst Trichel im Pentagon, Washington:

Habe in Gewahrsam über 400 Spitzenpersonal Forschung Entwicklung Peenemünde. Konstruierten V 2. Letzte Entwicklung namens Wasserfall, 3'000 kg Flak-Rakete... Glaube, diese Entwicklung wäre wichtig für Pazifischen Krieg. Die Forschungsdirektoren glauben, dass ihre Gruppe, wenn in die USA gebracht, nach einem Monat Anpassung und Neuorganisation und drei Monaten fleissiger Arbeit sämtliche Zeichnungen Wasserfall wiederherstellen könnten. Forschungsdirektoren und Mitarbeiter erkennen Unmöglichkeit einer Fortsetzung der Raketenentwicklung in Deutschland. Die meisten sind unter 35 und kennen keine andere Arbeit. Sie sind interessiert, ihre Forschung in jedem andern Land fortzusetzen, das ihnen die Möglichkeit gibt, vorzugsweise USA, zweitens England, drittens Frankreich. ... Denkweise der wissenschaftlichen Direktoren dieser Gruppe der in USA um 25 Jahre voraus... Haben Entwicklung A 10 begonnen, soll Schub von 100'000 kg haben. Spätere Entwicklung dieser Rakete soll Reichweite von Europa nach USA erlauben.

Empfehle unverzüglich 100 der allerbesten Männer dieser Forschungsorganisation nach USA zu befördern zwecks Rekonstruktion vollständiger Zeichnungen Wasserfall. Empfehle ausserdem Transport sämtlicher Materialzeichnungen und Dokumente, die dieser Gruppe gehören, um ihre Arbeit in den USA zu erleichtern.

Unverzügliches Handeln empfohlen, um Verlust der ganzen oder eines Teils dieser Gruppe an andere interessierte Stellen zu verhindern... Baldmöglichste Erwidern dringend erbeten¹.

Als das Kabel abgesandt war, flog Major Staver am nächsten Morgen, dem 23. Mai, nach Deutschland zurück und setzte sich mit dem Waffenoffizier der Neunten Armee, Oberst Warner in Braunschweig, in Verbindung. Oberst Warner fuhr mit Staver zum Bergwerk Dörnten und umstellte es Tag und Nacht mit einer Wa-

che der 83. Division. Staver besichtigte das Bergwerk und sah, dass der Stollen noch nicht geräumt war, obwohl die Briten das Gebiet endgültig in vier Tagen übernehmen sollten. Staver erfuhr von Leutnant Hochmuth, warum er und Fleischer in der Beendigung der Räumungsarbeiten aufgehalten worden waren, und die Erklärung liess Staver die Vollendung des Unternehmens nur noch dringlicher erscheinen.

Zwei Tage zuvor war eine Gruppe britischer Offiziere und Soldaten erschienen, die offenbar nach versteckten deutschen Feuerwaffen suchten. Leutnant Hochmuth, der in Arbeitskleidung war und etwas Deutsch sprach, und Fleischer taten, als ob sie Geologen wären und unterhielten sich deutsch. Den deutschen Bergleuten wurde befohlen, aufzuhören, wo sie gruben, und Erzproben zu suchen. Während die britische Gruppe zusah, wurden tatsächlich Muster von wenig ergiebigem Eisenerz zum Abtransport in Kisten verpackt. Die eigentliche Arbeit, die Freilegung des Weges zu den Dokumenten, musste während des ganzen Tages eingestellt werden, bis die Briten endlich überzeugt waren, dass in dem Gebiet keine Feuerwaffen versteckt waren, und abfuhrten.

Major Staver ordnete nun an, dass die Räumungsarbeit in dem Stollen beschleunigt werden solle. Bis Samstag, dem 26. Mai – am nächsten Tag um zehn Uhr morgens sollten die Briten Dörnten übernehmen –, war der Stollen geräumt und die Kisten auf Flachwagen aus dem Bergwerk herausgefahren. Sie standen vor dem Stolleneingang aufgestapelt und warteten darauf, auf Lastwagen verladen und abgefahren zu werden, als Staver feststellte, dass die Zehntonner, die ihm in Paris zugesagt worden waren, Nordhausen noch nicht erreicht hatten. Staver rief rasch Oberstleutnant Wood, Oberst Warners Stellvertreter an, der das 71. Waffenbataillon in Nordhausen beauftragte, sechs Zweieinhalbtonner für Stavers Zwecke zur Verfügung zu stellen.

Am Morgen der britischen Übernahme um sechs Uhr führten Staver und Major Bromley den Konvoi von sechs Lastwagen durch den Harz nach Dörnten. Sie kamen vor dem Bergwerk an, beaufsichtigten die eilige Verladung der Kisten auf die Wagen und fuhren zurück in das amerikanisch besetzte Gebiet, das sie ge-

rade erreichten, als die Briten begannen, ihre Strassensperren aufzurichten.

Die vierzehn Tonnen wiederbeschaffter Dokumente wurden fünf Tage lang in Nordhausen gelagert, bis die zwei Zehntonner endlich eintrafen. Von bewaffnetem Begleitpersonal in zwei Jeeps eskortiert, wurden die Dokumente nach Paris befördert und von dort zum Auswertungszentrum für ausländische Dokumente auf dem Versuchsgelände Aberdeen im Staat Maryland verschickt. Abermals waren die Briten, die die V 2 viel genauer verfolgt hatten als die Amerikaner und die Russen, seit die Geheimwaffenuntersuchungen begonnen hatten, in dem Nachkriegswettlauf um die V-2-Geheimnisse überrundet worden. Die Amerikaner konnten jetzt uneingeschränkt über hundert V-1-Raketen und sämtliche wichtigen V-1-Dokumente verfügen. Doch eine Seite des V-2-Dreiecks hatten die Amerikaner noch nicht völlig in Besitz nehmen können: die deutschen Raketenfachleute selbst. Wenn auch all diese Männer und ihre Familien in Gebieten unter amerikanischer Besetzung lebten, so hatten die Amerikaner doch noch immer keinen Plan verwirklicht, sie aus Deutschland heraus und in die Vereinigten Staaten zu bringen. Und solange die Peenemünder in Deutschland blieben, würde die britische Abwehr energisch daraufhin arbeiten, sie den Amerikanern wegzunehmen und sich ihrer Dienste für das Vereinigte Königreich Grossbritannien zu versichern.

Auch die sowjetische Abwehr hatte die deutschen Raketenfachleute als vordringliches Ziel eingestuft. Die sowjetischen Bemühungen, die bereits im Mai 1945 begannen, sollten sich als erfolgreicher erweisen als die der Briten und ein Ergebnis bringen, das die Welt in Staunen versetzte.

14 Exodus

Eine Vorausabteilung von sowjetischen Offizieren war am 26. Mai 1945, am Tag, bevor Major Staver die V-2-Dokumente aus Dörnten abtransportiert hatte, und fünf Tage, bevor die letzte Güterzugladung von V-2-Bestandteilen von den Majoren Bromley und Hamill nach Antwerpen abgesandt worden war, in Nordhausen angekommen. Die Russen wollten das Mittelwerk besichtigen.

Es bestand keine Möglichkeit für die Amerikaner, der russischen Gruppe Ausweise für das Passieren des Sicherheitsgürtels zu verweigern, den die 5. Panzerdivision um die Stollen der V-2-Fabrik gezogen hatte. Die Sowjets waren Verbündete, – sie hatten der britisch-amerikanischen Gruppe des *Crossbow*-Ausschusses gestattet, das Versuchsgelände Blizna in Polen zu besichtigen, nachdem die Rote Armee es im September 1944 genommen hatte; und ausserdem sollten sie ohnehin in Kürze das Gebiet besetzen, in dem das Mittelwerk lag.

Die Nachricht von dem baldigen Eintreffen der Inspektionsgruppe bestärkte Major Staver in seiner Überzeugung, dass die Sowjets stark an der V z interessiert seien und dass dieses Interesse auch den deutschen Raketenfachleuten galt. Staver hatte erfahren, dass sich die Russen häufig über Rundfunk an alle wandten, die früher mit Peenemünde verbunden gewesen waren, und ihnen rieten, nach Dresden zu fahren und dort mit einem Dr. de Pinsky zu sprechen, der eine deutsche Gruppe zusammenstelle, die in Deutschland selbst weitere Raketenforschung betreiben solle. Die gebotenen Arbeitsbedingungen und das Gehalt mussten in einem Land, wo Arbeitslosigkeit, Hunger und das blosse Überleben die Hauptprobleme waren, überaus anziehend erscheinen. Als Staver auf der Suche nach versteckten Raketenrüstungsteilen bis zur Elbe hinübergefahren war, hatte es ihn überrascht, auf dem Flussufer der Roten Armee Lautsprecher plärren zu hören, die die deutschen Raketenfachleute aufforderten, sie sollten von der amerikanischen Seite herüberkommen und gutbezahlte Stellungen anneh-

men. Wernher von Braun und Ernst Steinhoff wurde eine Gratifikation von je 50'000 Reichsmark angeboten.

Von Braun, Steinhoff, Dornberger und viele von den anderen wichtigen Männern befanden sich allerdings noch in amerikanischem Gewahrsam in Garmisch. Die Schwierigkeit war nur die, dass Kammler sie ohne ihre Angehörigen in die Alpen geschickt hatte, während die Familien in dem Gebiet in Mitteldeutschland blieben, das bald an die Sowjets abgetreten werden sollte. Ausserdem waren viele der wichtigen Mitarbeiter, wie Walter Riedel und Eberhard Rees, nicht in die Alpen gefahren. Wenn die amerikanischen Behörden nicht rasch handelten, würden die Russen, wie es Major Staver klarwurde, Männer wie Riedel, Rees und Karl Otto Fleischer, einige 4'000 Techniker, die in Nordhausen geblieben waren, mit ihren Angehörigen und die Familien der 500 Raketenfachleute, die nach Bayern ausgewichen waren, festnehmen. Staver wusste, dass es nahezu unmöglich wäre, die Männer in Garmisch zu veranlassen, Stellungen in den Vereinigten Staaten anzunehmen, falls ihre Familien von der sowjetischen Geheimpolizei festgehalten würden. Doch Staver besass nicht die Vollmachten, um einen Massenauszug von Deutschen aus der zukünftigen sowjetisch besetzten Zone anzuordnen.

Am Abend des 27. Mai erhielt Staver jedoch, nachdem er den Abtransport der V-2-Dokumente aus Dörnten veranlasst hatte, die Durchschrift eines Fernspruchs aus Paris, der vor zwei Tagen in Fulda, 120 Kilometer südwestlich von Nordhausen, eingegangen war. Der Fernspruch kam von Oberst Holger Toftoy und teilte Major Staver Folgendes mit: «Sowohl Paris als auch Washington arbeiten an dem Problem, die deutschen Techniker und ihre Familien zu evakuieren. In der Zwischenzeit ist es erforderlich, dass Sie die deutschen Techniker und ihre Familien in ein Gebiet unter amerikanischer Besetzung bringen.»

Major Staver fasste diesen Fernspruch als einstweilige Billigung des Kabels auf, in dem er die Evakuierung von hundert Peenemünder Spezialisten in die Vereinigten Staaten empfohlen hatte; dieses Kabel war von Oberst Holmes am 22. Mai unterschrieben und an die Heereswaffenabteilung im Pentagon gesandt

worden. Tatsächlich wurden, was die Frontoffiziere in Deutschland nicht wissen konnten, im Kriegsministerium Erörterungen auf höchster Ebene über die künftige Verwendung deutscher Wissenschaftler angestellt. Diese geheimen Gespräche führten schliesslich zu einem einzigartigen Projekt, das den Decknamen *Overcast* erhielt; darin waren nicht nur Raketenfachleute, sondern Tausende von deutschen Wissenschaftlern zusammengefasst, die für alle Teile der amerikanischen Streitkräfte von Interesse sein konnten. Doch am 27. Mai 1945 war die endgültige Genehmigung, Deutsche im Rahmen des Unternehmens *Overcast* in die Vereinigten Staaten zu bringen, noch nicht erteilt worden. Das Kriegsministerium wünschte jedoch, dass gewisse deutsche Wissenschaftler aus der künftigen sowjetischen Zone evakuiert wurden, während die komplizierten Einzelheiten des Unternehmens *Overcast* ausgearbeitet wurden.

Den Politikern in Washington mochte diese Entscheidung der Evakuierung als ein logischer und einfacher Schritt erschienen sein. Doch Major Staver stellte die praktische Durchführung dieser Entscheidung vor ungeheure Probleme. Obwohl mehrere Ingenieure, die er vernommen hatte, ihr Interesse daran äusserten, ihre Arbeit in den Vereinigten Staaten fortzusetzen, wusste Staver doch nicht genau, ob die Mehrzahl von ihnen bereit wäre, mit ihren Familien binnen kürzester Frist und ohne feste Zusage der Amerikaner, dass sie später tatsächlich angestellt würden, in ein anderes Gebiet zu ziehen. Etwa 4'000 Menschen und ihr Eigentum zusammenzuholen und bis zum 1. Juni – in weniger als einer Woche – aus der künftigen Sowjetzone herauszutransportieren würde nahezu unmöglich sein. Staver wusste, dass er von Glück reden könnte, falls es ihm gelänge, ein paar Dutzend von den wichtigsten Fachleuten bis zu diesem Termin herauszubekommen. Doch setzte er seine winzige Organisation unverzüglich an die Arbeit, um zu erreichen, was er konnte.

In der Atmosphäre vom Mai 1945, als der Kalte Krieg noch nicht begonnen hatte und die Deutschen als nationalsozialistische Feinde betrachtet wurden, hielten nicht alle amerikanischen Offiziere, mit denen Staver Zusammenarbeiten musste, das Evakuierungsprojekt für wichtig oder auch nur wünschenswert. Ein hoher

Waffenoffizier, der Staver erhebliche Unterstützung hätte leisten können, erklärte ihm sogar schroff: «Mich kümmert es nicht, wenn die Russen all diese Krauts * kriegen. Ich sage nur, Gott sei Dank, dass wir sie los sind.» Ein anderer Offizier, den Staver davon überzeugen wollte, dass die Vorstellungen der Peenemünder Gruppe zu Interkontinental-Raketengeschossen und zur Welt- raumforschung führen könne, erwiderte, er solle «nichts auf dieses phantastische Geprahle» geben.

Die Evakuierung wurde trotzdem unternommen. Eine wert- volle Atempause wurde ihr gegönnt, als die Rote Armee am 1. Juni doch noch nicht in Thüringen einrückte, wie man allgemein erwartet hatte. Der Aufschub währte jedoch nur kurze Zeit, da die Russen nun offiziell am 21. Juni eintreffen sollten, «Die verhäng- nisvolle Entscheidung», wie Winston Churchill die Art und Weise nannte, in der das besiegte Deutschland unter den Alliierten aufgeteilt wurde, war im Februar 1945 auf der Konferenz von Yalta getroffen worden. Churchill, Roosevelt und Stalin hatten sich über die Besatzungszonen geeinigt, doch stimmten, als das Dritte Reich kapitulierte, die Stellungen der alliierten Armeen nicht mit diesen Zonen überein. Die Amerikaner waren bis zur Elbe vorgestossen und hatten grosse Gebiete von Sachsen und Thüringen besetzt, die den Russen zugesprochen worden waren. Churchill vertrat energisch die Ansicht, dass sich die Amerikaner nicht mit unnützer Hast aus dem Herzen Deutschlands zurückzu- ziehen brauchten, sondern ihren Abzug mindestens bis zur Pots- damer Konferenz im Juli hinausschieben sollten; dann würden ei- nige unangenehme Probleme, die sich der Sowjetunion gegenüber ergeben hatten, geregelt sein.

Präsident Truman, der mit der Festlegung der Zonen in Yalta nichts zu tun gehabt hatte, schloss sich jedoch Churchills Ansicht nicht an. Seine Berater hatten ihm erklärt, die Beziehungen zu Stalin würden belastet, wenn man den Abzug bis nach der Pots- damer Konferenz verschöbe. Deshalb benachrichtigte Truman den Sowjetmarschall, dass die amerikanischen Truppen vom 21.

* Mit «Kraut» (d.h. Sauerkrautesser) bezeichneten die amerikanischen Solda- ten die Deutschen. A. d. U.

Juni an in die für sie vorgesehenen Gebiete zurückmarschieren würden.

«Dies», schrieb Churchill später, «war wie das Glockenläuten einer bösen Vorahnung in meiner Brust¹.» Bei Major Staver und den anderen Waffenoffizieren, die mit der Durchführung des Evakuierungsprojekts beauftragt worden waren, hatte diese Entscheidung genau die gleiche Wirkung, wenn sie ihre Gefühle auch nicht mit Churchill'schen Ausdrücken beschrieben.

Einer der ersten Schritte, die Staver unternahm, um die Evakuierung zu organisieren, war die Forderung, dass von Braun und die Peenemünder Abteilungsleiter von Garmisch nach Nordhausen geflogen würden. Am 8. Juni trafen Ernst Steinhoff und Martin Schilling ein. Staver bat diese beiden – wie auch Rees und Riedel – ihm, ohne ihre Schätzungen miteinander abzustimmen, anzugeben, wieviel Menschen entscheidend wichtig für die künftige Forschung seien und ihre Namen zu nennen. Die Zahlen lagen zwischen 350 und 750.

Mit diesen Zahlen und Namen in der Hand forderte Staver die vier Deutschen auf, die ihm unterstellten Offiziere beim Auffinden und Evakuieren der wichtigsten dieser 4'000 Menschen zu unterstützen, die in Thüringen verstreut wohnten. Zu jener Zeit konnte man den deutschen Raketenpezialisten noch keine Verträge für die Arbeit in den Vereinigten Staaten anbieten. Die einzige Sicherheit, die Major Staver und seine Untergebenen den Deutschen geben konnten, war die, dass sie das Gebiet verlassen durften, das in Kürze der russischen Zone zugeschlagen werden sollte, und dass sie in einen Ort in der amerikanischen Zone befördert, dort untergebracht und gepflegt werden würden.

Leutnant George Gross von Stavers Gruppe, der eng mit Dr. Ernst Steinhoff zusammenarbeitete, um das Raketenpersonal aufzufinden und in einen zentral gelegenen Auffangraum zu bringen, bemerkte später: «Was mich am meisten ärgerte, war eine Frage, die immer wieder von den deutschen Wissenschaftlern und Ingenieuren gestellt wurde: ‚Welche Behandlung können wir von den Vereinigten Staaten, verglichen mit den Angeboten der Russen, für unsere Mitarbeit erwarten?‘ Die Russen suchten sie, wie die Deutschen sagten, mit Häusern, Forschungsmöglichkeiten und be-

sonderen Rücksichten zu ködern, damit sie ihre Raketenentwicklung fortsetzen konnten. Wir hatten keinen solchen Köder, und es wurde äusserst schwierig, mit Leuten von so hohem Niveau zu verhandeln und sie für etwas zu verpflichten, wofür man ihnen nicht die geringste Versprechung machen konnte; Drohungen schienen nicht der rechte Weg zu sein. Die grösste Hilfe dabei kam von den deutschen Wissenschaftlern selbst, die sich den Amerikanern näher fühlten...»

Wernher von Braun, der inzwischen zu der Ansicht gelangt war, die Amerikaner würden sich positiv zu seinem Vorschlag, die Peenemünder Arbeit in den Vereinigten Staaten fortzusetzen, äussern, erwies sich als entscheidende Hilfe für das Auffinden der Raketenleute in Thüringen; er überredete sie, in die amerikanische Zone zu ziehen.

Am 19. Juni, zwei Tage vor dem offiziellen Datum der sowjetischen Übernahme, trafen Staver und Oberstleutnant R. L. Williams, ein Offizier, der kürzlich von der Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung zu den Raketenuntersuchungen abkommandiert worden war, in Garmisch ein und nahmen Dr. Richard Porter, von Braun und dessen letzte Abteilungsleiter in Jeeps mit nach München. Von dort flogen alle nach Nordhausen.

Diese eilige Verlegung von Bayern nach Thüringen war nötig geworden, um alle wichtigen Peenemünder Ingenieure und ihre Familien aufzufinden und sie, ehe die Sowjets nach Thüringen kamen, in das amerikanische Besatzungsgebiet zu befördern. Denn mittlerweile hatte Oberst Trichel gefordert, dass Porter an der Auswahl des in die Vereinigten Staaten zu bringenden V-2-Personals mitwirke. Die Auswahl sollten Staver und Porter in Nordhausen gemeinsam mit von Braun und seinen Abteilungsleitern treffen. Und dafür mussten zunächst die wichtigsten Männer und ihre Angehörigen in den Westen evakuiert werden.

Kaum war Porter in Nordhausen eingetroffen, wo Staver zwei Wochen früher mit der Auswahl des V-2-Personals begonnen hatte, als er entdeckte, dass der Transport ein Problem bot. Obwohl Porter Zivilist war, begleitete er die Waffenoffiziere in alle Dienststellen und bat und bettelte dort mit ihnen gemeinsam

um alles, was nur Räder hatte: Jeeps, Sattelschlepper, Lastwagen. Einige dreihundert Fahrzeuge wurden aufgetrieben und ausgesandt, jedes – wie Porter bemerkte – «mit einem Deutschen neben dem Fahrer, der die Leute, die gesucht wurden, persönlich kannte und der ihnen die Situation auseinandersetzen und sie auffordern sollte mitzukommen. Das ging 24 Stunden, aber jede Familie hatte nur etwa eine Viertelstunde Zeit, sich zu entscheiden und einzupacken, was sie tragen konnte. Die meisten kamen sehr bereitwillig.»

Die Raketenleute und ihre Familien wurden allmählich zusammengeholt und in einem Auffanglager in der Nähe des Bahnhofs Nordhausen untergebracht. Die letzten der Deutschen trafen dort am Mittag des 20. Juli ein, also 24 Stunden bevor die Rote Armee kommen sollte. Leutnant Gross sah Güter- und Personenwagen auf einem Abstellgleis, aber keine Spur von einer Lokomotive. «Die Deutschen waren besorgt», sagte Gross später, «und ich war dem Irrsinn nahe, als wir da am Bahnhof warteten. Jedesmal, wenn ein Deutscher Russki sagte, sprang ich drei Meter hoch.»

Gross war schon drauf und dran, auf den Schienentransport zu verzichten und die Deutschen zu einem improvisierten Konvoi mit Pkw und Lkw umzuleiten, als die Lok endlich kam. Über tausend Deutsche stiegen eilends in fünfzig Eisenbahnwagen, und der Zug brauste aus dem Bahnhof von Nordhausen heraus, – er erreichte schliesslich Witzenhausen an der Werra, eine Kleinstadt in der amerikanischen Zone, sechzig Kilometer im Südwesten.

Am Bahnhof Nordhausen oder im Zug gab es keine bewaffneten Posten, weil sie nicht nötig waren. Das V-2-Personal war glücklich, den nahenden Russen entkommen zu sein. Tatsächlich war das einzige Problem, das sich in diesem Schlusstadium der Evakuierung ergab, der Zustrom von Mengen von Flüchtlingen aus Osteuropa und von deutschen Zivilisten, die nichts mit dem Raketenprogramm zu tun hatten, nun aber versuchten, sich einen Platz in den Eisenbahnwagen zu erkämpfen, ehe der Zug in die amerikanische Zone fuhr. Diese Menschen mussten von bewaffneten amerikanischen Soldaten daran gehindert werden, den ohnehin schon überfüllten Zug zu besteigen.

Doch mit der Abfahrt des Zuges waren die Probleme von Porter und Major Staver keineswegs beendet. Bei dem Dörntener Unternehmen waren nicht alle Peenemünder Dokumente sichergestellt worden. Ehe General Dornberger in die Alpen fuhr, hatte er seine eigenen Papiere in der Nähe von Bad Sachsa versteckt. Sie stellten eine Beute dar, die man den Russen nicht überlassen konnte.

Porter organisierte eine Suchexpedition, doch zwölf Stunden, bevor die Russen kommen sollten, waren Dornbergers Dokumente immer noch nicht gefunden, vor allem weil die Suchenden keine deutsche Landkarte in grossem Massstab in Händen hatten. In ihrer Verzweiflung fuhren Porter und Major Staver neunzig Kilometer von Nordhausen zum Stab des Pionierregiments 332 in Kassel. Sie hofften, dass die Pioniere eine brauchbare Karte besaßen, doch das war nicht der Fall. Schliesslich überredeten Porter und Staver den stellvertretenden Regimentskommandeur, eine kleine Suchgruppe auszuschicken.

Sergeant Joseph Schwartz aus Cleveland, Ohio, und drei Soldaten verliessen Kassel in einem kleinen Lastwagen. Sie nahmen Schaufeln, Spaten, eine Picke und ein Minensuchgerät mit. Sergeant Schwartz trieb eine Landkarte im grossen Massstab in einem Büro der deutschen Forstverwaltung auf und benutzte sie, um die ungefähre Lage von Dornbergers Papieren festzustellen, die sich in fünf Kisten befanden. Dann benutzte Schwartz das Minensuchgerät und entdeckte auch die Kisten selbst. Sie waren zwar aus Holz, aber mit Blech ausgeschlagen, und das genügte, um das Minengerät ansprechen zu lassen. Der Sergeant und seine Männer gruben die Kisten aus, die insgesamt 250 Pfund wogen, luden sie in den Lkw und fuhren zurück nach Kassel in die amerikanische Zone.

So schien es am 21. Juni 1945, dass die Amerikaner nahezu die gesamte V-2-Kriegsbeute und damit für den Aufbau eines Fernraketenprogramms nach dem Krieg einen uneinholbaren Vorsprung vor ihren sowjetischen und britischen Alliierten gewonnen hatten. Das Heer der Vereinigten Staaten hatte sämtliche Originale der wichtigsten Peenemünder Dokumente, einhundert V-2-Raketen und alle führenden deutschen Raketenfachleute in der Hand. Trotzdem hatte die sowjetische Abwehr den Wettlauf

um die V-2-Geheimnisse nicht völlig verloren.

Infolge des amerikanischen Rückzugs sollten die Russen in Besitz des Mittelwerks, der Brennkammer-Prüfstände in Lehesten und der ausgedehnten Forschungseinrichtungen in Bleicherode, Sondershausen und Klein-Bodungen gelangen. Und wenn die Amerikaner auch die führenden Raketenleute aus Nordhausen evakuiert hatten, konnten sie doch nicht das ganze Peenemünder Personal mitnehmen, weil es an Zeit und Möglichkeiten dazu fehlte. Einige 3'000 Techniker und ihre Familien waren zurückgelassen worden. Diese Männer waren zwar nicht in der Lage, selbst schöpferisch Raketen weiterzuentwickeln, aber sie konnten doch die vorhandenen Anlagen in Betrieb halten.

Am 26. April 1945 war der Befehl 1067 der Vereinigten Stabschefs an General Eisenhower ausgegeben worden, in dem er angewiesen wurde, «Berichte, Pläne, Bücher, Dokumente, Papiere, Akten und wissenschaftliche, industrielle und andere Informationen und Daten, die... deutschen Organisationen gehören, die sich mit militärischer Forschung beschäftigen, vor der Zerstörung zu bewahren und in Gewahrsam zu nehmen»². Und am 5. Juni 1945 hatte Eisenhower den Erlass des Europäischen Beratungsausschusses unterschrieben, der unter anderem forderte, dass deutsche militärische Forschungseinrichtungen «intakt und in gutem Zustand zur Verfügung alliierter Vertreter für solche Zwecke bereitgehalten werden sollten, die diese vorschreiben».

Ehe Porter Nordhausen verliess, warf er einen letzten langen Blick auf die Raketenanlagen, die die Amerikaner gemäss dem eben genannten Befehl 1067 und dem Erlass des Europäischen Beratungsausschusses den einrückenden Russen intakt hinterliessen. 17 Jahre später sollte er sagen: «Ich wollte die ganze Fabrik in Nordhausen sprengen, bevor wir abrückten, aber... ich konnte es auf legale Weise nicht tun. Damals hatte ich Angst, es ‚inoffiziell‘ zu tun, und das habe ich seither stets bedauert.»

15 Operation Overcast (Düster)

Die Einheiten der Roten Armee, die den abziehenden Amerikanern * auf dem Fuss folgten, wurden von technischen Spezialisten aus Malenkows Sonderausschuss begleitet; diese Fachleute waren angenehm überrascht von dem, was sie im Mittelwerk und den Raketenwerkstätten in der Umgebung vorfanden.

Im Gegensatz zu Peenemünde, das von britischen und amerikanischen Luftangriffen und deutscher Vernichtung zerstört worden war, war das Mittelwerk, das sechzig Meter tief unter der Erde lag, unbeschädigt. Die unterirdische Fabrik war fast in ebenso gutem, betriebsbereitem Zustand wie zu der Zeit, als SS-Obergruppenführer Kammlers Zwangsarbeiter monatlich 600 V-2-Raketen in ihrem Tunnelgewirr produzierten. Die Amerikaner hatten Bestandteile für einhundert Raketen, die Briten und Franzosen für einige weitere entnommen, doch die Russen entdeckten Teile und Teilmontagen, die für den Zusammenbau von Hunderten von V-2-Raketen benutzt werden konnten. Die sowjetische Technikergruppe übernahm ausserdem Tausende von Werkzeugmaschinen für die Raketenfertigung, und wenn sie auch nicht die Originale der V-2-Pläne fand, so doch einige Kopien, darunter Konstruktionszeichnungen für die geplante Interkontinentalrakete A 9/10.

Man wird sich erinnern, dass Konstantin Ziolkowskij, ein rus-

* Die amerikanische Armee rückte übrigens nicht zu dem vorher geplanten Termin, dem 21. Juni 1945, ab, sondern erst am 1. Juli. Der Abzug sollte mit dem Einmarsch von anglo-amerikanischen Truppen im russisch besetzten Berlin zusammenfallen, und Stalin hatte es nicht eilig, diesen Einmarsch stattfinden zu lassen. Stalin teilte Churchill und Truman mit, dass Marschall Schukow und andere sowjetische Frontbefehlshaber zu einer Sitzung des Obersten Sowjet und einer grossen für den 24. Juni festgesetzten Parade in Moskau sein müssten. Da diese Befehlshaber frühestens am 28. Juni nach Deutschland zurückkehren könnten, wurde der 1. Juli als günstigeres Datum für den Einmarsch britischer und amerikanischer Truppen in Berlin und für ihren Rückzug aus den vorgesehenen mitteldeutschen Gebieten vorgeschlagen.

sischer Schullehrer, bereits im Jahr 1903 Theorien über Raketen und Raumfahrt veröffentlicht hatte und als einer der drei grossen Pioniere des modernen Raketenwesens betrachtet wurde – neben dem Amerikaner Robert Goddard und dem Deutschen Hermann Oberth. Die Rote Armee hatte während der gesamten zwanziger und dreissiger Jahre Experimente mit Raketen durchgeführt. Doch trotz dieser Versuche und Ziolkowskijs Pionierleistung hatte die Sowjetunion bis zum Schluss des Zweiten Weltkriegs tatsächlich nichts Fortschrittlicheres entwickelt als kleine Pulverraketen, die auf Sturmowik-Flugzeugen montiert waren, und die Katjuscha *, Raketenbatterien auf Studebaker-Lastwagen, die mit schrecklicher, panikerregender Wirkung in die deutsche Infanterie schossen. In Nordhausen erhielten die Russen plötzlich die erste und einzige Fernrakete der Welt und Tausende von Männern, die wussten, wie man sie konstruierte und fertigte.

Britische und amerikanische Abwehragenten beobachteten, was die Sowjets mit diesem Glückstreffer taten, und stellten fest, dass nichts von der sperrigen Ausrüstung nach Russland verladen wurde. Doch die Abwehragenten bemerkten auch, dass die sowjetische Geheimpolizei frühere Angestellte der Elektromechanischen Werke zusammenholten, soweit sie nicht in die amerikanische Zone evakuiert worden waren, und sie veranlassten, wieder an die Arbeit zu gehen. In der Mehrzahl der Fälle war keine Gewalt nötig. Ein Techniker in dem Deutschland von 1945 musste entweder mit ansehen, wie seine Familie hungerte, oder er versuchte, sich mit Radio-, Fahrrad- und Autoreparaturen über Wasser zu halten, oder er kehrte zu der Arbeit zurück, die er am besten verstand. Die Russen boten Arbeit zu gutem Lohn mit vielen Sondervorrechten, und nichts wies darauf hin, dass sie jemand zwingen wollten, Deutschland zu verlassen und in der Sowjetunion zu arbeiten.

Noch im Juli 1945 konnte der amerikanische Nachrichtendienst kein klares Bild von den sowjetischen Absichten im Hinblick auf das streng bewachte Mittelwerk entdecken. Der Nach-

* Katjuscha = Kätchen. Die deutschen Soldaten nannten sie «Stalin-Orgel». A. d. U.

richtendienst wusste jedoch, dass es den Russen an einem entscheidenden Element für die völlige Ausbeutung des Glücksfalls Nordhausen fehlte. In ihrer Zone hatten die Sowjets zwar Tausende von Ingenieuren, Gruppenführern und Fertigungstechnikern zur Verfügung. Doch die führenden Persönlichkeiten des deutschen Raketenprogramms, die einzigen Männer, die die schöpferische Fähigkeit besaßen, umfangreiche künftige Entwicklungen auszuführen, hielten die Amerikaner in Witzenhausen und Eschwege in Gewahrsam.

Aber die günstige amerikanische Position hatte verletzbare Stellen. Sowjetische Agenten machten jedem, der in Peenemünde gearbeitet hatte, verlockende Angebote. Solange von Braun, Dornberger, Kurt Debus, Helmut Gröttrup, Eberhard Rees, Ernst Steinhoff und die andern führenden Raketenfachleute noch nicht in die Vereinigten Staaten befördert worden waren, hatte die sowjetische Abwehr Gelegenheit, einige von ihnen nach Nordhausen zurückzulocken. Es lag auf der Hand, dass die Raketenspezialisten nicht ewig in der amerikanischen Zone bleiben würden, wenn sie keine festen Zusicherungen für ihre Zukunft erhielten. Als die Wochen verstrichen, wurde es zu einer zwingenden Notwendigkeit, dass der Plan, sie in die Vereinigten Staaten zu bringen, an dem das Pentagon arbeitete, verwirklicht wurde.

Am 24. Juni 1945 befand sich Oberst Holger Toftoy in Brüssel auf dem Weg nach Norwegen, wo er die Fabrik für «Schweres Wasser» besichtigen wollte, die ein entscheidender Zulieferer für das fehlgeschlagene deutsche Atomenergie-Projekt gewesen war. Doch in Brüssel wurde er von der Militärpolizei aufgehalten, die ihm lediglich erklärte, er werde dringend vom Pentagon verlangt. Am nächsten Tag flog er von Paris nach Washington.

Toftoy hatte nicht die geringste Ahnung, weshalb er plötzlich aus Europa zurückgerufen wurde. Er meldete sich bei General Barnes, dem Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung, Technische Gruppe, in der Heereswaffenabteilung, der ihm sagte, General Levin Campbell, Leiter der Heereswaffenabteilung, wolle ein paar Worte mit ihm sprechen. Mit ebensoviel Neugier wie Verzagtheit trat Toftoy in General Campells Büro, – es war

ungewöhnlich, dass man einen Oberst aus Europa herüberfliegen liess, damit er sich mit dem Leiter der Heereswaffenabteilung unterhielt.

General Campbell hätte jedoch gar nicht freundlicher sein können. Er teilte Toftoy mit, dass das Kriegsministerium einen Befehl erlassen habe, nach dem alle Berufsoffiziere, die noch nicht in Übersee gedient hätten, unverzüglich dazu abkommandiert werden müssten. Oberst Trichel, der noch nicht im Ausland gedient habe, sei deshalb zum leitenden Waffenoffizier für den westlichen Pazifik ernannt worden. Trichels Posten als Chef der Raketenabteilung in der Heereswaffenabteilung müsse neu besetzt werden. Für diesen Posten war Toftoy ausersehen worden. Toftoy erinnert sich, dass er sich im Zimmer umgesehen habe, um festzustellen, ob General Campbell einen andern angeredet habe, doch er sah niemand ausser Campbell und Barnes. Als er sich von seiner Überraschung erholt hatte, dachte er an die deutschen Raketenexperten, die sich im Gewahrsam der Heereswaffenabteilung in Europa befanden. Toftoy hatte von Paris aus bereits eine Meldung ans Pentagon geschickt, in der er empfahl, 300 von ihnen in die Vereinigten Staaten zu befördern. Da er nun das Raketenprogramm der Heereswaffenabteilung übernehmen sollte und genau wusste, welche einzigartige Hilfe die deutschen Raketenfachleute diesem verhältnismässig primitiven Programm geben konnten, suchte er sofort festzustellen, wie weit der Plan des Generalstabs im Kriegsministerium, die deutschen Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten zu bringen, gediehen war.

Oberst Toftoy erfuhr, dass der Plan, von dem Einzelheiten bereits im September 1944 im Kriegs- und im Aussenministerium erörtert worden waren, bei sehr vielen amerikanischen Militärs, Wissenschaftlern und Verwaltungsbeamten auf Widerstand stiess*. Sicher empfand Toftoy das Ironische einer Situation, in der Washington noch darüber debattierte, ob es geraten sei, deutsche Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten zu bringen, während in Europa die britische und die russische Abwehr die gröss-

* Ein Bericht über die Entwicklung und die Durchführung des Plans, der zunächst den Namen *Overcast* trug und später die Deckbezeichnung *Paperclip* erhielt, findet sich im Anhang.

ten Anstrengungen unternahmen, ebendieselben Wissenschaftler von den Amerikanern wegzulocken.

Der Widerstand kam von vielen Seiten. Gewisse Beamte des Aussenministeriums fühlten sich bei diesem Plan sehr unbehaglich, weil sie fürchteten, dass die Beschäftigung von deutschen Wissenschaftlern durch die Amerikaner internationale Aufregung auslösen könne; wenn die Wissenschaftler selbst vielleicht auch keine Nationalsozialisten gewesen sein mochten, so hatten sie ihre Fähigkeiten doch der nationalsozialistischen Regierung zur Verfügung gestellt. Ausserdem gab es da ungelöste Fragen im Hinblick auf die Visen, auf Einwanderungsquoten und auf die Legalität der Einreise ausländischer Wissenschaftler mit Rücksicht auf die bestehenden Gesetze des Landes. Das Handels- und das Arbeitsministerium hegten gewisse Befürchtungen wegen der Patente und der Gesetzgebung über ausländische Arbeitskräfte. Das Justizministerium scheute die Aussicht, den FBI für die Überwachung von Hunderten von deutschen Wissenschaftlern einzusetzen, von denen einige noch immer überzeugte Nationalsozialisten sein konnten.

Die Vorbehalte eines Teils der amerikanischen Wissenschaftlergemeinschaft lassen sich zusammenfassend vielleicht am besten durch eine Bemerkung wiedergeben, die Dr. H. P. Robertson machte, der wissenschaftliche Leiter der FIAT – Front-Information-Dienststelle, technische Abteilung –, einer Organisation in Europa, die den Auftrag hatte, hervorragende deutsche Wissenschaftler in einem Lager bei Frankfurt zu vernehmen, das den Decknamen *Dustbin* – Mülltonne – führte: «Wenn wir den Peenemünder Burschen erlauben, an dieser Entwicklung weiterzuarbeiten, ermöglichen wir für lange Zeit die Tätigkeit einer Gruppe, die, falls man ihr die Rückkehr nach Deutschland oder auch nur Verbindung mit Deutschland gestatten wird, tatsächlich zu Deutschlands Fähigkeit, Krieg zu führen, beitragen kann – und es ist der geschworene Grundsatz der alliierten Mächte, gerade das unbedingt zu verhindern.»

Starke Einwände gegen den Plan wurden von einigen amerikanischen Militärführern erhoben. Diese kommen in einem Tele-

fongespräch zwischen zwei Generalen der Luftstreitkräfte zum Ausdruck, das ohne Kenntnis der beiden Teilnehmer am 26. Mai 1945 von der Abwehrdienststelle der Luftstreitkräfte aufgenommen wurde. Zu jener Zeit waren die Heeresluftstreitkräfte noch kein selbständiger Truppenteil, doch zwei Offiziere der Heeresluftstreitkräfte, die an der künftigen Entwicklung einer Luftwaffe der Vereinigten Staaten interessiert waren, hatten dringend empfohlen, deutsche Aerodynamiker mit ihren einzigartigen Erfahrungen in der Konstruktion von Düsenflugzeugen in die USA zu holen und in der Technischen Abteilung des Wright-Flugplatzes in Ohio arbeiten zu lassen. Diese beiden Offiziere waren Generalmajor Hugh Knerr und Oberst Donald L. Putt. Über ihre Absichten diskutierten die zwei Generale, einer auf dem Wright-Flugplatz und der andere im Pentagon, in dem folgenden mitgehörten Gespräch:

GENERAL A: Als Gillespie vorige Woche mit Donald Putt sprach, erzählte ihm Donald von zwei Individuen, die sie in Gewahrsam haben. Es sind zwei deutsche Wissenschaftler, übrigens wirklich ganz hervorragende... Beide Fachleute auf dem Überschallgebiet... Und hier ist nun der Vorschlag: Soweit es uns, die Technische Abteilung, betrifft, hätten wir gern, dass an Donald Putt ein Kabel geschickt wird, damit er Anordnungen trifft, die beiden Burschen zu einem längeren Interview hier herüberzuschicken.

GENERAL B: Ich will Ihnen sagen, wie dabei verfahren wird... Es hat schon eine ganze Menge Konferenzen in Washington im ganzen Kriegsministerium deshalb gegeben, und es sind Richtlinien aufgestellt worden: Wenn wir also jemanden namentlich anfordern... trifft die militärische Abwehr alle Anordnungen, diese Leute in Gewahrsam herüberzubringen. Eine der Grundregeln für ihr Herüberkommen ist, dass es nur vorübergehend ist und dass sie nach Deutschland zurückgeschickt werden, sobald ihre Verwendung beendet ist.

GENERAL A: Ja, darüber habe ich mit Gillespie schon gesprochen. Wir meinen, das ist in Ordnung so. Wir wollen diese Kerle gar nicht hier drüben haben, damit sie beispielsweise

XY aus seiner Stellung unten im NACA * verdrängen.

GENERAL B: Ja, diese Ansicht habe ich auch vertreten. Ich darf jedoch sagen, dass einige andere technische Gruppen nicht dafür waren, vor allem die Leute von der Heereswaffenabteilung. Gestern Nachmittag habe ich mit General Knerr gesprochen und festgestellt, dass diese zwei Individuen Lieblingsprojekte von ihm sind; als er und Donald Putt zusammen drüben in Europa waren, gelangten sie in den Besitz irgendeiner ganz besonderen Prüfeinrichtung, die sie per Flugzeug herüberschickten. Und die beiden sind anscheinend die einzigen Burschen, die wissen, wie man diese Geräte bedient. Worauf ich hier hinaus will, wenn ich auch nicht weiss, ob Sie etwas dagegen tun können, ist dies: General Knerr ist persönlich daran interessiert, diese Burschen für mehr als nur vorübergehende Verwendung herüberzubekommen.

GENERAL A: Ja, aber er ist doch nicht etwa daran interessiert, sie auf die Dauer hierzubehalten, oder doch?

GENERAL B: Ich weiss nicht, was Sie unter ‚auf die Dauer‘ verstehen. Ich denke, er stellt sich vor, dass sie für ein paar Jahre hierbleiben.

GENERAL A: Nun, diese Brücke werden wir überschreiten, wenn wir sie erreichen; bis dahin, schätze ich, ist noch Zeit. Aber ich bin dagegen, – Powers ist dagegen, und das ganze Kriegsministerium ist dagegen, dass wir jetzt, wie es einige von unsern Leuten tun, da der Krieg mit Deutschland vorüber ist, deshalb die Arme öffnen, deutsche Techniker herüberholen, sie in unsere Laboratorien setzen und sie als liebe Gäste behandeln. Es ist vom Kriegsministerium noch nicht schriftlich angeordnet worden, aber es kommt darauf hinaus, dass diese Leute nur zeitweilig hierbleiben dürfen. Wie zeitweilig, das kümmert mich nicht, es kann ein Jahr, zwei Jahre sein, aber wir müssen den Leuten den Gedanken austreiben, dass jetzt die grosse Gelegenheit bestände, einige der Deutschen für

* NACA = *National Advisory Committee for Aeronautics*, Nationaler Beratungsausschuss für Luftfahrt. A. d. U.

die Dauer zu verpflichten, sie in die Heeresluftstreitkräfte aufzunehmen und zu amerikanischen Bürgern zu machen.

GENERAL B: Ich bin überzeugt, dass er das nicht vorhat.

GENERAL A: In Ordnung, ausgezeichnet, weil nämlich das Aussenministerium gesagt hat, wenn so etwas erwogen wird, dann will es nichts damit zu tun haben. Solange das Kriegsministerium sie in Gewahrsam herüberbringt und sie schliesslich nach Deutschland zurückbefördert, dann wollen die Leute im Aussenministerium nicht einmal damit belästigt werden, dass sie erfahren, was sie tun. Aber ich weiss, dass die Heereswaffenabteilung besonders an der ständigen Beschäftigung von einigen dieser Kerle interessiert ist.

GENERAL B: Ja.

GENERAL A: Und ich glaube, einige von unsern Leuten auch.

GENERAL B: Vermutlich. Aber wir hier sind dagegen, und das ganze Kriegsministerium ist dagegen².

Natürlich war nicht das ganze Kriegsministerium gegen die ständige Beschäftigung einer ausgewählten Gruppe von deutschen Wissenschaftlern. Einige hohe Beamte, etwa John J. McCloy, Staatssekretär im Kriegsministerium, gehörten der Minderheitsgruppe an, die den Gedanken energisch unterstützte. Oberst Trichel, dem die Interessen der Raketenabteilung der Wafendienststelle am Herzen lagen, kämpfte gegen die Opposition und setzte sich unbedingt dafür ein, die V-2-Fachleute in die Vereinigten Staaten zu holen. Ebenso stand es mit Oberst Toftoy, nachdem er erfahren hatte, dass er als Trichels Nachfolger vorgesehen war. Robert Patterson, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, äusserte seine Ansichten in einer Denkschrift für den Generalstab des Kriegsministeriums:

1. Ich empfehle sehr, alles nur Mögliche zu tun, um in der Kriegführung gegen Japan alle Informationen, die aus Deutschland oder irgendeiner andern Quelle zu erhalten sind, bis zum äussersten auszunutzen. Das in den beigefügten Papieren erwähnte Projekt ist ein Schritt in der rechten Richtung und sollte durchgeführt werden, falls Massnahmen getroffen

werden können, um gewisse, diesem Projekt innewohnende Gefahren auszuschalten.

2. Diese Männer sind Feinde, und es muss angenommen werden, dass sie unsere Kriegseleistungen zu sabotieren vermögen. Sie in die Vereinigten Staaten zu bringen wirft heikle Fragen auf, darunter möglicherweise die starke Abneigung der amerikanischen Öffentlichkeit, die den Zweck ihrer Beförderung hierher und die ihnen zugebilligte Behandlung missverstehen könnte. Ein solcher Schritt könnte ohne Beratung mit unseren Alliierten einschliesslich der Russen zu Komplikationen führen. Bevor etwas getan wird, schlage ich vor, die Angelegenheit Staatssekretär Mc-Cloy vorzutragen, damit er sie, wie es notwendig ist, mit dem Ausschuss für inoffizielle Politik in Deutschland oder mit dem Ausschuss für die Koordination zwischen Staat, Heer und Marine abspricht.

3. Ausserdem bin ich der Ansicht, dass die Information so weit irgend möglich in Deutschland aus diesen Männern herausgeholt werden sollte und dass nur diejenigen herübergebracht werden sollten, deren besondere Arbeit ihre Anwesenheit hier erforderlich macht. Es wird vorausgesetzt, dass diese Männer unter strenger Überwachung stehen, solange sie hier sind, und dass sie so schnell wie möglich nach Deutschland zurückgebracht werden ³.

Der Generalstab des Kriegsministeriums arbeitete am 6. Juli 1945 einen Plan aus, der die Billigung der Vereinigten Stabschefs fand und dem auch die britischen Stabschefs zustimmten. Der Plan musste den ganzen Dienstweg bis zu Aussenminister Cordell Hull gehen, der ihm schliesslich die endgültige Genehmigung gab. Am 20. Juli versandte der geschäftsführende Sekretär der Vereinigten Stabschefs ein Memorandum:

1. Der folgende Deckname ist mit Wirkung vom 19. Juli 1945 von der Gemeinsamen Sicherheitskontrolle verliehen und als GEHEIM eingestuft worden:

OVERCAST

Projekt, deutsche zivile Wissenschaftler einzusetzen, und die Unterstellung dieses Projekts unter

den Chef der Militärischen Abwehr auf einer Insel im Boston Harbor, in einem früher als Fort Standish bekannten Lager.

Overcast wurde als kurzfristiges Projekt aufgestellt: «Der Zweck... soll als *zeitweiliger* militärischer Einsatz verstanden werden... insbesondere der Einsatz, der dazu beiträgt, den Japanischen Krieg zu verkürzen.» Den Deutschen, die nachweislich weder Kriegsverbrecher noch aktive Nationalsozialisten waren, sollten Verträge für eine halbjährige Arbeit in den Vereinigten Staaten angeboten werden. Für das gesamte Projekt war vorgesehen, höchstens 350 Männer ohne ihre Familien in die Vereinigten Staaten zu bringen, – sie sollten «eine bescheidene Tageslohnung aus Fonds erhalten, die vom Kriegsminister verwaltet werden». Von den 350 Männern, die von den verschiedenen Teilen der amerikanischen Streitkräfte herübergebracht werden durften, wurden der Heereswaffenabteilung nicht mehr als hundert für die Raketenarbeit zugestanden.

Am 25. Juli erhielt der neue Chef der Raketenabteilung der Heereswaffenabteilung, Oberst Holger Toftoy, den Befehl, sich nach Europa zu begeben «wegen der Auswahl bestimmter deutscher Wissenschaftler». Die Wahl Toftoys für diesen Auftrag war sehr glücklich. Er war anpassungsfähig, bereit, sich die menschlichen Probleme der ihm Unterstellten anzuhören, ehe er seine Befehle gab, und «ein Mann mit einem grossen Herzen... ein netter Bursche», wie es Wernher von Braun später ausdrückte. Und Toftoy brauchte auch all seine menschlichen Qualitäten und seine Überzeugungskraft, als er mit den deutschen Raketenfachleuten verhandeln musste, denn der Handel, den er nach seinen Vollmachten mit ihnen abschliessen durfte, war im Vergleich zu den von Briten und Russen gebotenen Annehmlichkeiten gewiss nicht verlockend.

In Peenemünde waren einige 5'000 Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker beschäftigt gewesen. Oberst Toftoy konnte nur hundert von ihnen Verträge geben. Die Verträge galten für kurzfristige Verwendung, boten keine Möglichkeiten einer späteren Einbürgerung, enthielten bescheidene Entlohnung von durchschnittlich sechs Dollar am Tag und forderten, dass die Männer

ihre Angehörigen in Deutschland zurückliessen. Die Russen boten Häuser, überhöhte Gehälter und die Anstellung so vieler Männer, als sich bereitfanden, dazu die Aussicht, die Raketenarbeit in Deutschland weiterzuführen. Selbst die Briten erklärten sich bereit, die Raketenfachleute und ihre Familien in erstklassigen Hotels unterzubringen, wenn sie einwilligten, in England zu arbeiten.

Oberst Toftoy flog von Washington nach Paris und fuhr von dort mit der Bahn nach der Kleinstadt Witzhausen in Mitteldeutschland, wo achtzig der führenden Raketenfachleute mit ihren Familien in einem zweistöckigen Schulhaus untergebracht waren, – die übrigen wohnten in dem nahen Eschwege. In Witzhausen hatten Staver und Porter, wie dieser am 9. Juli 1945 an die Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung gemeldet hatte, «versuchsweise eine Organisation... und Listen von wissenschaftlichem Personal und Technikern» aufgestellt «unter der Voraussetzung, dass in den Vereinigten Staaten eine Organisation überwiegend aus früheren Angehörigen der Elektromechanischen Werke aufgestellt werde, um neue Typen von Raketengeschossen zu entwickeln, konstruieren, bauen und erproben. Diese Auswahl wurde von Dr. von Braun und den Abteilungsleitern in Zusammenarbeit mit Major Staver und dem Unterzeichneten [Porter] getroffen.»

Von Braun hatte Porter erklärt, dass 500 Mann benötigt würden. Porter berichtete: «Mit Rücksicht auf die Probleme, die sich stellten, bestand ich darauf, dass wir die Liste auf etwa 300 zusammenstrichen.» Als Oberst Toftoy Anfang August in Witzhausen mit der Vollmacht eintraf, hundert Mann für eine kurzfristige Beschäftigung in den Vereinigten Staaten auszuwählen, war von Braun sichtlich enttäuscht. Ebenso ging es Major Staver, besonders als er erfuhr, dass die Männer ohne ihre Familien nach Amerika fahren sollten. Diese Bestimmung bildete für Staver und Toftoy ein schweres Problem. Toftoy besichtigte das Schulgebäude in Witzhausen, in dem die Raketenleute und ihre Familien untergebracht waren und sah im ersten Stock eine kleine Küche mit einem Elektrokocher mit zwei Brennstellen, zwei Toiletten, aber keine Badewannen. Die Betten waren in so dichten Rei-

hen aufgestellt, dass Toftoy Schwierigkeiten hatte, sich von einem Ende des langen Raums bis zum andern durchzuquetschen. Hier gab es nicht die geringste Abgeschlossenheit: Säuglinge, Grosseltern, jungverheiratete Ehepaare wohnten unter Bedingungen zusammen, die Toftoy, der selbst eine Frau und zwei Kinder hatte, «erbärmlich» fand.

Als er sich an Walter Riedel wandte und ihm erklärte, er sei unter den für Amerika vorgesehenen Raketenfachleuten, müsse jedoch seine Familie zurücklassen, zog Riedel ihn in einen Nebenraum in der Witzenhausener Schule und zeigte auf sechs riesige schwarze Koffer. Einen davon öffnete Riedel. Er war vollgestopft mit Geldscheinen, und Riedel warf das wertlose Papiergeld mit vollen Händen in die Luft.

«Geld, Herr Oberst», sagte Riedel nach Toftoys Erinnerungen, «davon haben wir Massen, aber man kann nichts dafür kaufen. Ich kann meine Kinder nicht damit füttern. Doch wenn ich hierbleibe, kann ich mal einen Rundfunkapparat oder ein Fahrrad bei einem Bauern reparieren, der mir ein paar Äpfel dafür gibt. Was wird aus meiner Familie, wenn ich nach Amerika gehe? Ich kann ihnen amerikanisches Geld schicken, aber für Geld kann man in Deutschland weder Äpfel noch Brot noch Milch kaufen.»

Major Staver bemerkte in einem späteren Bericht an die Heereswaffenabteilung im Pentagon: «Im Gegensatz zu dem, was einige Offiziere der Heereswaffenabteilung erwarteten, waren diese Deutschen nicht in erster Linie daran interessiert, als geschlossene Gruppe herüberzukommen, und viele von ihnen zögerten wochenlang.» Als Staver schliesslich einen der Peenemünder Abteilungsleiter dazu überredete, den *Overcast*-Vertrag zu unterschreiben, versuchte dessen Frau, als sie erfuhr, dass ihr Mann sie zurücklassen werde, eine Kapsel Blausäure zu verschlucken. Ihr Mann schlug ihr die Kapsel aus der Hand, zerschnitt sich die Finger an den Glasscherben und entging mit knapper Mühe und Not der Gefahr, dass ihm die Blausäure in den eigenen Blutstrom gelangte.

Dieser Fall war gewiss extrem, doch das Problem mit den Familien der Raketenspezialisten war trotzdem sehr ernst. Die Männer waren zuerst Menschen und erst in zweiter Linie V-1-Fachleute. Es wurde eine Kompromisslösung für das Problem ausgear-

beitet. Während die Männer in den Vereinigten Staaten waren, sollte die Armee der USA in einer früheren Kavalleriekaserne in Landshut, Bayern, für ihre Angehörigen sorgen. Wahrscheinlich hätten jedoch trotz dieses Zugeständnisses nicht alle leitenden Fachleute den *Overcast*-Vertrag unterschrieben, wenn nicht ein Mann in mitreissender Entschlossenheit alles darangesetzt hätte, den Kern der Peenemünder Organisation arbeitsfähig zusammenzuhalten.

Jahre später wurde Porter gefragt, wer für den Gedanken verantwortlich sei, von Braun und seine Gruppe in die Vereinigten Staaten zu bringen. In seiner charakteristisch bündigen Art erwiderte Porter: «Wahrscheinlich von Braun selbst ebensosehr wie irgend jemand anders.» Nach von Brauns Vorschlägen wurde eine ausgewogene, integrierte Raketengruppe von schöpferischen Wissenschaftlern und Ingenieuren ausgewählt und überredet, die Arbeit in den Vereinigten Staaten fortzuführen.

«Liste I», wie sie genannt wurde, musste auf Techniker, administrative Mitarbeiter und Fertigungsmonteur verzichten. Nur Männer mit Fähigkeiten, die die Vereinigten Staaten nicht aufzuweisen hatten, wurden für *Overcast* ausgewählt. «Liste I» liess sich jedoch auch nicht auf die genaue Zahl hundert begrenzen, die Oberst Toftoy nach dem Projekt *Overcast* in die USA bringen durfte. Die Mindestzahl für eine vollständige Gruppe von Raketenfachleuten belief sich auf 115. Toftoy übernahm die Verantwortung, die ihm von Kriegsministerium gesetzte Grenze zu überschreiten und weiteren fünfzehn Männern einen Vertrag anzubieten.

Während der Monate August und September 1945, in denen Oberst Toftoy, Porter und Major Staver die Unterschriften unter die *Overcast*-Verträge einholten, erfuhr Staver gerüchtweise in der Schule von Witzzenhausen von den dort untergebrachten Peenemündern, dass die Russen entschieden mit einem Raketenprogramm in Nordhausen vorankämen, ohne dass ihnen die Hilfe der führenden deutschen Fachleute zur Verfügung stand, die sich in amerikanischem Gewahrsam befanden. Am 10. August 1945 gab Karl Otto Fleischer, der die Peenemünder Dokumente in Dörnten aufgefunden hatte, Major Staver den folgenden Bericht:

Wir besitzen folgende Nachrichten über die russische Organisation der Raketenangelegenheiten in Deutschland:

Die Russen haben drei Gruppen aufgebaut: die erste in Bleicherode, die zweite im Mittelwerk, die dritte in Peenemünde. All diese Gruppen zusammen bezeichnen sie als «Institut Rabe».

Der Führer der Gruppe in Bleicherode ist ein russischer Major. Diese Gruppe besteht aus etwa fünfzig Leuten. Sie besitzen ein Konstruktionsbüro und eine kleine Werkstatt in Bleicherode. Ihre Verwaltung befindet sich im Haus der «Kali-Werke Bleicherode». Die Gruppe versucht Teile von A 4 und anderen Raketenentwicklungen nachzubauen und neu herzustellen. Sie erhält die doppelten deutschen Verpflegungsrationen und Gehalt⁴.

Am 15. August 1945 berichtete Dipl. Ing. Elmi an Staver:

Ich bin mehrere Tage in der russischen Besatzungszone in der Gegend von Bleicherode gewesen, um mein Gepäck zu holen, das ich dort gelassen hatte. Bei dieser Gelegenheit sprach ich mit einem alten Mitarbeiter, dessen Namen ich nur für den internen Gebrauch nenne, um ihm persönliche Schwierigkeiten von Seiten der Russen zu ersparen. Er erzählte mir, dass die Russen beabsichtigten, eine grosse Rakete für eine normale Reichweite von 5'000 Kilometer zu konstruieren, und dass sie dazu Spezialisten mit Kenntnissen der Theorie der Flugmechanik und des Steuerwesens brauchten. Er erzählte mir, dass die Russen hohe Preise dafür ausgesetzt hätten, Prof. v. Braun und Dr. Steinhoff auf russisches Gebiet hinüberzubekommen⁵.

Am 15. September 1945 berichtete Dr. Martin Schilling, der in Peenemünde das Prüfwesen geleitet hatte, Major Staver:

Ein Ingenieur aus der Abteilung von Herrn Hüter versuchte, seine Familie aus Haynrode bei Bleicherode in der russischen Zone herauszuholen. Er kam etwa eine Woche später zurück und erzählte mir, dass seine Frau bereits von den amerikanischen Absichten weiterer Entwicklungen usw. gewusst

habe. Er sagte, auf russischer Seite sei auch die ganze Liste I mit den Vertragsbedingungen bekannt... Vor einigen Tagen wurde ich davon unterrichtet, dass ein Mann von Lehesten nach Witzhausen gekommen sei und berichtet habe, dass die Prüfung von A-4-Brennkammern in Lehesten/Örtelsbruch seit dem 6. September wieder laufe. Dieser Bericht scheint zuzutreffen, da eine Anzahl von etwa 100 Brennkammern in Örtelsbruch noch zur Verfügung stand und der Lärm der Brennkammern sehr charakteristisch und in der ganzen Stadt zu hören ist. Es scheint ein Zusammenhang zwischen den Prüfungen in Lehesten und der Zusammenbauarbeit im Mittelwerk zu bestehen wie in den früheren Tagen⁶.

Natürlich bestand da unbedingt ein Zusammenhang: V-2-Raketen wurden im Mittelwerk von Deutschen unter sowjetischer Aufsicht gefertigt und ihre Brennkammern in statischen Prüfungen in Lehesten erprobt. Major Staver kannte die umfangreiche Einrichtung in Lehesten gut; ehe sich die Amerikaner aus Thüringen zurückgezogen hatten, war er der erste Amerikaner gewesen, der dort Versuche mit V-2-Brennkammern vorgenommen hatte.

Die Arbeit in Lehesten und dem Mittelwerk wurde jedoch von deutschen Spezialisten der zweiten Garnitur durchgeführt. Bis zum September 1945 war es der sowjetischen Abwehr nicht gelungen, auch nur einen der Peenemünder aus dem ersten Rang dazu zu bringen, den amerikanischen Gewahrsam zu verlassen und in die Sowjetzone Zurückzukehren. Wenn diese Männer es gewollt hätten, hätten sie es natürlich tun können, – sie waren Zivilisten, und es gab für die Amerikaner keine Möglichkeit, sie unbefristet gegen ihren Willen festzuhalten.

Porter, der wusste, dass die Russen, Briten und Franzosen deutschen Wissenschaftlern Stellungen anboten, fragte eine der führenden Persönlichkeiten aus Peenemünde, warum er und seine Kollegen anscheinend lieber das verhältnismässig bescheidene amerikanische Angebot annähmen. Porter erhielt folgende Antwort: «Wir verachten die Franzosen, wir fürchten uns auf den Tod vor den Sowjets, wir glauben nicht, dass die Briten sich unsere

Arbeit leisten können, so bleiben nur die Amerikaner.»

Die deutsche Furcht vor den Sowjets und die Abneigung gegen das Sowjetsystem waren im Sommer 1945 etwas sehr Reales und einer der Hauptfaktoren, weshalb es der sowjetischen Abwehr nicht gelang, die leitenden Raketenfachleute um jeden Preis von Witzendhausen wegzulocken. Das grösste Hindernis für die erfolgreiche Durchführung des Unternehmens *Overcast* durch Major Staver und Porter bildeten jedoch nicht die Russen, sondern die Briten.

Die Billigung des Plans *Overcast* im Generalstab des Kriegsministeriums am 6. Juli 1945 in Washington war mit Zustimmung der britischen Stabschefs erfolgt. Die Briten hatten sich einverstanden erklärt, dass die Amerikaner 350 deutsche Wissenschaftler aus Deutschland zur Arbeit in die Vereinigten Staaten brachten. *Overcast* legte jedoch nicht fest, welche Wissenschaftler in die USA befördert werden konnten; das wurde den Offizieren in Deutschland wie Major Staver überlassen, die von den Deutschen selbst die freiwilligen Unterschriften unter die *Overcast*-Verträge beschaffen mussten. Während Staver sich um diese Unterschriften bemühte, startete die britische Abwehr ein intensiv betriebenes Unternehmen, um die deutschen Wissenschaftler dazu zu überreden, den amerikanischen Vertrag nicht zu unterschreiben, sondern stattdessen eine Arbeit in Grossbritannien anzunehmen. Die britische Abwehr bemühte sich dabei besonders um eine Gruppe von Männern, die sie bereits seit dem Beginn der Untersuchung von Duncan Sandys im April 1943 genau verfolgte: die deutschen V-2-Fachleute.

Die britischen Bemühungen kreisten um das Unternehmen *Backfire*. Das war der Deckname für ein britisches Projekt, dessen angebliches Ziel die genaue technische Analyse der V 2 war. Auf dem früheren Marineartillerie-Schiessplatz bei Cuxhaven an der Nordseeküste befragten britische Raketenfachleute leitendes Peenemünder Personal; diese Peenemünder Männer nahmen hier unter Aufsicht ihre frühere Tätigkeit wieder auf und schossen einige V-2-Raketen ab. Die Aggregate wurden über die Nordsee geschossen. Deutsche Raketenexperten wurden aus dem amerika-

nischen Gewahrsam beurlaubt, um am Unternehmen *Backfire* teilzunehmen; dabei war vereinbart worden, dass die Briten diese Männer nach Durchführung des Projekts wieder zurückschicken würden.

Oberst Toftoy und Major Staver befanden sich unter der grossen Gruppe alliierter Beobachter, die den *Backfire*-Abschüssen beiwohnten. Beide Offiziere waren der Ansicht, dass das Projekt die Mühe lohne, da seine Ergebnisse Grossbritannien und den Vereinigten Staaten gemeinsam zugute kamen. Die Schwierigkeiten entstanden, als sie entdeckten, dass das V-2-Personal von den Briten gedrängt wurde, nicht in amerikanischen Gewahrsam zurückzukehren, sondern ihre Tätigkeit in Grossbritannien fortzusetzen.

«Die Briten spielten uns einen heimtückischen Streich», berichtete Major Staver später. «Zum Teil durch Schikane und zum Teil durch geschickte Stabsarbeit konnten sie sich viele der wichtigsten deutschen Ingenieure sichern, die sie im Projekt *Backfire* eingesetzt hatten. Sie nahmen ihre Zuflucht zu den verschiedensten Methoden, um die Freigabe dieser Männer für die Armee der Vereinigten Staaten hinauszuzögern...»

Porter bemerkte: «Die einzige wirkliche Rivalität wegen dieser Leute erlebten wir während der ersten Monate nach Beendigung des Krieges von den Briten... Sie brachten es fertig, die fünf Ingenieure wegzuorganisieren, die ich für die Arbeit an den V-2-Prüfständen in den Vereinigten Staaten ausgewählt hatte, und wir bekamen sie erst zurück, als die britischen Versuche in Cuxhaven beendet waren.»

Das amerikanische Kriegs- und Aussenministerium musste sehr erheblich drängen, ehe sich die Briten dazu verstanden, die deutschen Raketenfachleute aus Cuxhaven zurückzugeben. Keiner von ihnen hatte die angebotenen britischen Verträge unterschrieben. Die britischen Raketenleute erhielten dafür jedoch eine Konzession von der amerikanischen Heereswaffenabteilung als Entgelt. Es wurde den Briten erlaubt, sechs der führenden Peenemünder Männer im Flugzeug nach London zu bringen, damit sie dort etwa zehn Tage lang an technischen Versuchen teilnehmen konnten.

So flogen Mitte August von Braun, Dornberger und vier Peenemünder Abteilungsleiter in ein Lager bei Wimbledon, wo sie einquartiert wurden. Von dort fuhren sie in Autos täglich durch

Strassen, in denen sie deutlich bemerkten, welche Zerstörungen die V 2 angerichtet hatte, zum Versorgungsministerium.

«Ich muss zugeben», erklärte von Braun später, «dass ich glaubte, die Briten würden mich unfreundlich behandeln, doch ich stellte gleich den ersten Tag fest, dass ich mich täuschte. Ich wurde von Sir Alwyn Crow, dem Leiter der britischen Raketenentwicklung, vernommen. Kaum hatte ich sein Büro betreten, als wir auch schon freundschaftlich fachsimpelten.»

Major Staver, der in seiner dienstlichen Stellung nicht so diplomatisch wie von Braun zu sein brauchte, als er berichtete, was in Sir Alwyn Crows Büro vor sich ging, interpretierte das «freundschaftliche Fachsimpeln» anders. «Sämtliche Gespräche», erklärte Staver später, «kreisten darum, wie die Briten eine Forschungsgruppe aus den deutschen Wissenschaftlern aufbauen könnten: ob diese Männer, die vorhätten, in die Vereinigten Staaten zu gehen, nicht noch einmal überlegen wollten, dass die Briten ihnen vielleicht mehr zu bieten hätten, – und ob es nicht möglich wäre, die deutsche Gruppe in einem gemeinsamen britisch-amerikanischen Projekt, etwa in Kanada, arbeiten zu lassen... All diese Fragen wurden ausführlich erörtert, und keinem der Deutschen wurde auch nur eine einzige technische Frage gestellt. Technische Versuche oder Befragungen, wie es die Briten darstellten, wurden überhaupt nicht unternommen.»

Jedenfalls hatten die führenden Peenemünder Ingenieure die amerikanischen Verträge unterschrieben, ehe sie nach London flogen, und dort ereignete sich nichts, was sie veranlasst hätte, von diesen Verträgen zurückzutreten. Dabei dachten von Braun und seine Mitarbeiter natürlich an die Zukunft und nicht an die kurzfristigen materiellen Vorteile. Sie waren sich klar, dass lediglich die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion die Möglichkeiten besaßen, ein umfangreiches, langfristiges Raketen-Entwicklungsprogramm durchzuführen.

Von Braun und die vier Abteilungsleiter wurden nach Deutschland in amerikanischen Gewahrsam zurückgeschickt. General Dornberger, der wahrscheinlich am meisten von allen über das V-2-Programm wusste, wurde zurückgehalten. Die Briten lehnten alle amerikanischen Forderungen, ihn zurückzuschick-

cken, ab, jedoch nicht, um ihn für ihr Raketenprogramm einzusetzen. Sie wollten ihn aufhängen.

Während des ganzen Sommers 1945 nahmen die Alliierten Kriegsverbrecher fest, denen in Nürnberg der Prozess gemacht werden sollte. Die Briten hatten aus verständlichen Gründen natürlich Interesse daran, den Mann zu verurteilen und aufzuhängen, der für den willkürlichen Beschuss der Zivilbevölkerung Londons mit der V 2 verantwortlich war. Dieser Mann war der Sonderbevollmächtigte für V-Waffen, Hans Kammler, doch die britischen Agenten konnten ihn nicht finden.

General Dornberger, der sich aus persönlichen Gründen danach erkundigt hatte, was aus dem Sonderbevollmächtigten geworden war, wusste, dass man Kammler nie finden würde. Dornbergers Beziehungen, die in diesem Fall besser waren als die der britischen Abwehr, lösten schliesslich das Geheimnis seines Verbleibs.

Kammler hatte sich nicht im Kloster Ettal oder sonstwo versteckt. Aus Gründen, die nie ganz geklärt werden konnten, hatte er die Bayrischen Alpen verlassen und war nach Prag gefahren. Er befand sich in Prag, als die Rote Armee die beiden Ufer der Moldau säuberte und den Marsch auf die Stadt begann. Der Widerstand der SS war heftig. Prag fiel tatsächlich erst am 9. Mai 1945, zwei Tage nach Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation in Reims.

Nach Augenzeugenberichten, die General Dornberger erhielt, befand sich Kammler am Morgen des 9. Mai in einem Bunker in der brennenden Stadtmitte von Prag. 22 SS-Männer in dem Bunker wurden von 600 tschechischen Partisanen angegriffen. Kammler stieg lachend aus dem Bunker heraus und feuerte mit seiner Maschinenpistole auf die heranstürmenden Tschechen. Wie es ihm befohlen worden war, folgte ihm SS-Sturmbannführer Starck auf zehn Schritt Abstand. Starck sah, dass die Situation aussichtslos war, und feuerte seinem Chef eine Salve aus seiner M-Pi in den Hinterkopf.

Da die Briten Kammler nicht fanden, brauchten sie einen anderen, den sie in Nürnberg als Verantwortlichen für die V-2-Beschiessung von Gross-London und Antwerpen auf die Anklagebank setzen konnten. Für diese Rolle hatten sie General Dornberger ausersehen. Er erhielt eine schokoladenbraune Uniform ver-

passt, auf deren Rücken in weissen Buchstaben PW gestempelt war; dann wurde er unter Bewachung in den «Käfig» an der Windermere-Bridge gebracht. Dort begegnete Dornberger bekannten Gesichtern, unter anderen den Marschällen von Rundstedt und von Brauchitsch.

General Dornbergers persönlicher Untersuchungsrichter war ein grosser freundlicher Major mit einem langen Schnurrbart. Major Scotland unterrichtete Dornberger liebenswürdig davon, dass Sir Harley Shawcross, der britische Hauptankläger beim Nürnberger Prozess, eine Anklage gegen den Mann konstruierte, der verantwortlich für das Beschiessen der britischen Zivilbevölkerung mit der V 2 sei. Da Sonderbevollmächtigter Kammler nicht zu finden sei, werde statt seiner dem General Dornberger der Prozess gemacht. Dieser Prozess werde umfassend, aber gerecht sein.

Dornberger protestierte gegen seine Festnahme und Einsperung bis zum Prozess. Er wies Major Scotland darauf hin, dass er keine Befehlsgewalt für den Einsatz der V 2 gehabt habe, dass die britischen und amerikanischen Luftangriffe auf deutsche Städte mehr tödliche Ausfälle bei Zivilisten hervorgerufen hätten als der Einsatz der V 2 und dass er, Dornberger, zwar eine grosse Rolle bei der Entwicklung der Fernrakete gespielt habe, dass man aber, wenn man versuche, einzelnen Männern den Prozess zu machen und sie hinzurichten, weil sie neue Waffen entwickelt hätten, auch die Wissenschaftler, Ingenieure und militärischen Befehlshaber aller Länder einschliesslich Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten vor Gericht stellen müsse.

Major Scotland hörte sich General Dornbergers Argumente geduldig an, bemerkte jedoch, Dornbergers Zukunft liege ausschliesslich in den Händen von Sir Harley Shawcross und dem britischen Kabinett. Major Scotland schlug vor, dass sich Dornberger die Zeit bis zu seinem Prozess damit vertreiben solle, den britischen Raketenfachleuten einen vollständigen Bericht über die V 2 und ihre künftigen Möglichkeiten aufzuschreiben. Dornberger weigerte sich und wurde darauf in ein Schloss in Wales verlegt, das als Gefangenenerlager für hohe deutsche Offiziere diene.

Während Dornberger in Wales einer ungewissen und düsteren

Zukunft entgegensah, befanden sich die 115 Männer von Peenemünde, die Verträge für die Arbeit in den Vereinigten Staaten unterzeichnet hatten, in Deutschland und bereiteten sich gemeinsam auf ihre Überseereise vor. Diese Gruppe stellte den Kern der Peenemünder Organisation dar und bildete die erste und einzige integrierte Gruppe von Fernraketenexperten der Welt. Den Briten und Russen war es nicht gelungen, sich die Dienste auch nur eines führenden Peenemünder Wissenschaftlers zu sichern.

Die Suche der sowjetischen Abwehr nach einem Mann, der die schöpferischen Fähigkeiten für die Leitung einer künftigen Entwicklungsgruppe besaß, war dagegen nicht völlig fehlgeschlagen. Sie fanden ihn in Helmut Gröttrup, einem blonden gefühlsbetonten jungen Mann, der nach von Brauns Ansicht «ein brillanter Ingenieur» war.

Gröttrup hatte nicht zu den führenden Persönlichkeiten von Peenemünde gehört, war jedoch als Stellvertreter von Dr. Ernst Steinhoff, dem Abteilungsleiter für Steuer- und Messwesen, fast bis zur Spitze gelangt. Zusammen mit von Braun und Klaus Riedel war Gröttrup im März 1944 von der SS verhaftet und in Stettin eingesperrt worden. Auf General Dornbergers beharrliche Vermittlung hin war er mit den anderen zusammen freigelassen worden und hatte schliesslich auch an der Verlegung von Peenemünde nach Nordhausen-Bleicherode teilgenommen. Gröttrup war von Major Staver und von Walt Hausz vom Hermes-Projekt der General Electric am 23. Mai 1945 in Bleicherode vernommen worden. Er und seine Frau gehörten später zur Gruppe derjenigen, die man für so wichtig hielt, dass sie aus Nordhausen, das die Rote Armee besetzen sollte, nach Witzenhausen in der amerikanischen Zone evakuiert wurden. Auch Helmut Gröttrup wurde ein Arbeitsvertrag für die Vereinigten Staaten angeboten, doch er unterschrieb ihn nicht; er und seine Frau blieben auch nicht in Witzenhausen.

Gröttrups Frau Irmgard führte ein Tagebuch, das später veröffentlicht wurde. Darin erklärte sie, weshalb sie und ihr Mann den amerikanischen Gewahrsam verliessen:

Überhaupt die Politik! Welcher Politiker sagt schon: «Bitte, nach Ihnen»? Wo es um Realitäten geht, hört die Höf-

lichkeit auf – wer zuerst fischt, fischt am besten. Das hatten sich auch die Amerikaner gesagt. Unter dem Druck des russischen Vormarsches war Peenemünde gegen Ende des Krieges nach Thüringen verlagert worden. So holten sich die Amerikaner, als sie dieses Gebiet laut Jalta-Abkommen wieder räumen mussten, noch rasch Wernher von Braun, Hüter, Schilling, Steinhof, Gröttrup und andere führende Männer des Raketenbaus in ihre Zone. Wir wurden in Witzzenhausen untergebracht und befragt. Nach Wochen legte man Helmut einen Vertrag vor: Verlagerung nach den USA ohne Familie, einseitige Kündigungsmöglichkeit durch die Armee. Aber wir wollten in Deutschland bleiben, und so wechselten wir wieder über die Zonengrenze. Ich zu meinem Bauernhof, Helmut zu seiner Arbeit. Die Russen versprachen, dass wir in unserer Heimat bleiben und arbeiten dürften.

Helmut Gröttrup wurde die Leitung des von den Russen gegründeten *Instituts Rabe** übertragen; das war ein Deckname für die Wiederaufnahme der Raketenentwurfs- und -Produktionstätigkeit in Nordhausen und Bleicherode. Das Mittelwerk selbst wurde in Zentralwerke umbenannt. Bald hatte Gröttrup eine Entwicklungsgruppe von 200 Mann unter seiner Leitung versammelt, die zwar nicht das Niveau der von Braunschen Arbeitsgruppe hatte, aber doch recht tüchtig war und sich auf die Erfahrung von über 5'000 ausgebildeten Technikern stützen konnte. Helmut Gröttrup, Anfang Dreissig, war in Peenemünde stellvertretender Abteilungsleiter gewesen und sah sich jetzt als Leiter eines umfassenden Raketenprojekts und damit auf einer Ebene mit von Braun oder Dornberger. Und die Russen versorgten die Gröttrups mit einem Haus, einem Wagen, Dienstboten, Lebensmitteln und einem guten Gehalt. Ausserdem erhielten sie von den sowjetischen Behörden in Nordhausen das feste Versprechen, dass sie im Gegensatz zu von Braun und seiner Gruppe Deutschland nicht zu verlassen brauchten.

* *Rabe* war die Abkürzung für «Raketenbetrieb Bleicherode».

16 Auf Eis in der Wüste

Am 29. September 1945 trafen sieben Deutsche als Vorhut der für das Projekt *Overcast* ausgewählten V-2-Spezialisten in Fort Strong, einer Insel im Boston Harbor, ein. Genau genommen betraten die früheren Peenemünder die Vereinigten Staaten überhaupt nicht. Sie besaßen keine Einreisegenehmigung und wurden nicht auf dem üblichen Dienstweg für Einwanderer eingeschleust, sondern wurden als «Schützlinge des Heeres» eingeordnet und unterstanden lediglich der Verantwortung des Militärs.

Die sieben Deutschen wurden in Fort Strong von Major Hames Hamill empfangen. Wegen seiner Arbeit in Europa und seiner Fähigkeit, auch mit ungewöhnlichen Situationen fertigzuwerden, hatte Oberst Toftoy diesen Offizier dazu ausersehen, sich um die Raketenfachleute zu kümmern. Sechs von den Neuankömmlingen * wurden von Fort Strong auf das Erprobungsgelände Aberdeen im Staat Maryland verlegt, wo sie sich an die Arbeit machten, die vierzehn Tonnen Dokumente, die Major Staver aus dem verlassenen Bergwerk Dörnten herausgeholt hatte, zu übersetzen, zu katalogisieren und auszuwerten. Der siebte war Wemher von Braun, der zu anderer Verwendung vorgesehen war.

Die Reise des früheren technischen Leiters des deutschen Raketenprogramms als «Schützling des Heeres» in die Vereinigten Staaten sechs Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs stand nicht unter günstigen Vorzeichen. Von Braun hatte Schwierigkeiten mit dem gebrochenen Arm und der Schulter, die er immer noch im Gipsverband trug; nun bekam er einen plötzlichen Hepatitis-Anfall, wegen dessen er später ins Krankenhaus musste. Dass er und seine Mitarbeiter in die Vereinigten Staaten gebracht worden waren, wurde nicht bekanntgegeben, da das ganze Projekt als geheim eingestuft war.

* Erich Neubert, Theodor Poppel, August Schulze, Eberhard Rees, Wilhelm Jungert und Walter Schwidetzky.

Major Hamill und von Braun fuhren nach Washington, um Gespräche mit Offizieren der Heereswaffenabteilung im Pentagon zu führen. Dann unternahmen sie eine lange Eisenbahnreise nach Fort Bliss bei El Paso in Texas, wo die Heereswaffenabteilung ihr Raketenunternehmen untergebracht hatte. Von Braun war 33, und sein Englisch mit dem starken Akzent hatte einer der Vernehmungsoffiziere in Garmisch als «ziemlich klar» bezeichnet. Hamill war 27 und sprach einigermassen gut Deutsch. Die Männer lernten sich auf der Fahrt nach El Paso recht gut kennen, denn, wie sich Hamill erinnert, «erlegte uns das Heeresministerium nur eine einzige Vorschrift auf, und zwar die, dass wir täglich 24 Stunden beieinander bleiben mussten».

Als der Zug St. Louis erreichte, stiegen von Braun und Hamill in einen Pullman-Wagen um, in dem zufällig Verwundete aus der 82. und 101. Luftlande-Division sassen. Major Hamill hielt es für klüger, mit von Braun in einen anderen Wagen zu gehen. In Texarkana begann ein Zivilist im Wagen ein freundliches Gespräch mit von Braun und fragte ihn dabei, woher er stamme und in welcher Branche er tätig sei. Zu Hamills grosser Erleichterung erwiderte von Braun, er komme aus der Schweiz und sei «in der Stahlwarenbranche».

Bei ihrer Ankunft in Fort Bliss wurden von Braun und Hamill herzlich begrüsst. «Der Kommandierende General war Infanterist und in beiden Weltkriegen mehrmals verwundet worden», erinnerte sich Hamill später. «Ausserdem war er nicht von unserm Kommen verständigt worden. Doch eine günstige Seite hatte diese ganze Situation: wir konnten jetzt wenigstens Einzelzimmer bekommen, da wir uns nun auf militärischem Gelände befanden. Doch gegen halb zwölf Uhr nachts wurde ich vom Wachoffizier und dem Chef der Militärpolizei geweckt und erhielt den Befehl, zu meinem Reisegefährten hinüberzuziehen... Rücksichtsvollerweise versorgte uns jemand mit gutem Rum aus Juarez, und wir stiessen auf den ersten Friedensgefangenen im Südwesten an L»

Am 2. Dezember 1945 trafen weitere 55 Peenemünder Ingenieure in Fort Bliss ein. Bis zum Februar 1946 waren es in Deutsche, die der von Major Hamill geleiteten Organisation unterstanden. Sie trug den Namen «Büro des Chefs Heereswaffenabtei-

lung, Forschungs- und Entwicklungsdienst, Unterbüro (Rakete)». Dieser Titel und die dazugehörigen Ingenieure waren das einzige an der Organisation, was Eindruck machen konnte.

Die Heereswaffenabteilung hatte den Grundstein für ein amerikanisches Fernraketenprogramm gelegt, doch es war kein Unternehmen, das über grosse Mittel verfügen konnte oder eine hohe Dringlichkeitsstufe hatte. Mit dem nationalsozialistischen Deutschland war es aus, ebenso mit Japan. Allein die Vereinigten Staaten hatten, wie man annahm, die Atombombe. Ein neuer Krieg schien in weiter Ferne zu liegen, deshalb hielt man es nicht für gerechtfertigt, das Geld des Steuerzahlers für Raketenentwicklungen auszugeben.

Es gab keine phantastischen Prüfstände, keine Windkanäle, Laboratorien und lange Reihen von Werkzeugmaschinen in Fort Bliss. Die Heereswaffenabteilung hatte einige Mittel zur Verfügung gestellt, damit Militärraketen entwickelt werden konnten, doch das alles erreichte nicht annähernd die Peenemünder Ausmasse. Und wenn von Braun und seine Gruppe sich der Hoffnung hingegeben hatten, sie könnten in den Vereinigten Staaten ihre Fähigkeiten für Weltraumprojekte einsetzen, so* wurden sie sehr bald eines besseren belehrt. Was das amerikanische Weltraumprogramm im Jahr 1946 betraf, so hat es von Braun sehr bündig beschrieben: «Es gab keins.»

Major Hamill erwiderte auf eine in alle Einzelheiten gehende Verwaltungsanweisung aus Washington in folgenden Ausdrücken: «Dieses Memorandum ist handschriftlich abgefasst aufgrund der Tatsache, dass der Unterzeichnete das einzige Mitglied dieser Organisation ist, das Maschineschreiben kann, und infolge eines verstauchten linken Handgelenks diese Fähigkeit stark beeinträchtigt wurde ... Wo ist das Geld für meine Bostoner Teepartie?*)» Major Hamill und Oberst Toftoy mussten improvisieren

* 1770 schaffte England fast alle Zölle für seine amerikanischen Kolonien bis auf den Teezoll von drei Pence je Pfund ab; dieser Zoll sollte hauptsächlich deshalb bestehen bleiben, um den Amerikanern klarzumachen, dass sie England noch unterstanden. Die Amerikaner schmuggelten darauf neun Zehntel des Tees, den sie tranken, ein; dadurch wurde dieser teurer als regulär eingeführter und ver-

und «organisieren», um Unterkünfte und Arbeitsraum für ihre Schützlinge zu beschaffen. Der Anbau des William-Beaumont-Krankenhauses auf dem Fort-Bliss-Gelände wurde in ein Laboratorium verwandelt, und die Deutschen wurden in zweistöckigen Holzbaracken in der Nähe untergebracht.

Am 13. März 1946 wurde der Deckname *Overcast* durch *Paperclip* ersetzt, weil das Kasernengelände in Landshut in Bayern, auf dem die Familien der in den Vereinigten Staaten arbeitenden Peenemünder wohnten, den Spitznamen «Lager Overcast» erhalten hatte. Unter der Bezeichnung *Paperclip* wurde das Projekt wie bisher weitergeführt, nur wurden die Verträge der Deutschen nun auf unbestimmte Zeit verlängert, und diese konnten ihre Familien in die Vereinigten Staaten nachkommen lassen.

Weil die Deutschen nicht amerikanische Bürger waren, konnten sie nicht unmittelbar an dem amerikanischen Raketenprogramm teilnehmen. Einer von der alten Peenemünder Gruppe nannte das Unternehmen *Paperclip* scherzend Unternehmen «Eis-schrank». Und die Gruppe wurde tatsächlich während der ersten Zeit in Texas ziemlich auf Eis gelegt. Doch innerhalb der Grenzen, die ihnen die Vorstellungen jener Zeit und die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel auferlegten, haben die Deutschen tatsächlich einen grossen Beitrag zum amerikanischen Fernraketen-

zoller Tee. Im Jahr 1773 wurde der «British East India Company» das Vorrecht zugesprochen, in alle britischen Kolonien Tee einzuführen, also auch in Amerika. Da die Kompanie, die bereits am Rand des Bankrotts stand, über Riesenmengen unverkauften Tees verfügte, war sie gern bereit, den Teezoll zu bezahlen, wenn sie dafür Tee nach Nordamerika verkaufen konnte. Dieser Tee war wegen der Lage der Kompanie der billigste, der je nach Amerika verschifft worden war, und die Amerikaner glaubten, sie sollten durch den niedrigen Preis bestochen werden, den Teezoll freiwillig zu bezahlen. Die Kaufleute an der Ostküste, die mehr durch den billigen Preis, mit dem sie nicht konkurrieren konnten, und die Gefahr, dass diese Kompanie nicht nur für Tee, sondern auch für andere Waren ein Monopol erhalten könnte, beunruhigt wurden als durch den Zoll, veranlassten, dass die Schiffe der Kompanie in New York und Philadelphia nicht anlegen durften. In Boston dagegen warf die «Bostoner Teepartie», eine als Indianer verkleidete Gruppe von Bürgern, für 15'000 Pfund Sterling Tee von den Schiffen der Kompanie ins Meer. Grossbritannien antwortete mit harten Repressalien, um unter anderm diesen Betrag einzutreiben. – Major Hamills Formulierung im Jahr 1946 war also recht hart. A. d. U.

programm geleistet. «Sie waren vermutlich die am strengsten bewachte Gruppe von Zivilisten in unserer Geschichte», bemerkte Major Hamill später, «aber sie beklagten sich nicht darüber. Es gab einige unbedeutende Zwischenfälle, einige persönliche Rivalitäten, aber ernste Schwierigkeiten hatte ich nie mit ihnen. Sie waren völlig loyal und zudem die am fleissigsten arbeitende Gruppe, die ich je gesehen habe.»

Die Arbeit der Deutschen beschränkte sich auf zwei Hauptgebiete. Die Heereswaffenabteilung machte ihre Kenntnisse allen Befragern von der Heeresluftwaffe, der Marine, deren zivilen Vertragspartnern und jeder anderen Stelle, die ein legitimes Interesse an gelenkten Geschossen bekundete, zugänglich. Und Deutsche nahmen an den Abschüssen der V-2-Raketen aus Nordhausen teil; diese Abschüsse fanden statt, damit die Heereswaffenabteilung Erfahrungen sammeln konnte, die wertvoll für die Konstruktion und den Einsatz künftiger amerikanischer Fernlenkgeschosse waren. Die Heereswaffenabteilung lud auch Universitäten und Regierungsdienststellen ein, Instrumente in die V-2-Raketen einzubauen, um die obere Atmosphäre zu erforschen.

Die Abschüsse fanden 120 Kilometer von El Paso auf dem Versuchsgelände White Sands in Neumexiko statt, einer weissen Gipswüste von 200 mal 60 Kilometer Ausdehnung. White Sands wurde von Eidechsen, weissen Mäusen und Klapperschlangen bewohnt und im Westen von dem 1'500 Meter hohen Steinmassiv der Organ Mountains abgeschlossen.

Durch die Bemühungen von Oberst Toftoy und Oberst Harold Turner, dem Kommandeur von White Sands, wurden in dieser Wüste einige Möglichkeiten für den Raketeneinsatz geschaffen: einige Baracken aus Brettern, eine einzige zwölf Meter tiefe Raketenabschussgrube, in der Nähe ein massives Betonhaus und ein ausgedehntes Wellblechgebäude, in dem die V-2-Raketen aus Nordhausen zusammengebaut werden konnten.

Der Zusammenbau war eine schreckliche Arbeit. Die V-2-Teile und -Teilmontagen waren verrostet und ausgetrocknet; ausserdem waren sie auf ihrer langen Reise vom Mittelwerk ziemlich grob behandelt worden. Bei der Personalauswahl für das Un-

ternehmen *Overcast* waren seinerzeit keine Fertigungsmonteure und Techniker berücksichtigt worden, und Dr. Porter bemerkte dazu: «Meine Gesellschaft, General Electric, musste Zeichner, Verwaltungsleute und Techniker abstellen, um von Braun und seinen Leuten über die ersten schwierigen Zeiten hinwegzuhelfen.»

Doch die V-2-Raketen wurden zusammengebaut und die erste bei einem statischen Versuch am 14. März 1946 gezündet. Am 28. Juni 1946 stieg dann eine V 2, mit Instrumenten für die Erforschung der oberen Atmosphäre ausgerüstet, über der weissen Wüste und den zerklüfteten Gipfeln der Organ Mountains bis zu einer Höhe von 110 Kilometer auf. Weitere Schüsse folgten, von denen die grosse Mehrzahl erfolgreich und lohnend verlief. Doch ein Abschuss führte beinahe zu einer Katastrophe von internationalen Ausmassen, durch die die Welt erfahren hätte, was das Heer der Vereinigten Staaten auf dem Versuchsgelände White Sands tat.

Am 29. Mai 1947, abends sieben Uhr, wurde eine V 2 über die Organ Mountains geschossen. Sie sollte auf einer unbewohnten Stelle in der Wüste einschlagen. Stattdessen schwenkte sie nach Süden ein und flog über den Rio Grande nach Juarez in Mexiko, wo zufällig ein Volksfest gefeiert wurde. Glücklicherweise verfehlte sie die dichtbevölkerte Innenstadt von Juarez und schlug in einen Friedhof. Die verirrte V 2 tötete oder verwundete keine Mexikaner, – das mag erklären, weshalb die mexikanische Regierung den Zwischenfall nicht aufbauschte. «Die klassische Bemerkung zu dieser ganzen Affäre», sagte Hamill, «stammte von einem überenthusiastischen jungen Offizier, der stolz verkündete, wir seien die erste amerikanische Einheit, die eine Rakete auf ausländisches Gebiet geschossen habe. Dass man uns wegen dieses Verstosses keine Vorwürfe machte, war Oberst Toftoys ausgezeichnete Arbeit im Verteidigungsrat in Washington zu verdanken, aber auch der Tatsache, dass General Homer, der Kommandeur von Fort Bliss, nach Juarez fuhr und dort aus eigenem Antrieb die Entschuldigungen der Regierung der Vereinigten Staaten aussprach.»

Danach wurde ein kompliziertes und wirksames Sicherheitssystem in White Sands eingeführt, und die Abschüsse und das

Studium der V-2-Raketen nahmen als geheimes Unternehmen ihren Fortgang. Doch es war kein Geheimnis für die verhältnismässig wenigen Menschen, die vom Aufenthalt von Brauns und seiner Gruppe in Texas wussten, dass die Vereinigten Staaten, die jetzt die beste Raketenmannschaft der Welt zur Verfügung hatten, nicht den grösstmöglichen Gebrauch davon machten. Major Robert Staver besuchte, ehe er den Dienst quittierte und ins private Geschäftsleben zurückkehrte, Fort Bliss und meldete dem Forschungs- und Entwicklungsdienst im Pentagon, dass die Peenemünder Gruppe einen lohnenderen und weiterreichenden Auftrag erhalten sollte, als nur «am Abschuss einiger V-2-Raketen in der Wüste von Neumexiko mitzuhelfen».

Von Braun selbst bemerkte später: «Offen gesagt waren wir enttäuscht von dem, was wir etwa während des ersten Jahres in den Vereinigten Staaten fanden. In Peenemünde waren wir verwöhnt worden. Hier zählten sie uns die Pfennige vor. Die Streitkräfte waren entlassen worden, und alle Leute forderten, die militärischen Ausgaben einzuschränken.»

Von Braun fragte sich oft, was aus den Mitgliedern der riesigen Peenemünder Organisation geworden sein mochte, die nicht in die Vereinigten Staaten geholt worden waren. Er freute sich sehr, als er erfuhr, dass General Dornberger schliesslich doch nicht als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt worden war. Man hatte die Anklage gegen ihn stillschweigend fallenlassen. Nach Dornbergers eigener Ansicht war das geschehen, weil es unmöglich gewesen wäre, eine Anklage mit den von der V 2 hervorgerufenen Todesfällen unter Zivilisten zu begründen, nachdem man ohne Vorankündigung Atombomben auf die Bewohner von Hiroshima und Nagasaki geworfen hatte. Dornberger wurde jedoch, wenn auch nicht vor Gericht gestellt, nicht sofort aus der Gefangenschaft in jenem Schloss in Wales entlassen. Erst im Juli 1947 durfte er England verlassen und in amerikanischen Gewahrsam nach Deutschland zurückkehren. Er wurde damals nicht gebeten, zu seiner alten Peenemünder Mannschaft in Texas zurückzukehren, weil man den Eindruck hatte, dass es Probleme in der Öffentlichkeit geben werde, wenn man einen früheren deutschen General als Vorgesetzten der zivilen Ingenieure einsetzen wollte. Statt-

dessen wurde Dornberger von den amerikanischen Luftstreitkräften angestellt und arbeitete als Berater für Raketen auf dem Wright-Flugplatz in Ohio *.

Aber was geschah mit den Tausenden der anderen Peenemünder, die in Deutschland, überwiegend in der Sowjetzone, zurückgeblieben waren**? Bis zum Sommer 1946 hatte die Militärische Abwehr der Vereinigten Staaten zwei Dinge über sie festgestellt. Sie waren nicht in die Sowjetunion gebracht worden. Sie arbeiteten in Nordhausen und Bleicherode an Raketenprojekten, die, wie man trotz aller sowjetischen Geheimhaltungsbemühungen feststellen konnte, offensichtlich umfangreich waren.

Am 24. Juni 1946 erhielt Major Hamill eine vertrauliche Mitteilung vom Pentagon, in der er aufgefordert wurde, Antworten auf einige beunruhigende Fragen von v. Braun zu beschaffen, z.B. wie dieser die Fähigkeiten der Raketenleute in der Sowjetzone einschätzte oder wie lange es dauern könne, solche langfristigen Projekte wie die Interkontinentalraketen A 9, A 10 und A 11 fertigzustellen. Hamill übermittelte dem Kriegsministerium elf Seiten mit von Brauns Antworten, darunter die folgende Erwiderung auf die Frage, die die Militärische Abwehr am stärksten beunruhigte:

Es ist nicht zu bezweifeln, dass sich die Masse der fähigsten Mitglieder der Peenemünder Gruppe jetzt in den Vereinigten Staaten befindet. Unter den für die Russen arbeitenden früheren Peenemünder Fachleuten sind jedoch ebenfalls einige sehr gute. Nach Ansicht von Professor von Braun sind die beiden fähigsten... dieser Männer: Dipl.-Ing. Helmut Gröttrup... und Ingenieur Martin. Diese beiden Männer leiten – soweit wir zuverlässig unterrichtet sind – das russische Unternehmen: Neuentwicklung (Gröttrup) und A-4-Fertigung in Nordhausen (Martin).

* Dornberger verliess die amerikanischen Luftstreitkräfte im Jahr 1950 und trat bei der Bell Aircraft Company in Buffalo im Staat New York ein. Im Juni 1964 war er Vizepräsident und Chefwissenschaftler der Bell Aerosystems Company, einer Abteilung der Bell Aerosystems Corporation.

** Die grösste Zahl deutscher Raketenspezialisten, die gleichzeitig in den Vereinigten Staaten konzentriert waren, betrug 127; darunter befanden sich die 115 der ursprünglichen Overcast-Liste.

Im Hinblick auf künftige Entwicklungen wie A 9, A 10 und A 11 ist Gröttrup als sehr fähiger und kluger Leiter einer Entwicklungsgruppe anzusehen... Verglichen mit der Situation, die die deutsche Gruppe in den USA vorfand, hat er den Vorteil, fast komplette Prüfstände und eine vollständige Fertigungsanlage vorzufinden, die leicht mit der vorhandenen Zahl von ausgebildeten Mitarbeitern dieser Anlagen in Gang gesetzt werden können... Viele dieser Leute waren mit den allgemeinen Entwürfen der neuen Projekte A 9, A 10 und An vertraut. Prof. von Braun sagt in diesem Zusammenhang: «Ich bin überzeugt, ohne damit das Licht unserer Gruppe in Fort Bliss unter den Scheffel stellen zu wollen, dass Gröttrup in der Lage ist, allmählich eine tüchtige Gruppe aus früheren Peenemünder Leuten aufzubauen, die diese Entwicklungen für die Russen erfolgreich weiterbetreiben können.»

Diese Ansicht von Brauns aus dem Jahr 1946, die einer Warnung gleichkam, wurde von den amerikanischen Behörden zur Kenntnis genommen, aber weiter geschah nichts. Erstens gab es keine wirksamen Massnahmen, die sie hätten ergreifen können, um die Sowjets daran zu hindern, in Deutschland Raketenforschung zu betreiben, obwohl die Wiederaufnahme militärtechnischer Forschung in jedem Teil des besetzten Deutschlands durch einen Viermächte-Vertrag ausdrücklich verboten worden war. Zweitens schätzte man im Jahr 1946 die technischen Fähigkeiten der Sowjets allgemein nicht sehr hoch ein. Und solange die Russen keine Anstalten trafen, deutsche Spezialisten in die Sowjetunion zu bringen, schien die Arbeit in Nordhausen und Bleichrode auf die Dauer gesehen keine Bedeutung zu haben.

Als der Oktober 1946 kam, tat die Gruppe von Braun noch immer nicht mehr, als V-2-Raketen in White Sands zu erproben, während Helmut Gröttrup und seine Mitarbeiter noch in ihrer alten, vertrauten Umgebung tätig waren. Die Russen hatten kein Unternehmen *Overcast* durchgeführt. Wenn sie es sechzehn Monate nach Kriegsende noch nicht getan hatten, dann brauchten weder Helmut Gröttrup noch die Militärische Abwehr der Vereinigten Staaten oder sonst jemand anzunehmen, dass sie es je tun würden.

17 Die Züge kamen fahrplanmässig

Der 22. Oktober 1946 war ein anstrengender Tag für Helmut Gröttrup und seine Hauptmitarbeiter in Nordhausen. General Gaidukow, der russische Leiter der Sonderkommission für das *Institut Rabe* und die *Zentralwerke*, berief sie zu einer Sitzung zusammen. Die Pläne für die künftige Raketenentwicklung in der Sowjetunion, bei der Gröttrup und seine Mitarbeiter, wie ihnen versichert wurde, eine entscheidende Rolle spielen sollten, wurden gründlich erörtert. Die Gespräche dauerten den ganzen Tag und zogen sich bis zum Abend hin. Darauf lud General Gaidukow die müden Deutschen ein, als seine Gäste an einem Bankett teilzunehmen. Manche der Männer wären lieber nach Haus zurückgekehrt, doch keiner von ihnen wagte, Gaidukows Einladung auszuschlagen. Wodka floss in Strömen, man kam in Stimmung, und das Mahl zog sich bis weit nach Mitternacht hin.

Irmgard Gröttrup, die sich nie recht mit dem Gedanken hatte abfinden können, eine Raketenwitwe zu sein, wartete ungeduldig auf die Rückkehr ihres Mannes und ging schliesslich doch ärgerlich ins Bett. Kurz nach drei Uhr morgens wurde sie von einem Anruf geweckt.

Doch am Apparat war nicht Helmut, sondern eine aufgeschreckte, fast hysterische Frau. «Müssen Sie auch nach Moskau?» fragte sie.

«Lassen Sie doch solche Scherze! Oder haben Sie getrunken?» erwiderte Frau Gröttrup und warf den Hörer in die Gabel.

Doch andere Anrufe folgten, und die beunruhigende Wiederholung der Frage: «Müssen Sie auch nach Moskau? Bei uns sind die Russen schon im Haus!» zeigte deutlich, dass es sich bei dem, was da geschah, nicht um Scherze handelte. '

Dann hörte Frau Gröttrup Motorengeräusch, lief zum Fenster und sah die grossen Fahrzeuge mit dem roten Stern rund um das Haus halten. Soldaten mit Maschinenpistolen im Arm sprangen heraus. Die Haustür bebte unter den Faustschlägen, die Hausglo-

cke läutete Sturm. Um die Tür nicht aufbrechen zu lassen, öffnete Frau Gröttrup, und die Soldaten stürmten an ihr vorbei. Ihnen folgte ein höflich lächelnder Offizier, der nur sagte, dass die Gröttrups nach Russland führen – sofort.

Irmgard Gröttrup, die die Abwesenheit ihres Mannes erwünschte, erhielt die Erlaubnis, ihn anzurufen. Das Bankett war natürlich veranstaltet worden, um die Raketenspezialisten an einem Platz zusammenzuholen, damit sie erst, wenn es zu spät war, erfuhren, was in ihren Häusern vor sich ging. Erst als das Festmahl zu Ende war und sich alle Familien in Gewahrsam der Geheimpolizei befanden, teilte General Gaidukow Helmut Gröttrup und seinen Mitarbeitern mit, dass sie und der ganze Raketenbetrieb im Gebiet von Nordhausen nach Russland befördert würden.

Als Irmgard Gröttrup ihren Mann gegen vier Uhr morgens anrief, war er gerade von den Absichten der Sowjets unterrichtet worden. «Ich kann nichts machen», erwiderte er auf die erregten Fragen und Proteste seiner Frau. «Sei vernünftig! General Godowski im Zimmer; lauter Offiziere. Vielleicht komme ich noch einmal in die Wohnung, vielleicht sehen wir uns erst im Zug.»

Russische Soldaten streiften mit Säcken und Kisten durch das Haus der Gröttrups. Innerhalb einer Stunde hatten sie das Haus kahl gefegt – bis auf die Scherben von zerbrochenem Porzellan und Glas, die auf den Fussböden lagen. Irmgard Gröttrup, starr vor Schreck und Kälte, wurde mit ihren beiden kleinen Kindern und dem Mädchen zu einem Abstellgleis gefahren. Als sie vertraute ängstliche Gesichter aus den Fenstern einer langen Reihe alter Eisenbahnwagen starren sah, begriff sie den Ernst der Lage, aber auch, dass sie nicht die einzigen Opfer waren.

Als die Russen schliesslich mit ihrem eigenen *Unternehmen Overcast*¹ begannen, führten sie es im grossen Stil durch. Anders als die Amerikaner liessen sie sich nicht in einen langen Ausleseprozess ein. Sie stiessen sich auch nicht an solchen Kleinigkeiten wie Familien, die die deutschen Wissenschaftler begleiteten, Verhandlungen mit den Wissenschaftlern, ob sie in der Sowjetunion arbeiten wollten, oder Untersuchungen über ihre frühere Zugehörigkeit

zu nationalsozialistischen Organisationen. Fast ein Jahr lang hatte die Geheimpolizei des Generals Serow in aller Stille Listen der Männer in der russisch besetzten Zone aufgestellt, die der Sowjetunion vielleicht dabei helfen konnten, den Vorsprung der westlichen Wissenschaft einzuholen. Und dann fegte die Geheimpolizei in einer einzigen Nacht einige 5'000 Spezialisten in ganz Mittel- und Ostdeutschland zusammen. Ohne dass auch nur eine einzige Frage gestellt wurde, packte man 20'000 Deutsche – die Spezialisten mit ihren Angehörigen – in wartende Eisenbahnwagen.

Die sowjetische Geheimpolizei schlug rasch zu, mit geübter Hand und unpersönlicher Gründlichkeit. Ganze Familien von den Säuglingen bis zu den zittrigen Grosseltern wurden einschliesslich der Haustiere und der Wohnungseinrichtungen zu den Abstellgleisen der Eisenbahn geschickt. Die Russen nahmen sogar die Sauerkrautfässer aus dem Keller der Gröttrups mit. Jeder, der das Pech hatte, in der Nacht des 22. Oktober bei einem der unglücklichen Spezialisten zu Besuch zu weilen, wurde trotz heftiger Versicherungen, man könne das eine Ende eines Rechenschiebers nicht vom andern unterscheiden, mitverfrachtet. Die sowjetische Geheimpolizei ging weitherzig bei diesem Unternehmen vor. Der Offizier, der den Auftrag hatte, einen gewissen Dr. Ronge und seine Frau zum Zug zu bringen, beantwortete die Mitteilung, dass Ronges Frau vor drei Tagen gestorben sei, mit einem Achselzucken und dem Vorschlag, er möge sich doch irgendein anderes weibliches Wesen mitnehmen. «Getraut können Sie ja in Moskau werden!» In einigen Fällen war die Geheimpolizei rücksichtsvoll genug, die Geliebten der deutschen Spezialisten in das vorgesehene Zugabteil zu bringen und die Ehefrauen zurückzulassen.

Neben Helmut Gröttrup und 200 seiner leitenden Mitarbeiter wurden Hunderte von andern Raketenfachleuten aus der Prüfstation Lehesten und den Firmen Siemens, Telefunken, Lorenz und den Prager Walter-Werken in General Serows Netz gefangen. Indessen beschränkte die sowjetische Geheimpolizei ihre Tätigkeit keineswegs auf Raketenfachleute. Die deutsche Flugzeugindustrie, von der 80 von Hundert im östlichen Mitteldeutschland und

in Schlesien konzentriert worden war, damit sie dort den Angriffen schwerer britischer und amerikanischer Bomber entging, lieferte eine noch reichere Beute. 2'000 Düsenflugzeugspezialisten von Junkers, Heinkel, Focke-Wulf und von Versuchsstationen der Luftwaffe wurden mitgenommen, ebenso U-Bootfachleute und Optiker von den Zeisswerken in Jena. Jeder Deutsche, der für die Stärkung der militärischen und industriellen Kapazität der Sowjetunion von Nutzen sein konnte, wurde verfrachtet. Die Mehrzahl der Deutschen, die sich Rotarmisten mit Maschinenpistolen gegenübersehen, liess sich in die für den Osten bestimmten Züge treiben. Die wenigen, die protestierten oder zu entkommen suchten, wurden von der Geheimpolizei zwangsweise in die Züge geschleppt.

Der Zug, in dem den Gröttrups drei Abteile zur Verfügung gestellt wurden, begann am 23. Oktober nachmittags drei Uhr seine Fahrt nach Frankfurt an der Oder und weiter nach Brest-Litowsk an der russischen Grenze. Helmut Gröttrup richtete eins der Abteile als Arbeitsraum ein, in dem er einen kräftigen Protest gegen die Deportationen tippte. Der Minister für Bewaffnung in Moskau wies diesen Protest später zurück mit der Begründung, dass die Sowjetunion nach dem Potsdamer Abkommen das Recht habe, 5'000 Deutsche für Wiedergutmachungsarbeiten zu deportieren. Wenn Gröttrup und seine Mitarbeiter nicht an dieser oder anderer wissenschaftlichen Tätigkeit teilnehmen wollten, könnten sie dem Bergwerksministerium überstellt werden und im Ural in den Bergwerken arbeiten.

Die 92 Züge mit den deutschen Spezialisten und ihren Familien trafen vom 27. Oktober an im verschneiten Moskau ein. Die meisten Züge blieben tagelang auf Abstellgleisen stehen, ehe sie ihre Reise in verschiedene ferne Teile der Sowjetunion fortsetzten. Eine Gruppe von Raketenfachleuten wurde nach Gorodomilia, einer grossen Insel in einem See, 300 Kilometer nordwestlich von Moskau, geschickt. Helmut Gröttrup und seine Hauptmitarbeiter stiegen jedoch in der Hauptstadt aus und wurden in eine Datschen-Siedlung für bevorzugte Sowjet-Menschen in der Nähe von Moskau gefahren, wo auch sowjetische Bühnen- und Filmstars und die Ballerina Ulanowa ihre Häuser hatten.

Den Gröttrup wurde eine Datsche mit sechs Zimmern und einer Anzahl russischer Dienstboten zugewiesen; die Dienstboten staunten über ihren Kühlschrank und den Hoover-Staubsauger. Auch der BMW der Gröttrup traf aus Thüringen ein. Eine leere Fabrik in der Nähe, in der früher Tiefbohranlagen produziert und deren Maschinen hinter den Ural transportiert worden waren, als sich die deutschen Armeen Moskau näherten, wurde zum Raketenforschungszentrum umgebaut.

Gröttrup und die andern deutschen Raketenfachleute gewannen bald eine ungünstige Meinung über die unfähige Art und Weise, wie die Russen ihr Raketenprojekt in Angriff nahmen. Mangelnde Organisation und Störungen durch die grosse Zahl miteinander konkurrierender Ministerien, nachlässige Behandlung der benötigten Ausrüstung, die aus Deutschland herantransportiert worden war, das alles schien an der Tagesordnung zu sein. «Kein Wunder, dass er seinen aufsteigenden Zorn mit Wodka herunterspülen muss», notierte Frau Gröttrup über ihren Mann ins Tagebuch.

Gröttrup, der etwas wie eine vertragliche Sicherung für die Raketenfachleute erreichen wollte, beschwerte sich bei Generaloberst D.F. Ustinow, dem Minister für Bewaffnung:

«Wie sollen wir arbeiten, wenn es im Werk nichts gibt, kein Material, keine Geräte – nicht einmal Labortische! Kilometerlang liegen an den Bahngleisen die in Deutschland demontierten Prüfstände. Die A- und B-Behälter sind verbogen, die Träger verrostet unter dem Schnee. Das alles ist jetzt nur noch Schrott.»

«Herr Gröttrup, Sie sind nicht hier, um sich über mangelnde Organisation zu beschweren.»

«Was soll ich hier überhaupt?»

«Die Rekonstruktion der A 4 – der V 2 – ist fast beendet. Stellen Sie Aufgaben, Sie sind Hauptkonstrukteur für Raketenbau!»

«Wann können wir nach Hause?»

Bei dieser Frage lachte Minister Ustinow und erwiderte: «Wenn Sie mit einer Rakete um die Welt fliegen können!»

Doch allmählich, nur sehr langsam, besserten sich die Arbeitsbedingungen für das deutsche Raketenkollektiv. Helmut

Gröttrup und seine Kollegen machten sich eilends an die Arbeit und hängten sich dabei das moralische Mäntelchen um, dass sie damit nicht so sehr den Russen als der Verwirklichung einer grossen Idee dienten; sie waren überwiegend unpolitische Männer, die sich nur für das Raketenwesen interessierten.

Angestachelt von ihrer fixen Idee fuhren sie mit der Rekonstruktion und Verbesserung der V 2 fort. Doch ihre Ehefrauen beklagten sich bitter über die Lebensverhältnisse in Russland und über die Besessenheit ihrer Männer für technische Probleme. «Ich verstehe den Ärger und den Hass dieser Frauen», notierte Irmgard Gröttrup in ihrem Tagebuch. «Kaum eine von ihnen hat bisher die harte Schule mitgemacht, unter wirklich arbeitsbesessenen Männern zu leben. Unter Männern, denen eine neue Gleichung wesentlich wichtiger ist als ein angenehmes Bett. Wernher von Braun ass seine Pellkartoffeln am liebsten so, wie sie auf den Tisch kamen, um sich den mühsamen und zeitraubenden Vorgang des Schälens zu ersparen. Essen war nichts als ein notwendiges Übel. Wie sollen gute Mütter und Hausfrauen einen solchen Fanatismus begreifen ... Helmut. Der läuft mit einem Sonntags-Kindergesicht umher, wenn etwas Aussergewöhnliches entwickelt oder entdeckt worden ist.»

Am 26. August 1947 musste Irmgard Gröttrup mit etwas Schwererem fertig werden als mit «Klatsch und Missgunst» unter den deutschen Ehefrauen in der gemeinsamen Küche beim Raketenforschungszentrum in Moskau. Ein sowjetischer Beamter teilte ihr mit, dass ihr Mann Moskau verlassen habe; der Beamte wusste nicht, wohin Gröttrup gefahren sei und wie lange er fortbleiben werde.

Frau Gröttrup wartete zwei Wochen. Als sie nach dieser Zeit noch immer kein Wort von ihrem Mann oder sonst jemand gehört hatte, wo er sich aufhielt, ging sie zu dem blonden, stiernackigen russischen Direktor des Forschungszentrums, in dem die Deutschen arbeiteten, und stellte diesem ihre Fragen.

«Er schreibt eben nicht», erwiderte der Direktor. «Haben Sie nicht genug Geld? Ist die Verpflegung schlecht? Was wollen Sie überhaupt?»

«Meinen Mann!»

«Es gibt doch so viele Männer! – Möchten Sie verreisen?»
«Ich will meinen Mann wiederhaben! Wann kommt er zurück?»

«Wenn die Arbeit beendet ist», erwiderte der Direktor und deutete an, dass das Gespräch damit beendet sei.

Zwei Monate lang bestürmte Frau Gröttrup die russischen Beamten, um herauszufinden, wo sich ihr Mann aufhielt. Endlich teilte man ihr mit, sie dürfe zu ihm. Sie erhielt einen Platz in dem Nachtflugzeug von Moskau nach den Steppen von Kasachstan, 1'000 Kilometer ostwärts von Stalingrad. Sie fand Helmut Gröttrup in einer provisorischen Stadt aus Waggons und amerikanischen Militärzelten in einem sonst unbewohnten Wüstengebiet, wo sie die einzige Frau war. In der Nähe befand sich eine Abschussstelle. Helmut Gröttrup war von Moskau hierhergebracht worden, um auf der Steppe von Kasachstan eine Rakete abzuschiessen. Das Ereignis sollte in wenigen Tagen stattfinden. Ein aus Deutschland herantransportierter Prüfstand war bereits von einer Schweissbrigade aus Stalingrad aufgebaut worden.

Für den Start war der Morgen des 30. Oktober 1947 bestimmt worden. Der Tag dämmerte kalt und klar über der Steppe. Weder die Deutschen, die von Moskau hergebracht worden waren, noch die sowjetischen Techniker, die sie bewachen sollten, hatten in der Nacht schlafen können. Sie alle wurden von hohen Sowjetoffizieren und führenden Wissenschaftlern beobachtet, die in einem Bunker in der Nähe der Abschussstelle standen. Das Betanken der Rakete dauerte zwei Stunden. Dann liefen die Klarmeldungen von den verschiedenen Kinotheodolit-Stationen ein. Alle Instrumente und Systeme wurden synchronisiert. Die Startzählung begann. «Die Spannung ist so unerträglich, dass ich schreien oder heulen möchte», schreibt Frau Gröttrup in ihr Tagebuch. Doch bei «X minus 5», also fünf Minuten vor dem Startsignal, rutschte der Starttisch und mit ihm die Rakete schief zur Seite.

Die Startzählung wurde abgebrochen. Russische Ingenieure und Arbeiter liefen zum Starttisch und stellten fest, dass eins seiner Beine wegen einer gebrochenen Niete nachgegeben hatte. Die Arbeiter stemmten den Tisch hoch und brachten ihn mit Balken und Winden wieder in die Abschussposition.

Die Startzählung begann abermals. «X minus 1.» Und dann gab Helmut Gröttrup das Kommando, das General Walter Dornberger immer in Peenemünde gegeben hatte: «Start frei!» Die erste Langstreckenrakete, die je in der Sowjetunion abgefeuert worden war, eine V 2, die man in Nordhausen gefunden und dann nach Kasachstan transportiert hatte, hob sich langsam und peitschte den Sand über das Prüffeld. Dann wurde sie schneller, brüllte über den weiten Steppen aufwärts und verschwand am Himmel. Ein Flugzeug stieg auf und flog zum Zielort, fast 300 km entfernt, und funkte innerhalb einer Stunde, dass die V 2 genau im Ziel eingeschlagen sei.

Helmut Gröttrup wurde von dem russischen Direktor des Prüfstands umarmt, während ein Getobe von Schreien und Jubelrufen unter den russischen Ingenieuren und Arbeitern ausbrach. Die Deutschen waren zwar erleichtert, dass der Start erfolgreich verlaufen war, nahmen ihren Erfolg jedoch ruhig auf, so als ob er eine Selbstverständlichkeit wäre. Einige überlegten, ob der Erfolg vielleicht bedeute, dass sie die Arbeit, für die man sie in die Sowjetunion geholt hatte, beendet hätten und nun nach Haus fahren dürften.

Doch dieser erste erfolgreiche Probestart einer V 2 in Russland bedeutete nicht, dass das deutsche Raketenkollektiv nach Deutschland zurückkehren konnte. Die Russen waren von dem Versuch befriedigt und erklärten Helmut Gröttrup, dass sie daran interessiert seien, die V 2 zu verbessern und ihre Reichweite zu vergrößern. Dazu waren weitere Versuche und Forschungen notwendig.

Drei Jahre, nachdem die sowjetischen Geheimpolizisten an die Tür der Gröttrups in Mitteldeutschland gehämmert hatten, lebten Helmut Gröttrup und seine Frau immer noch in der Sowjetunion. Am 22. Oktober 1949 trug Irmgard Gröttrup in ihr Tagebuch ein: «Selbst Ustinow gab uns die Ehre seines Besuches. Doch mit Ehren ist das Gewissen nicht freizukaufen – wenigstens nicht für einen Mann wie Helmut. Wir haben den Minister gefragt, wie lange wir noch in Russland bleiben müssten. ‚Wenn Sie und Ihr ganzes Kollektiv mit einer Rakete nach Berlin fliegen können!‘ Mir ist der Humor vergangen, derartig orakelhafte Aussprüche nicht ernst zu nehmen.»

Die Gröttrups blieben auch im Jahr 1950 in der Sowjetunion. Dass sie sich zusammen mit 200 anderen Spezialisten des deutschen Raketenkollektivs und Tausenden von anderen Fachleuten auf solchen Gebieten wie Düsenflugzeugen und Unterseebooten dort befanden, war dem amerikanischen Nachrichtendienst durchaus bekannt. Ebenso wusste der sowjetische Nachrichtendienst, dass Wernher von Braun und die führenden Mitglieder der alten Peenemünder Gruppe in Texas mit Projekten für gelenkte Raketengeschosse beschäftigt wurden. Bereits am 3. Dezember 1946 konnten sowjetische Agenten eine Presse Verlautbarung der Presseabteilung des amerikanischen Kriegsministeriums lesen, in der die Welt zum erstenmal davon unterrichtet wurde, dass deutsche und österreichische Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten arbeiteten.

Doch im Jahr 1950 brachte die amerikanische Öffentlichkeit nur geringes Interesse dafür auf, dass deutsche Wissenschaftler sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in der Sowjetunion tätig waren. Unternehmen *Overcast* und sein sowjetisches Gegenstück schienen kaum mehr zu sein als eine der vielen nicht ganz uninteressanten Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg. Doch sieben Jahre später sollte es sich zeigen, dass mehr dran war an dieser Geschichte, eine Pointe, die einem erst viel später aufging, die dann aber buchstäblich um die ganze Welt lief.

Dritter Teil

Die Nachwirkungen

18 Die Saturn-Rakete

Am 4. Oktober 1957 nahm eine Gruppe von Weltraumexperten im Zusammenhang mit dem Internationalen Geophysikalischen Jahr an einer Konferenz in Washington teil. An diesem Abend besuchten sie eine Gesellschaft in der sowjetischen Botschaft. Einer der Wissenschaftler war Dr. Richard Porter von der Firma General Electric, der zwölf Jahre früher Wernher von Braun in Garmisch-Partenkirchen verhört und die Evakuierung des V-2-Personals aus Nordhausen geleitet hatte. Seit jener Zeit war Porter auf dem Gebiet der gelenkten Raketengeschosse tätig gewesen und war jetzt Vorsitzender der technischen Führungsgruppe, die dafür verantwortlich war, während des Internationalen Geophysikalischen Jahres einen amerikanischen Satelliten auf seine Umlaufbahn zu bringen.

Ein weiterer Gast in der sowjetischen Botschaft war Walter Sullivan, der naturwissenschaftliche Berichterstatte der *New York Times*. Während der Gesellschaft wurde Sullivan plötzlich ans Telefon gerufen. Sein Washingtoner Redakteur berichtete ihm von einem offiziellen Bericht aus Moskau, der eben eingegangen sei. Langsam legte Sullivan den Hörer auf die Gabel und ging zu Porter hinüber. «Er ist oben», flüsterte er Porter ins Ohr.

Sullivan und Porter gaben die verblüffenden Einzelheiten des Moskauer Berichts an Dr. Lloyd Berkner, den Chef des Programms der Vereinigten Staaten für das Internationale Geophysikalische Jahr, weiter. Berkner klopfte an der Hors-d'œuvre-Tafel an sein Glas. «Ich möchte etwas bekanntgeben», sagte er. «Ich habe soeben von der *New York Times* erfahren, dass sich ein russischer Satellit in einer Höhe von 900 Kilometern auf der Umlaufbahn befindet. Ich möchte unsern sowjetischen Kollegen zu ihrer Leistung gratulieren».¹

Diese ‚Leistung‘ war eine Metallkugel etwa von der doppelten Grösse eines Fussballs, ‚Sputnik I‘ genannt, das erste von Menschen gefertigte Objekt, das von einer starken Mehrstufenrakete

zu seinem erfolgreichen Umlauf um die Erde in den Raum geschossen worden war. Am 3. November 1957 starteten die Russen einen sehr viel schwereren Satelliten, ‚Sputnik II‘, der den Hund Laika beförderte. Der Hund war das erste Lebewesen, das auf diese Weise die Erde umkreiste.

Die Schockwellen, die sich aus Anlass des grossen sowjetischen Vorsprunges im Weltraum über Amerika ausbreiteten, wurden von bissigen Witzen gedämpft. Einer dieser Witze behauptete, die Sputniks begrüßten sich auf deutsch, wenn sie sich im Weltraum begegneten. «Wir haben die falschen Deutschen gefangen», jammerte ein amerikanischer General in der NATO.

Bei seiner ersten Pressekonferenz nach dem Start von Sputnik I sagte Präsident Eisenhower der amerikanischen Öffentlichkeit, es gebe einen Grund für den sowjetischen Vorsprung: «Von 1945 an, als die Russen alle [sic!] deutschen Wissenschaftler in Peenemünde fingen, haben sie ihre Aufmerksamkeit auf das ballistische Raketengeschoss konzentriert.»

Die Russen hatten sich tatsächlich seit 1945 auf das ballistische Raketengeschoss konzentriert, aber sie hatten natürlich nicht alle Peenemünder Wissenschaftler gefangen. Die führenden Männer dieser Organisation arbeiteten seit 1945 in den Vereinigten Staaten. Allerdings waren einige deutsche Raketenfachleute am 23. Oktober 1946 in die Sowjetunion gebracht worden, und es entstand der Verdacht, dass vor allem sie für die erstaunlichen Raketenerfolge der Russen verantwortlich seien.

Nikita Chruschtschow erwiderte auf diesen Verdacht in einer Rede am 22. Januar 1958 in Minsk: «Wir hatten tatsächlich eine kleine Gruppe von Deutschen, die bei uns arbeiteten und die nach Ablauf ihrer Verträge nach Deutschland zurückgekehrt sind oder jetzt dorthin zurückkehren.» Doch diese Deutschen waren, wie Chruschtschow betonte, nicht für die Sputniks verantwortlich. Diese seien vollständig von sowjetischen Wissenschaftlern entwickelt worden. Grinsend fragte Chruschtschow sein Publikum in Minsk: «Wenn Deutsche den Russen geholfen haben, warum helfen dann Deutsche nicht auch den Vereinigten Staaten? Schliesslich haben amerikanische Truppen den Chefkonstrukteur der V 2

gefangen, ihn nach Amerika gebracht, und jetzt baut er dort drüben Raketen².» (Lachen, Klatschen, Trampeln.)

Was hatte sich tatsächlich ereignet? In diesem Fall hatte Chruschtschow die Wahrheit gesagt, und die Wahrheit war beunruhigender als die beharrliche Legende, dass gefangene deutsche Wissenschaftler die grossen Mehrstufenraketen entwickelt hätten, mit denen die Sputniks auf ihre Umlaufbahn gebracht worden waren und die offensichtlich auch in der Lage waren, Atomsprenköpfe von der Sowjetunion an alle Punkte in Europa und selbst in den Vereinigten Staaten zu befördern.

Die Russen hatten mit dem deutschen Raketenkollektiv einen sorgfältig ausgearbeiteten Plan verfolgt. Aus diesem Kollektiv wurden alle Kenntnisse über die V 2 herausgepumpt, dann wurden seine Mitglieder einem langen Abkühlungsprozess unterzogen, während die Russen ihre eigenen Entwicklungen und Erprobungen durchführten, von denen sie den gefangenen Deutschen nichts erzählten. Von März 1951 an wurde den deutschen Raketenfachleuten ihr häufig ausgesprochener Wunsch, nach Haus befördert zu werden, erfüllt. Einige von ihnen blieben in Mitteldeutschland, andere reisten nach Westdeutschland, wo sie vom amerikanischen Nachrichtendienst überaus gründlich befragt wurden. Der sowjetische Nachrichtendienst gab sich keine sonderliche Mühe, diese Aussagen zu verhindern, weil er wusste, dass die Amerikaner nahezu nichts über die wirklichen sowjetischen Fortschritte im Raketenwesen von den heimgekehrten Deutschen erfahren konnten.

Helmut Gröttrup beispielsweise hatte zusehen müssen, wie seine Verantwortlichkeit und sein grosszügiges Gehalt nach jenem ersten grossen Morgen auf der Steppe von Kasachstan im Jahr 1947, als die erste, je in Russland abgeschossene Fernrakete, eine V 2, gestartet wurde, allmählich immer mehr abnahmen. Im Dezember 1950 wurde Gröttrup von seinem Posten als Chef des deutschen Raketenkollektivs abgelöst, und am 15. März 1951 vermerkte Irmgard Gröttrup in ihrem Tagebuch: «Das «deutsche Kollektive ist nur noch eine Fiktion. Die Herren bekommen ihre Einzelaufgaben von den Russen, sie werden einzeln nach den al-

ten Projekten ausgefragt.» Und am 17. Februar 1952 schrieb Frau Gröttrup: «Die Männer haben im Institut ein angenehmes Leben. Für die hierher versetzten russischen Ingenieure sind sie scheinbar etwas Ähnliches wie Museumsstücke... Sein Gehalt ist jetzt lächerlich klein. Über die Hälfte gekürzt.»

Am 15. November 1953 sagte man Helmut Gröttrup, dass er und seine Familie nach Haus fahren könnten. Sein letzter Auftrag in der Sowjetunion hatte nichts mehr mit Raketen zu tun *, es handelte sich um die Entwicklung eines «Elektronengehirns». Die Gröttrups kamen am 28. Dezember 1953 in Mitteldeutschland an und fuhrten weiter nach Westdeutschland, wo sie heute leben. Sie wurden freigelassen, weil die Russen sie nicht mehr brauchten und ebensowenig die Hilfe irgendwelcher anderer ausländischer Wissenschaftler.

Doch diese Wahrheit besass gewisse feine Schattierungen, die Chruschtschow bei seiner Ansprache in Minsk nicht erwähnt hatte. Die Russen, die 1945 keine Langstreckenrakete besaßen, hätten diese nicht so rasch entwickeln können, wenn ihnen nicht einige originale Exemplare der V 2 als Kriegsbeute in die Hände gefallen wären. Die sowjetische Leistung wäre gewiss auch erbracht worden, jedoch zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt, wenn sie sich nicht auf den Baublock des Nordhausener Mittelwerks, auf die dort gefundenen Kopien der Raketenpläne und die Anleitung durch Helmut Gröttrup und die andern Peenemünder Männer, die von der Geheimpolizei in die Sowjetunion befördert worden waren, hätte stützen können. Ebenfalls wahr ist es, dass die Sowjetunion nicht als erste im Weltraum gewesen wäre, wenn die Geschichte der Männer, die im Jahr 1945 im Zuge des Unternehmens *Overcast* in die Vereinigten Staaten gebracht wurden, einen andern Verlauf genommen hätte, wenn die reichste und in

* Doch hatte Gröttrups Arbeitsgruppe vorher noch einige Raketen mit stärkerem Schub, als letzte die R 14 mit einem Schub von 100'000 kg bei einem Gewicht von 73'000 kg in vollgetanktem Zustand, auf dem Reissbrett entwickelt. Irmgard Gröttrup (a. a. O. S. 238 ff.) gibt als Gesamtlänge der R 14 34 m, als Treibstoffgewicht etwa 65'000 kg, als Nutzlast etwa 3'000 kg und als Geschwindigkeit in 100 km Höhe 4'500 m/sec. an. (Die V 2 hatte dagegen einen Schub von 25'400 kg.) Die R 10, eine Vorgängerin, soll bereits 1952 nach erfolgreichen Proben im Serienbau gewesen sein. A. d. U.

technischer Hinsicht leistungsfähigste Nation der Welt ihre Beute dazu benutzt hätte, ein Raketen- und Weltraumprogramm mit der gleichen Entschlossenheit, die sie bei dem Atombombenprojekt gezeigt hatte, voranzutreiben.

Im Oktober 1946 waren die kurzfristigen Verträge der von-Braun-Gruppe in Fort Bliss um fünf Jahre verlängert worden. Im Dezember 1946 kamen die ersten Familien der Raketenfachleute aus Deutschland in Fort Bliss an. Im Jahr 1948 wurden die Überwachung und die Bewegungsbeschränkungen der Deutschen in Fort Bliss gelockert. Immer stärker wurde ihnen auch als geheim eingestuftes Material zugänglich gemacht, und es wurde ihnen erlaubt, sich um Ausweise als Ausländer mit ständigem Wohnsitz zu bemühen, womit der erste Schritt für die künftige amerikanische Staatsbürgerschaft getan wurde.

Im Jahr 1950 brauchte die Heereswaffenabteilung für das erweiterte militärische Raketenprogramm ein ständiges Forschungs- und Entwicklungszentrum in grösserem Massstab als Fort Bliss. Hauptsächlich durch die Bemühungen von Oberst Toftoy konnte ein geeigneter Komplex in Huntsville im nördlichen Alabama gesichert werden. Dazu wurden das alte Arsenal Huntsville, das im Zweiten Weltkrieg für das Chemische Korps benutzt worden war, und das nahe Arsenal Redstone, in dem im Krieg Artilleriegranaten hergestellt worden waren, zusammengefasst. Von Oberstleutnant James Hamill begleitet, trafen von Braun und seine Gruppe am 1. April 1950 in Huntsville ein und erhielten kurz darauf ihren ersten grossen Auftrag in den Vereinigten Staaten: die Entwicklung der Redstone-Rakete, eines Boden-Boden-Geschosses mit einer Reichweite von dreihundert Kilometern, das zur Unterstützung von Bodentruppen eingesetzt werden sollte.

Am 20. August 1953 wurde die Redstone-Rakete mit Erfolg vom Cape Canaveral, dem heutigen Cape Kennedy, gestartet. Es handelte sich um eine militärische Rakete, doch von Braun, dessen Dienstbezeichnung jetzt lautete: Chef, Entwicklungsabteilung für gelenkte Geschosse, Heereswaffenamt-Raketenlaboratorium, hatte seinen alten Traum nicht vergessen, den Raketenantrieb für die Weltraumforschung zu benutzen. Im September 1953 legte er Offizieren und Beamten von Heer und Marine einen ausführlichen

Plan vor, einen amerikanischen Satelliten auf eine Umlaufbahn zu befördern, indem man eine Redstone als Trägerrakete benutzte. Bis zum folgenden August hatten sich Heer und Marine entschlossen zusammenzuarbeiten, um mit diesem Projekt voranzukommen, das den Namen *Orbiter* erhielt. Von Braun und seine Mitarbeiter glaubten zuversichtlich, in diesem Projekt *Orbiter* bis Mitte 1956 einen amerikanischen Satelliten auf die Umlaufbahn bringen zu können.

Im April 1955 wurden von Braun und die meisten Mitglieder seiner Gruppe amerikanische Staatsbürger; der feierliche Akt fand in der Aula der höheren Schule von Huntsville statt. Sie hatten um die gleiche Zeit mit den Arbeiten an einer selbststeuern- den Rakete mittlerer Reichweite namens *Jupiter* für das Heer begonnen, – die Schussweite sollte etwa 2'400 Kilometer betragen. Diesen Fortschritten folgte eine niederschmetternde Enttäuschung. Am 29. Juli 1955 verkündete das Weisse Haus, dass Präsident Eisenhower seine Zustimmung zum Start eines die Erde umkreisenden wissenschaftlichen Satelliten als Beteiligung der Vereinigten Staaten am Internationalen Geophysikalischen Jahr gegeben habe, das im Juli 1957 beginnen sollte. Aber es sollte nicht die Redstone-Rakete sein, die diesen Satelliten auf seine Umlaufbahn bringen würde. Eine völlig neue nichtmilitärische Rakete, die *Vanguard*, sollte zu diesem Zweck von dem Marine-Forschungs-Laboratorium unter Leitung der Nationalen Akademie der Wissenschaften konstruiert werden. Am nächsten Tag, dem 30. Juli, machte die Sowjetunion bekannt, dass sie ebenfalls plane, während des Internationalen Geophysikalischen Jahres einen Erdsatelliten zu starten.

Von Braun und seine dem Heer unterstehende Gruppe gaben jedoch ihr Ziel der Weltraumforschung nicht auf, als das Projekt *Orbiter* so zu den Akten gelegt wurde. Im Mai 1956 beantragte das Heer, dass die Jupiter-Rakete als Alternative für die völlig unerprobte *Vanguard* bestimmt werden solle, falls sich bei deren Entwicklung Schwierigkeiten ergäben. Dieser Antrag wurde vom Verteidigungsministerium abgelehnt. Im November 1956 mussten von Braun und seine Raketenmannschaft einen weiteren

Schlag hinnehmen. Verteidigungsminister Charles Wilson gab einen Erlass heraus, der die Zuständigkeitsbereiche von Heer, Marine und Luftwaffe im Hinblick auf die Entwicklung von Raketen verschiedener Reichweiten abgrenzte. Damit fielen sämtliche Fernraketen in die Zuständigkeit der Luftwaffe, während sich das Heer auf Raketen beschränken musste, die eine Reichweite von nicht mehr als 320 km hatten. Das bedeutete, dass von Braun und seiner Gruppe, die für das Heer arbeiteten, offiziell die Erlaubnis entzogen wurde, Raketen zu entwickeln, die stark genug waren, um für die Weltraumforschung eingesetzt zu werden.

Nach dem Start der beiden ersten Sputniks wartete die Welt darauf, ob es den Vereinigten Staaten, die jetzt im Weltraumrennen weit hinten lagen, gelingen werde, einen Satelliten auf die Umlaufbahn zu bringen. Am 6. Dezember 1957 wurde eine Vanguard-Rakete zu diesem Zweck in Cape Canaveral bereitgemacht. Sie wurde gezündet, erhob sich wenige Meter und fiel in Flammen auf den Starttisch zurück – ein schrecklicher Versager.

Dann begann am 31. Januar 1958 um 8 Uhr 30 abends in Cape Canaveral das Countdown für eine weitere amerikanische Trägerrakete, die *Jupiter-C*. Das Verteidigungsministerium hatte seine Entscheidung überprüft und von Braun und seine Mitarbeiter von der «Heeresdienststelle Flugkörper» ermächtigt, einen Satellitenstart zu versuchen. In der Nase der Jupiter-C-Rakete befand sich *Explorer I*, ein kleiner Satellit, den das «Laboratorium für Düsenantriebe» an der Technischen Hochschule von Kalifornien konstruiert hatte. Der Start gelang vorzüglich und brachte *Explorer I* in seine Umlaufbahn. Im März 1957 schossen von Braun und seine Gruppe *Explorer 111* und im Juli 1958 *Explorer IV* ab. Diese Raketengruppe des Heeres erzielte auch noch weitere Erfolge, doch von Braun blieb trotz der Schmeichelei und Anerkennung in der Öffentlichkeit, die plötzlich auf ihn herabregneten, Realist. «Unsere kleinen *Explorer*... konkurrieren nur im Geist mit den *Sputniks*», sagte er. «Aber im Hinblick auf die Raketenkonstruktion erreichen sie sie nicht.» Und das traf zu. Die späteren Flüge der sowjetischen Kosmonauten, die immer sensationeller wurden und denen der amerikanischen Astronauten voraus waren,

bestätigten nur, dass die Russen einen beherrschenden Vorsprung im Bau von Trägerraketen hatten, die in der Lage waren, riesige Nutzlasten in den Weltraum zu schleudern.

Im Juli 1958 war der Versuch, den sowjetischen Vorsprung im Weltraum einzuholen, zu einem Unternehmen mit hoher Dringlichkeitseinstufung für die Regierung der Vereinigten Staaten geworden. Die Weltraumforschung wurde den militärischen Dienststellen aus der Hand genommen und einer neuen zivilen Dienststelle übertragen: der mit zahlreichen Mitarbeitern und hohen Finanzmitteln ausgestatteten NASA, der *National Aeronautics and Space Administration*, der «Nationalen Luftfahrt- und Weltraum-Verwaltung». Am 1. Juli 1960 wurden von Braun und seine Mitarbeiter von der «Heeresdienststelle Flugkörper» zur NASA versetzt. Ein Teil des Arsenal Redstone wurde «George-C.-Marshall-Raumflug-Zentrum» mit von Braun als zivilem Direktor. Nachdem von Braun sein Leben lang an militärischen Flugkörpern gearbeitet hatte, seit Walter Dornberger ihn im Jahr 1932 für das in den Kinderschuhen steckende deutsche Raketenprogramm eingestellt hatte, brauchte er sich nun nicht mehr damit zu beschäftigen. Sein Auftrag wurde in einfachen Worten in einer Broschüre erklärt, die am 8. September 1960 verteilt wurde; an diesem Tag fanden die Einweihungsfeierlichkeiten für das «George-C.-Marshall-Raumflug-Zentrum» in Huntsville statt, an denen unter anderem Präsident Eisenhower, Mrs. Marshall, Gouverneur Patterson von Alabama, Bürgermeister R. B. Searcy von Huntsville und Generalmajor a. D. Holger Toftoy teilnahmen.

Der gegenwärtige grosse Auftrag ist die Entwicklung eines leistungsfähigen und zuverlässigen Systems, das Lasten von vielen Tonnen Gewicht in eine Umlaufbahn um die Erde und in den tiefen Weltraum bringt. Die zu diesem Zweck zu entwickelnde Trägerrakete ist die ‚Saturn‘, die schliesslich in der Lage sein wird, Menschen um den Mond und zurück zur Erde zu befördern oder Instrumente auf dem Mars oder der Venus abzulegen.

Am 25. Mai 1961 ging ein neuer Präsident, John F. Kennedy, in einer Ansprache an den Kongress noch einen Schritt weiter, als

er die amerikanischen Ziele im Weltraum definierte: «Ich bin der Ansicht, dass sich unsere Nation dazu verpflichten sollte, ehe dieses Jahrzehnt zu Ende geht, das Ziel zu erreichen, einen Menschen auf dem Mond zu landen und ihn wohlbehalten zur Erde zurückzubringen.» Dieses Unternehmen erhielt den Namen *Projekt Apollo*.

An *Apollo* sind Hunderte von untereinander in Beziehungen stehende Organisationen in der Regierung und der Privatindustrie und über hunderttausend Menschen mit Kenntnissen in nahezu jeder bekannten Wissenschaft beteiligt. Wernher von Braun und seine Raketenmannschaft im Marshall-Raumflug-Zentrum sind heute nicht mehr wie damals im Jahr 1945 in Fort Bliss die einzigen erfahrenen Raumflugfachleute in den Vereinigten Staaten. Und dennoch hängt der Erfolg des *Projekts Apollo*, vor allem das Erreichen des Mondes, bevor die Sowjetunion dieses Ziel verwirklichen kann, ausschliesslich von der Entwicklung der Saturn-Rakete in Huntsville ab.

Die frühen Erfolge der Sowjets im Weltraum waren der ungeheuren Schubkraft ihrer Raketen zu verdanken, die grössere Kapseln auf Flüge von weit längerer Dauer schicken konnten als jede der von den Vereinigten Staaten konstruierten Raketen. Im Sommer 1965 aber waren die sowjetischen Raketen doch noch nicht stark genug, um eine bemannte Kapsel zum Mond zu schicken. Dazu muss sowohl von der Sowjetunion als auch von den Vereinigten Staaten eine völlig neue und riesenhafte Rakete konstruiert werden. Die amerikanische Rakete ist die Saturn. Die fortgeschrittenen Modelle dieser Rakete werden ein Startgewicht von 3'000 Tonnen haben, ebensoviel wie ein leichter Kreuzer.

Das Marshall-Raumflug-Zentrum verfügt über das Geld und die Begabungen, um die Saturn zu entwickeln. Es zahlt jährlich 55 Millionen Dollar an Gehältern für über 6'000 Menschen. Von diesen sind nur 89 frühere Peenemünder, denn viele aus dieser Gruppe, die im Jahr 1945 mit dem Unternehmen *Overcast* nach Texas kamen, verliessen mittlerweile den Dienst bei der Regierung und nahmen besser bezahlte Stellen in der Privatindustrie an. Von Braun konnte jedoch die älteste Raketenmannschaft

der Welt bis zu einem erheblichen Grad Zusammenhalten; diese Männer bilden jetzt den Kern der riesigen Marshall-Organisation*.

Im Jahr 1964 wurden einige Einwände gegen die unbedingte Einhaltung der zeitlichen Begrenzung 1970 laut, bis zu der Amerikaner zum Mond geschickt werden sollten, ebenso dagegen, dass einige vierzig Milliarden Dollar ausgegeben werden sollten, um ein Wettrennen mit der Sowjetunion zum Mond zu unternehmen. Es wurde sogar gelegentlich bestritten, dass ein solches Wettrennen tatsächlich vorbereitet werde. Doch nach dem Flug der *Wostok 11* am 18. März 1965, bei dem sich zum erstenmal ein Raumfahrer aus seinem Fahrzeug in die schwarze Leere des Weltraums hinauswagte, sagte Wassilj Selesnew, ein führender sowjetischer Raumfahrtbeamter, im Moskauer Fernsehen: «Das nun vor uns liegende Ziel ist der Mond, und wir hoffen, ihn in nicht allzu ferner Zukunft zu erreichen.»

Von Braun und die andern Mitglieder der alten Peenemünder Mannschaft in Huntsville zweifeln kaum daran, dass eine weiterentwickelte Saturn-Rakete bis 1970 fertig sein wird, um Amerikaner zum Mond zu befördern. Die Probeflüge der Saturn sind erstaunlich erfolgreich gewesen. Am 29. Januar 1964 stieg eine Saturn 1 in Cape Kennedy brüllend auf einem Flammenstrom zum Himmel auf und brachte ihre Nutzlast von zehn Tonnen in die Umlaufbahn, die schwerste Nutzlast in der Geschichte der Raumfahrt. Ein Leitartikler in der *New York Times* schrieb dazu: «Der erfolgreiche Flug der Saturn 1 am gestrigen Tag eröffnet eine neue Ära in der Weltraumforschung der Vereinigten Staaten. In weniger als sechs Jahren hat sich das Gewicht, das die Verei-

* Dr. Eberhard Rees ist von Brauns Stellvertreter für Forschung und Entwicklung, und die anderen Forschungs- und Entwicklungsabteilungen werden von Mitgliedern der alten Gruppe geleitet: Luftschissellehre Dr. E. D. Geissler, – Berechnung Dr. Helmut Hölzer; Fertigungstechnik Werner Kuers; Raumschiffahrt Dr. Walter Häussermann; Forschungsprojekte Dr. Ernst Stuhlinger; Antriebs- und Motorentchnik W. A. Mrazek; Qualitätskontrolle Dieter Grau; Prüfung Karl Heimberg. Direktoren der Personal- und Projektierungsbüros sind Dr. O. H. Lange für Saturn-Systeme, Dr. Hans Hüter für leichte und mittlere Motoren, Hans Maus für Gesamtplanung und H. H. Kölle für künftige Projekte. Dr. Kurt Debus leitet jetzt die Startabteilung in Cape Kennedy und untersteht unmittelbar der NASA-Hauptdienststelle in Washington.

nigten Staaten in die Umlaufbahn befördert werden können, etwa vertausendfacht. Das Objekt, das Saturn I am Himmel zum Kreisen gebracht hat, ist schwerer als jeder bis heute gestartete sowjetische *Sputnik*.»

Am 28. Mai und danach am 18. September 1964 schossen Saturn-Raketen unbemannte Versuchsmodelle des Apollo-Mondfahrzeugs mit einem Gewicht von 8,5 Tonnen, die von dem «Zentrum für bemannte Weltraumfahrzeuge» in Houston, Texas, konstruiert worden waren, in eine niedrige Umlaufbahn um die Erde. Am 30. Juli 1965 brachte die zehnte und letzte Saturn-i-Rakete einen riesigen geflügelten Satelliten namens *Pegasus 3* in eine Umlaufbahn um die Erde, – dieser *Pegasus* soll feststellen, wie gross die Gefahr von herumstreifenden kleinen Resten von Raumfahrzeugtrümmern für Astronauten und Raumfahrzeuge ist. Der nächste grössere Schritt, der für das weiterentwickelte Modell der riesigen Rakete, für die Saturn 5, vorgesehen ist, stellt die Beförderung von drei Menschen an Bord einer Apollo-Kapsel in eine Umlaufbahn um die Erde im Jahr 1968 dar; diese Menschen sollen dabei Erfahrungen für die Mondfahrt sammeln *.

Wenn man das tiefe unirdische Bassbrüllen der Saturn von der Brücke für statische Versuche durch die Strassen von Huntsville und über die nahen Baumwollfelder und Kiefernwälder dröhnen hört, glaubt man, dass der Mond nicht mehr annähernd 400'000 Kilometer entfernt ist, sondern nur noch sechzig Flugstunden von der Erde. Das Marshall-Raumflug-Zentrum ist eine stark beschäftigte Dienststelle und zu sehr an der Zukunft interessiert, als dass man dort viel über die Vergangenheit nachdenken könnte. Tatsächlich erinnern nur zwei Dinge in der Stadt Huntsville im Staat Alabama daran, wie die Saturn und das Zeitalter der Flugkörper begannen. Die Witzbolde in der Gegend nennen das Raumflug-Zentrum, bisweilen Peenemünde-Süd. Und vor dem Raumfahrtmuseum wie phantastische Pfeile, die zu den Sternen weisen, in einer Reihe aufgestellt, findet man eine Ausstellung der «Metallwaren»,

* Die Reihenfolge der Erprobungen hat sich mittlerweile leicht verändert.
A.d.U.

die von Braun und seine Mannschaft konstruiert haben. Am Anfang der langen Reihe steht, von einem Schrotthof auferstanden, die Grossmutter aller heute – sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in der Sowjetunion – benutzten grossen Raketen. Es ist eine V 2.

Anhang: Einige Fragen und Tatsachen über die Operation Overcast/Paperclip

Das Geheimprojekt des Generalstabs im Kriegsministerium, deutsche und österreichische Wissenschaftler und Ingenieure nach dem Zweiten Weltkrieg in die Vereinigten Staaten zu holen, war natürlich nicht das erste Beispiel dafür, dass Amerika das europäische wissenschaftliche Potential benutzte. Auf inoffizielle Weise war das bereits lange vor dem Sommer 1945 geschehen.

In den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besass Deutschland eine Schicht von Wissenschaftlern, die wahrscheinlich nirgendwo auf der Welt ihresgleichen hatte. Zu einem grossen Teil wurde sie zerstört, nachdem Hitler und die Nationalsozialisten im Jahr 1933 die Macht ergriffen, und erreichte ihren früheren Rang nie wieder. Man schätzt, dass Deutschland zwischen 1933 und 1939 wegen der nationalsozialistischen politischen und rassistischen Einstellung die Hälfte seiner Physiker und zwei Drittel seiner Physikochemiker verloren hat. Viele von diesen Männern emigrierten zusammen mit ihren Kollegen aus anderen europäischen Ländern in die Vereinigten Staaten. Um die Bedeutung dieses Fremdhilfeprogramms zu begreifen, das unbeabsichtigt von den Nationalsozialisten durchgeführt wurde, braucht man sich nur der Beiträge zu erinnern, die bei der Entwicklung der Atombombe von Einstein, dem Italiener Enrico Fermi und den Ungarn Leo Szilard und Edward Teller geleistet wurden.

Eine sehr erhebliche Zahl wissenschaftlicher Begabungen blieb jedoch während des Zweiten Weltkriegs im Dritten Reich. Hitler und seine Hauptgehilfen waren, obwohl sie sich um die abstrakten Wissenschaften nicht kümmerten, dann an der Wissenschaft interessiert, wenn sie unmittelbar für den militärischen Einsatz genutzt werden konnte – etwa in Gestalt von Düsenflugzeugen, neuen Arten von U-Booten und Raketen. Die Nationalsozialisten, die hofften, sie könnten die Kluft zwischen den Mengen konventioneller Streitkräfte, die dem Dritten Reich auf der einen

und den Alliierten auf der anderen Seite zur Verfügung standen, schliessen, brachten riesige Summen für die Entwicklung solcher Waffen auf, doch keine von ihnen wurde einsatzbereit, bevor die Niederlage des Dritten Reichs feststand.

Heute ist der Grund für dieses Misslingen offensichtlich. Der nationalsozialistische Staat, der ausländischen Beobachtern während der ersten Jahre des Krieges monolithisch und leistungsfähig erschien, war in Wirklichkeit eben nicht leistungsfähig, weil er ein Mosaik von miteinander rivalisierenden Ministerien, kleinlichen Bürokraten, rassistischen und politischen «Philosophen», einander bekämpfenden militärischen Organisationen und Geheimpolizeinrichtungen bildete, deren Tätigkeit schliesslich dazu führte, dass die Arbeit der Wissenschaftler des Dritten Reichs dauernd behindert wurde. Die Wissenschaftler selber scheinen keine eifrigen Anhänger Hitlers gewesen zu sein. Dr. Samuel Goudsmit, der aus Holland stammende Leiter der amerikanischen Alsos-Mission, die den Auftrag hatte, festzustellen, wie weit die Deutschen mit der Atombombenentwicklung fortgeschritten waren, schrieb später: «Im Ganzen gewannen wir den Eindruck, dass die deutschen Wissenschaftler ihr Land in den Kriegsanstrengungen nicht unterstützten. Das Entscheidende für sie war, dass sie von der Regierung Geld für ihre eigenen Forschungen erhielten, – dabei gaben sie vor, diese Forschungen könnten wertvoll für das Kriegswesen sein.»

Welche Einstellung die meisten deutschen Wissenschaftler auch zu den Nationalsozialisten gehabt haben mochten, die britische und die amerikanische Regierung erkannte, dass etwas mit diesen Wissenschaftlern geschehen musste, wenn das Dritte Reich kapitulierte. Diese Männer mussten aufgefunden und nach ihren unbezahlbaren Kenntnissen befragt werden. Noch wichtiger war es, sie daran zu hindern, den Kern einer künftigen deutschen militärischen Auferstehung zu bilden. Mit dem Entstehen von Düsenflugzeug, Atombombe und Fernrakete war es deutlich geworden, dass sich das Wesen der Kriegführung gewandelt hatte. Künftige Kriege würden nicht von Generalen und den traditionellen Land- und Seestreitkräften entschieden werden, sondern vom Wissenschaftler und den neuen Produkten seines Geistes.

Als im Herbst 1944 die Niederlage des Dritten Reichs zur Gewissheit wurde, begannen die britische und die amerikanische Regierung die Verwaltung des Nachkriegs-Deutschland zu planen. Diese Überlegungen führten zu dem Eclipse-Plan, der auch das Safehaven-Projekt berücksichtigte, das das Aussenministerium der Vereinigten Staaten bereits früher ausgearbeitet hatte. *Safehaven* beschäftigte sich besonders mit «der Kontrolle deutscher Einzelpersonen, die zum Wiedererstehen des deutschen Kriegspotentials nach dem Krieg in fremden Ländern beitragen könnten». Die Alsos-Mission fand neben ihren Atombombenuntersuchungen auch noch Zeit, die Gefahr für die Weltsicherheit, die das Vorhandensein einer grossen Gruppe begabter deutscher Wissenschaftler bildete, und die Probleme zu analysieren, die sich stellten, wenn man diese Wissenschaftler im besetzten Nachkriegs-Deutschland kontrollieren wollte.

Die Ergebnisse von *Eclipse*, *Safehaven* und *Alsos* waren jedoch noch nicht über das Diskussionsstadium hinaus gediehen, als das Dritte Reich plötzlich im Frühjahr 1945 zusammenbrach. Anfang Mai 1945 sah sich das Oberste Hauptquartier der Alliierten Expeditionsstreitkräfte gezwungen, an den Politischen Stab des Generalstabs im Kriegsministerium in Washington zu kabeln und um Anweisungen zu bitten, wie es die wissenschaftliche Forschung in Deutschland kontrollieren solle. Untersucher der Heeres-Boden- und -Luftstreitkräfte und der Marine waren in Deutschland tätig, doch ihre Aufträge beschränkten sich auf Vernehmungen an Ort und Stelle. Es gab keine verbindliche Politik, die die Verlegung deutscher Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten vorsah, und ebensowenig eine Politik für ihre künftige Überwachung. Es gab kein *Unternehmen Paperclip*, sondern nur eine Menge häufig miteinander rivalisierender technischer Gruppen innerhalb der amerikanischen Streitkräfte, die sich bemühten, deutsche Wissenschaftler aufzuspüren und dann an Ort und Stelle zu befragen.

Einige amerikanische Offiziere begriffen jedoch, dass durch kurze Befragungen in Deutschland die Kenntnisse dieser deutschen Wissenschaftler nicht völlig ausgebeutet werden konnten. Die Dokumentation scheint darauf hinzuweisen, dass Generalma-

jor Hugh J. Knerr, Stellvertreter des Kommandierenden Generals für die Verwaltung der Strategischen Luftwaffe der Vereinigten Staaten in Europa, als erster Amerikaner empfahl, ausgewählte deutsche Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten zu holen. Er schlug diese Massnahme Robert A. Lovett, dem Unterstaatssekretär für die Luftstreitkräfte im Kriegsministerium, vor, als dieser Anfang April 1945 den europäischen Kriegsschauplatz bereiste. Knerr dachte dabei an Fachleute, die bei der Entwicklung von Düsenflugzeugen auf dem Wright-Flugplatz in Ohio mit ihren Erfahrungen helfen könnten.

Am 22. Mai ging das bereits genannte – von Major Robert Staver geschriebene und von Oberst Joel Holmes unterzeichnete – Kabel von der Pariser Dienststelle der amerikanischen Heereswaffenabteilung an das Pentagon, in dem empfohlen wurde, hundert Raketenfachleute aus Peenemünde in die Vereinigten Staaten zu bringen. Um diese Zeit waren bereits Ausschüsse im Kriegs- und im Aussenministerium mit den Einzelheiten eines Plans beschäftigt, deutsche Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten zu holen. Tatsächlich befand sich übrigens eine kleine Gruppe von ihnen bereits in Amerika. Mitglieder der «Marine-technischen Mission in Europa» hatten im April 1945 Professor Herbert Wagner von den Henschel-Flugzeugwerken vernommen und waren zu dem Ergebnis gelangt, dass seine Kenntnisse von der Hs 2 T 3, eines von Flugzeugen gegen Flugzeuge eingesetzten funkgesteuerten Geschosses nur in den Vereinigten Staaten voll genutzt werden könnten. Am 4. Mai 1945 hatte der Leiter der Marine-Abwehr seine unverzügliche Evakuierung aus Europa gefordert, ohne förmliche politische Richtlinien dafür abzuwarten. Am 19. Mai 1945 trafen Wagner und vier seiner Assistenten, deren ««Kenntnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten», wie es hiess, ««nirgends auf der Welt ihresgleichen» hätten, in Washington ein. Nachdem sie vier Wochen lang in einem Washingtoner Hotel befragt worden waren, wurden sie nach Sands Point auf Long Island verlegt und arbeiteten dort an einem Geschossvorhaben der Marine, das den Namen Projekt 77 erhielt. Das war der Anfang der späteren ««Einfuhr» deutscher Wissenschaftler in grossem Umfang.

Bis zum 21. Mai 1945 waren viele der vorbereitenden Einzelheiten für *Overcast* geregelt. An diesem Tag sandte Major L. F. Cranford, Chef, Vernehmungsgruppe, Dienststelle des Stellvertretenden Luftwaffenstabschefs, Abwehr, ein Memorandum an den Stellvertretenden Luftwaffenstabschef, Abwehr:

BETRIFFT: Deutsche zivile Techniker

1. Der Stellvertretende Stabschef, Abwehr, Militärische Abwehr, Generalstab im Kriegsministerium, hat Gruppe für gefangenes Personal und erbeutetes Material, Militärischer Nachrichtendienst, verantwortlich beauftragt, unverzüglich eine Organisation aufzustellen und mit den nötigen Hilfsmitteln zu versehen, die die Behandlung obenerwähnten Personals übernehmen wird im Hinblick auf: Requirierung und Transport vom Europäischen Kriegsschauplatz zur Inneren Zone [d.h. in die Vereinigten Staaten], Unterbringung und Verpflegung, Bezahlung, Sicherung und alle andern hierher gehörigen Einzelheiten.

2. Sobald alle Einzelheiten mit Aussen- und Justizministerium und andern interessierten Dienststellen geklärt sind, wird obenerwähntes Personal auf Anforderung zu einem «Zentral-Pool» gebracht, wo es AAF, AGF und ASF [d.h. Heeres-Luft-, -Bodenstreitkräfte und -Versorgungskräfte] zur Vernehmung und Auswertung zur Verfügung steht. Obenerwähntes Personal darf zur weiteren Verwendung auch in andere Teile der Inneren Zone befördert werden.

3. Angehörige des obenerwähnten Personals werden nicht als Kriegsgefangene behandelt.

Doch erst am 19. Juli waren vom Aussen-, Justiz-, Handelsund Arbeitsministerium, von der Dienststelle für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung und anderen Regierungsstellen alle Einzelheiten geklärt und der Plan mit dem Decknamen *Overcast* versehen worden.

Overcast war ausdrücklich als kurzfristiges Projekt vorgesehen. Interessierte militärische Dienststellen sollten Generalmajor Clayton Bissell, dem Stellvertretenden Stabschef für militärische

Abwehr beim Generalstab im Kriegsministerium, «auf dem Dienstweg Namenslisten der zur Verwendung in den Vereinigten Staaten gewünschten Spezialisten» vorlegen. Die militärische Abwehr sollte die angeforderten Männer in die Vereinigten Staaten bringen und sie den Dienststellen überlassen, die sie angefordert hatten. Sämtliche Dienststellen, die dem Kriegsministerium (Heeres-Luft-, -Bodenstreitkräfte und -Versorgungskräfte) und dem Marineministerium unterstanden, das sich an dem Projekt beteiligte, durften insgesamt 350 Spezialisten anfordern. Diese sollten Verträge für sechs Monate erhalten, die auf weitere sechs Monate verlängert werden konnten, wie das in den meisten Fällen geschah. Nach einem Jahr der «Nutzung», wie diese Verwendung bezeichnet wurde, sollten sie von der militärischen Abwehr nach Deutschland zurückbefördert werden. Vorkehrungen, um die Familien der Wissenschaftler in die Vereinigten Staaten zu bringen, waren nicht getroffen worden.

Der offizielle Zweck des Unternehmens *Overcast* war es, die Fachkenntnisse der ausgewählten Wissenschaftler bei der Entwicklung von Waffen zu nutzen, die dazu beitragen konnten, «den Krieg gegen Japan abzukürzen». Am 19. Juli 1945 wussten nur sehr wenige von den Beamten und Offizieren, die an der Einrichtung des Unternehmens *Overcast* mitgewirkt hatten, etwas von der Atombombe und davon, dass diese dem Krieg gegen Japan ein rasches Ende machen würde. Als am 2. September 1945 der Waffenstillstand mit Japan geschlossen wurde, waren 350 Wissenschaftler für das Unternehmen *Overcast* ausgewählt worden, und es waren bereits Schritte unternommen, sie zu einer Aufgabe, die gar nicht mehr bestand, in die Vereinigten Staaten zu bringen. Inoffiziell hatte *Overcast* jedoch noch zwei weitere Ziele, die zwar nicht formuliert worden waren, über die sich aber alle mit dem Unternehmen in Verbindung stehenden Stellen völlig im klaren waren. Das eine Ziel war es, zu verhindern, dass die Deutschen in die Hand der Russen fielen, und das andere, sie daran zu hindern, zu einem Wiederaufleben der militärischen Macht Deutschlands beizutragen.

Overcast war also ein kurzfristiges, alle Waffengattungen betreffendes Unternehmen. Es ging dabei nicht nur und nicht einmal

überwiegend darum, die deutschen Raketenfachleute nach Fort Bliss in Texas zu bringen, obwohl sie später die berühmtesten der in die Vereinigten Staaten geholten deutschen Fachleute wurden.

Was war Operation Paperclip (Heftklammer)?

Soweit es dem Verfasser bekannt ist, hat jedes Buch, jeder Zeitungsartikel und Zeitschriftenaufsatz, soweit sie sich mit der Auffindung deutscher Wissenschaftler in Deutschland im Frühjahr 1945 und ihrer späteren Beförderung in die Vereinigten Staaten beschäftigten, dieses Unternehmen «Operation Paperclip» genannt. Das ist ein, wenn auch verständlicher, Irrtum. Wie in Kapitel 16 dargestellt, gab es zwar ein Unternehmen *Paperclip*, doch es handelte sich dabei einfach um eine Fortführung des ursprünglichen Unternehmens *Overcast*. Die frühere Kavalleriekaserne in Landshut, in der die Familien der Wissenschaftler von den Streitkräften der Vereinigten Staaten untergebracht worden waren, während die Männer mit ihren einjährigen Verträgen in Amerika arbeiteten, erhielt schliesslich den Spitznamen «Lager Overcast», – die Gründe dafür lassen sich nicht mehr feststellen. Da das Kriegsministerium fürchtete, dass sich daraus ein Sicherheitsproblem ergeben könne, benannte es *Overcast* einfach mit einem neuen Decknamen. Am 13. März 1946 gab der Sekretär der Vereinigten Stabschefs folgenden Aktenvermerk an die interessierten Dienststellen:

BETRIFFT: Änderung von Decknamen

1. Mit Wirkung vom heutigen Tag ist der Deckname PAPERCLIP an die Stelle des Decknamens OVERCAST getreten, da letzteres Wort bekannt geworden ist.
2. Die Bedeutung der bisherigen Bezeichnung OVERCAST wurde nicht bekannt; sie bezieht sich jetzt auf PAPERCLIP.

Unter den Namen *Paperclip* und als Ergebnis des Drängens der verschiedenen Waffengattungen, die den Wert der deutschen Wis-

senschaftler erkannten und sie nicht schon nach einem Jahr freigeben wollten, wurde eine Revision des ursprünglich kurzfristigen Verwendungsplans vom Generalstab im Kriegsministerium vorgenommen. Sie wurde am 31. Juli 1946 vom Kriegsminister genehmigt und dem Koordinierungsausschuss von Aussen-, Kriegs- und Marineministerium weitergegeben, der ein Verfahren ausarbeitete, das dem Präsidenten vom Aussenministerium empfohlen wurde. Harry Truman unterschrieb und genehmigte das Vorhaben am 3. September 1946.

Das modifizierte Projekt *Paperclip* öffnete die Tür für eine länger währende Verwendung der Deutschen und des Weiteren für ihre spätere Einstufung als Einwanderer, die das Recht hatten, die von ihnen abhängigen Angehörigen in die Vereinigten Staaten zu holen, von denen die ersten im Dezember 1946 kamen, – ausserdem wurde die Zahl der Wissenschaftler, die rekrutiert werden durften, von 350 auf 1'000 erhöht. Bis zum Frühjahr 1948 war *Paperclip* zu einem Unternehmen von beträchtlichen Ausmassen angewachsen. Am 18. Mai 1948 waren 1 136 Deutsche und Österreicher in den Vereinigten Staaten. 492 davon waren Spezialisten, 644 Angehörige. Von den Fachleuten wurden 177 vom Heer, 205 von der Luftwaffe, 72 von der Marine und 38 vom Handelsministerium beschäftigt.

Die grösste Gruppe waren nicht die Raketenleute in Fort Bliss, die im Frühjahr 1948 nur 127 Männer zählten, sondern sie wurde aus den 146 Spezialisten gebildet, die die Luftstreitkräfte auf dem Wright-Flugplatz in Ohio beschäftigten. Zwischen beiden Gruppen bestand jedoch ein bedeutender Unterschied. Die Raketenfachleute waren eine geschlossene, integrierte Mannschaft, die seit Jahren zusammenarbeitete, während die anderen Wissenschaftler des Unternehmens *Paperclip* begabte einzelne Männer waren, die nicht zu mehreren an einer bestimmten grossen Aufgabe arbeiteten.

Die Rekrutierung deutscher Wissenschaftler für die Arbeit in den Vereinigten Staaten hörte erst Anfang 1950 auf, als es der Bonner Regierung gelang, die Regierung der Vereinigten Staaten zu veranlassen, die ständige Inanspruchnahme einer der natürlichen Hilfsquellen Westdeutschlands einzustellen.

Gab es eine Opposition gegen die Operation Overcast und Paperclip?

Die amerikanische Öffentlichkeit und die gesetzgebenden Körperschaften der Vereinigten Staaten hatten keine Gelegenheit, ihre Zustimmung oder Ablehnung zu dem ursprünglichen Projekt *Overcast* zu äussern. Das Kriegsministerium brachte mit Zustimmung des Aussenministeriums die deutschen Wissenschaftler einfach nach Amerika und setzte sie an die Arbeit, ohne offiziell überhaupt zu verkünden oder zuzugeben, dass sie sich im Land befanden; das geschah erst am 3. Dezember 1946.

Aus heutiger Sicht wäre es wenig sinnvoll, wenn man nachträglich einzelne Personen wegen ihrer Haltung unmittelbar nach dem Kriege kritisieren wollte, als die gefühlsmässige Einstellung gegen alles, was aus Deutschland kam, sehr leidenschaftlich war; es gibt zahlreiche Anzeichen dafür, dass manche amerikanischen Offiziere, Regierungsbeamte und Wissenschaftler die Verwendung deutscher Wissenschaftler keineswegs gern sahen, ob sie nun nominell der NSDAP angehört hatten oder nicht. Jedenfalls ist es so vorausschauenden Männern wie Oberst Trichel und Oberst Toftoy zu verdanken, dass sie den Nutzen begriffen, der den Vereinigten Staaten auf die Dauer daraus erwachsen musste, wenn sie die deutschen Raketenfachleute einsetzten, und dass sie diese Einstellung energisch in dem Papierkrieg mit zahlreichen Pentagon-Ausschüssen im Jahr 1945 durchfochten.

Als am 3. Dezember 1946 die Presseabteilung des Kriegsministeriums zu erstenmal bekanntgab, dass die deutschen und österreichischen Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten arbeiteten, erhob sich erhebliche Kritik.

Am 30. Dezember 1946 sandte eine Gruppe von hervorragenden Persönlichkeiten, darunter Albert Einstein, Richard Neuberger, Philip Murray, Rabbi Stephen Wise und Norman Vincent Peale, folgendes gemeinsame Telegramm an Präsident Truman:

Wir betrachten diese Individuen als potentiell gefährliche Überträger von Rassen- und religiösem Hass. Ihre frühere hervorragende Stellung als Mitglieder und Anhänger der Natio-

nalsozialistischen Partei wirft die Frage auf, ob sie geeignet sind, amerikanische Bürger zu werden und Schlüsselstellungen in industriellen, wissenschaftlichen und erzieherischen Einrichtungen Amerikas einzunehmen. Wenn es für unbedingt erforderlich gehalten wird, diese Individuen in den Vereinigten Staaten zu verwenden, dann bitten wir Sie ernstlich, sicherzustellen, dass ihnen nicht der ständige Wohnsitz oder die Staatsbürgerschaft gewährt wird und damit die Gelegenheit, die es ihnen ermöglichen könnte, antidemokratische Lehren zu verbreiten, die unsere nationale Einheit zu untergraben und zerstören suchen.

Der Ausschuss für Recht und gemeinschaftliches Handeln des amerikanisch-jüdischen Kongresses unternahm eine eingehende Untersuchung des Projekts *Paperclip* und legte die Ergebnisse Senator Homer Ferguson vor, um nach Möglichkeit seine Unterstützung für eine Untersuchung durch den amerikanischen Kongress zu gewinnen. Der Abgeordnete John Dingell, Michigan, erklärte dem Repräsentantenhaus, «er hätte nie geglaubt, dass wir geistig so arm seien... für die Verteidigung unseres Landes importieren zu müssen». Am 22. Januar 1946 schrieb Dr. Vannevar Bush, Direktor des Büros für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung, an Präsident Truman, dass seiner Ansicht nach das Unternehmen *Paperclip* «entschieden unklug» sei.

Am 24. März 1947 schrieb W. A. Higenbotham, der geschäftsführende Sekretär des Verbandes amerikanischer Naturwissenschaftler, einer Organisation, die dreitausend Mitglieder besass, an Präsident Truman und empfahl, dass deutschen Wissenschaftlern, die in die Vereinigten Staaten geholt würden, um an militärischen Forschungsprojekten zu arbeiten, Stellungen in der Privatindustrie oder im Erziehungswesen verschlossen blieben. «Jede Begünstigung, die solchen Individuen erwiesen wird», schrieb Higenbotham, «stellt, selbst wenn sie aus militärischen Gründen erfolgt, eine Beleidigung für die Völker aller Länder dar, die kürzlich noch an unserer Seite kämpften, für die Flüchtlinge, deren Leben vom Nationalsozialismus zerstört wurde, für unsere unglücklichen Wissenschaftlerkollegen der früheren besetzten

Länder und für alle anderen, die unter dem Joch litten, das diese Männer schmieden halfen.»

Proteste wie diese liessen jedoch mit dem Beginn des Kalten Krieges nach und hörten allmählich völlig auf. Bis zum August 1949 hatte sich die Nachkriegsfeindseligkeit in einem solchen Mass gewandelt, dass Wernher von Braun zum Ehrenmitglied der Britischen Interplanetarischen Gesellschaft ernannt werden konnte – «in Anerkennung Ihrer grossen Pionierleistungen auf dem Gebiet der Raketentechnik».

Was gewannen die Vereinigten Staaten aus den Operationen Overcast und Paperclip?

Es soll festgehalten werden, dass die im Rahmen des Unternehmens *Overcast* in die Vereinigten Staaten gebrachten deutschen Wissenschaftler, während sie noch für die amerikanischen Streitkräfte arbeiteten, bescheidene Angestelltengehälter erhielten, die in keinem Fall zehntausend Dollar im Jahr überschritten; dazu bekamen sie Unterkünfte, die man bestenfalls als bescheiden bezeichnen kann. Keiner von ihnen ist je an einem Fall von Geheimnisverrat, Subversion oder Spionage beteiligt gewesen. Als die Vereinigten Staaten diese Männer rekrutierten, enthielten sie der Sowjetunion ihr Fachwissen vor und ernteten selbst sehr beträchtlichen Nutzen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches war nicht in der Lage zu ermitteln, welche greifbaren Erfolge die Verwendung eines Mannes des Unternehmens *Paperclip* im Bergwerksbüro von Grand Forks, North Dakota, oder zweier Männer im Institut der Streitkräfte für Ernährung und Verpackung in Chicago erbracht haben. Aber selbst wenn man die Männer beiseite lässt, die an Projekten der Luftstreitkräfte und der Marine gearbeitet haben, so lassen sich doch die Beiträge der früheren Peenemünder Raketenfachleute zugunsten der Vereinigten Staaten feststellen. Diese Gruppe, die stets mit Vertretern der amerikanischen Industrie, der Regierung und der Universitäten zusammenarbeitete, war überwiegend verantwortlich für eine Anzahl rein militärischer Flugkörperentwicklungen im Auftrag der Heereswaffenabteilung. Zu diesen gehören:

a) Das erste Eindringen Amerikas in die äussere Atmosphäre. Am 29. Februar 1949 trug in White Sands eine V 2 eine zweistufige WAC-Corporal-Rakete bis zu einer Höhe von 417 Kilometer, ein Rekord, der acht Jahre lang bestand.

b) Der erste erfolgreiche Start eines Raketengeschosses von mittlerer Reichweite, der Jupiter-Rakete von 2'500 km, im Mai 1957.

Als sich die frühere Peenemünder Gruppe, die für die Heereswaffenabteilung arbeitete, dann mit Weltraumprojekten beschäftigte, produzierte sie:

a) Den ersten amerikanischen Erdsatelliten, Explorer I, der am 31. Januar 1958 von einer Rakete Jupiter C auf seine Umlaufbahn gebracht wurde.

b) Den ersten amerikanischen Sonnensatelliten, Pioneer IV, am 2. März 1959.

c) Den ersten amerikanischen Flug von Lebewesen in den Weltraum mit den Affen Able und Baker und ihre erfolgreiche Rückkehr am 28. Mai 1959.

d) Die Heeresrakete Redstone, mit der am 5. Mai 1961 der erste amerikanische Astronaut, Alan Shepard, in seine Bahn gebracht wurde, – dieser Flug wurde am 21. Juli 1961 von Virgil Grissom wiederholt.

John Glenn, der erste Amerikaner, der die Erde umkreiste, legte seine drei Umläufe in einem Mercury-Raumfahrzeug zurück, das am 20. Februar 1962 vom Modell D der Atlas-Rakete gestartet wurde. Diese Rakete war nicht von der Arbeitsgruppe Braun, sondern von der amerikanischen Luftwaffe als interkontinentaler Flugkörper entwickelt und für diese Aufgabe nur modifiziert worden. Das gleiche gilt für die Titan-Rakete, die die Astronauten Gordon Cooper und Charles Conrad für ihre rekordbrechende achttägige Reise am 21. August 1965 in ihre Umlaufbahn trug. Doch weder die Titan noch die Atlas sind stark genug, um als Startrakete für die Mondfahrt des Projekts Apollo dienen zu können.

Seit von Braun und seine Gruppe am 1. Juli 1960 zur zivilen NASA versetzt wurden, haben sie die Saturn 1 entwickelt, die einen Schub von etwa einer halben Million Kilogramm hat. Mit Saturn 1 sind von Cape Kennedy aus zehn Probeflüge unternommen worden, der letzte am 30. Juli 1965; alle gelangen. Das vervoll-

kommnete Modell dieser Rakete, die Saturn 5, wird Triebwerke besitzen, die beim Start einen Schub von annähernd dreieinhalb Millionen Kilogramm erzeugen, also zwanzigmal soviel wie die der Atlas. Der Hangar für diese Saturn 5 wird das grösste Gebäude der Welt werden: 218 m hoch, 158 m breit mit einer Bodenfläche von 3,2 ha. Der gesamte für die Mondreise benötigte Startkomplex soll eine Insel des Staates Florida mit einer Ausdehnung von 3'200 Hektar sein, sechsmal so gross wie Manhattan. Von diesem Komplex aus wird die Saturn 5, mit der im Jahr 1965 bereits zahlreiche gelungene statische Versuche unternommen wurden, eine unbemannte Apollo-Kapsel im Jahr 1967 auf eine Umlaufbahn um die Erde bringen. Und von diesem Komplex aus wird später die Saturn 5 amerikanische Astronauten zum Mond befördern.

Wurde der Fern-Flugkörper in Peenemünde erfunden?

Von Braun selbst wäre der letzte, der behaupten würde, er und seine Gruppe hätten den Fern-Flugkörper erfunden oder die grundlegenden Theorien und die Mathematik des Raketenantriebs entwickelt. Solche Entwicklungen sind notwendigerweise in ihrer Konzeption international, das Ergebnis der bahnbrechenden Arbeiten vieler Männer in vielen Ländern. Nur ein Beispiel: Dr. Robert Goddard aus Worcester in Massachusetts hatte bereits 1914 Patente auf eine mehrstufige Rakete und auf einen mit flüssigen Brennstoffen betriebenen Raketenmotor erhalten, zwei Konzeptionen, die später die fundamentalen Baueinheiten für die Weltraumforschung bilden sollten. Am 16. März 1936 startete Goddard in Auburn, Massachusetts, die erste erfolgreiche Flüssigkeitsrakete; sie erhob sich zwölf Meter in die Luft. Hätte Goddard, der 1944 starb, in den dreissiger Jahren die notwendigen Mittel von militärischen oder Regierungsdienststellen erhalten, dann hätten die Vereinigten Staaten vielleicht eine Fernrakete besessen, ehe die V 2 eingesetzt werden konnte. Doch so erreichte keine von Goddards Raketen mehr als ein paar hundert Meter

Höhe. (Milton Lehman veröffentlichte 1963 eine ausführliche Biographie über Goddard unter dem Titel *This High Man.*)

In Peenemünde dagegen wurden von Braun und seinen Mitarbeitern die nötigen Männer, Rohstoffe und Geldmittel zur Verfügung gestellt, mittels ihrer Phantasie und ihres hervorragenden technischen Könnens die bestehenden Theorien und die vorausgegangenen primitiven Experimente praktisch auszuwerten und weiterzuentwickeln. Das Ergebnis war die V 2, der erste Fernflugkörper der Welt, dessen verfeinerte und verbesserte Nachkommen alle heutigen Raketen sind.

Was wurde aus den an der Operation Overcast beteiligten Männern?

Wie in Kapitel 18 vermerkt, gelang es von Braun als Direktor des George-C.-Marshall-Raumflug-Zentrums, 89 von den früheren Peenemünder Männern als integrierte Arbeitsgruppe bei sich zu behalten. Sie sind die älteste Mannschaft von Raketenfachleuten der Welt, mit Erfahrungen auf diesem Gebiet, die drei Jahrzehnte umspannen. Einige Mitglieder der 127 Köpfe zählenden Gruppe in Fort Bliss gingen später in die Privatindustrie, nachdem sie die amerikanischen Bürgerrechte erhalten hatten.

Bernhard Tessmann, der die V-2-Dokumente im Bergwerk Dörnten versteckte, ist noch bei von Braun im Marschall-Raumflug-Zentrum. Doch Dieter Huzel beispielsweise, der Mann, der mit Tessmann zusammen die Dokumente versteckte, befindet sich jetzt in Kalifornien bei der «North American Aviation's Space and Information Systems Division». Dr. Martin Schilling ist Vizepräsident für Technik und Forschung der «Raytheon Company»; von Brauns jüngerer Bruder Magnus arbeitet in der Flugkörperabteilung der «Chrysler Corporation»; Dr. Theodor Buchold bei der «General Electric»; Krafft Ehricke bei der «Convair Astronautics Division» der «General Dynamics»; Dr. Ernst Steinhoff bei der RAND-Corporation; Walter Riedel kehrte nach Westdeutschland zurück und nahm dort einen Posten in der Privatindustrie an usw. Trotzdem ist die Arbeitsgruppe von Braun

in Huntsville, Alabama, grundsätzlich die gleiche, die den Kern der Peenemünder Organisation bildete.

Wie in den Kapiteln 15 und 16 berichtet, kam Generalmajor Walter Dornberger erst im Juli 1947 in die Vereinigten Staaten und schloss sich nicht seiner alten Peenemünder Mannschaft an, sondern arbeitete als Berater für Flugkörper bei der amerikanischen Luftwaffe. Im Mai 1950 trat Dr. Ing. Dornberger bei der «Bell Aircraft» ein. Im Juni 1964 war er Vizepräsident und Chefwissenschaftler der «Bell Aerosystems Company», einer Abteilung der «Bell Aerospace Corporation» in Buffalo. Dr. Dornberger, der auch Ende der Sechzig noch tatkräftig und energisch ist, hat an einer Reihe entscheidender Raumfahrtprojekte mitgearbeitet, etwa an der Bell-X-1, dem ersten Raketenflugzeug der Welt, und an dem von einer Rakete gestarteten, überschallschnellen Gleitflugzeug Dyna-Soar. Er ist ein leidenschaftlicher Befürworter bemannter Weltraumfahrzeuge, die im Weltraum manövrieren und nach dem Flug auf einen vorher bestimmten Landestreifen zurückgebracht werden können.

Die Amerikaner, die im Frühjahr 1945 am Unternehmen *Overcast* beteiligt waren, haben sich alle von der Braun-Gruppe getrennt und sind ihre eigenen Wege gegangen. Robert Staver verliess den aktiven Heeresdienst im Dezember 1945 als Oberstleutnant der Reserve und lebt jetzt in Los Altos, Kalifornien, in der Nähe seiner Alma Mater, der Stanford-Universität; beruflich hat er nichts mehr mit Raketen zu tun. Dr. Richard Porter lebt in Connecticut und ist bei der «General Electric Company» geblieben. Er wurde im Jahr 1955 zum Präsidenten der Amerikanischen Raketengesellschaft gewählt und ist nun Präsident des Internationalen Komitees für Weltraumforschung, COSPAR. Joel G. Holmes verliess den aktiven Dienst im Heer mit dem Rang eines Brigadegenerals und arbeitet jetzt im Vorstand der «Mason 81 Hanger-Silas Mason Co.», einer Firma für Technik und Bauwesen in Burlington, Iowa. Oberst Gervais Trichel verliess im Jahr 1947 den aktiven Dienst und wurde später Direktor des Europabüros der «Chrysler Corporation Defense Operations Division»; jetzt ist er Vorstandsmitglied bei Chrysler in Detroit. James Hamill war militärischer Chef des Flugkörperzentrums der Heereswaffenabtei-

lung in Huntsville, Alabama; vor seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst im Jahr 1961 leitete er als Oberst das Ballistische Forschungszentrum auf dem Versuchsgelände Aberdeen. Er lebt jetzt in Washington und arbeitet bei der «American Ordnance Association».

Holger Toftoy kennt vermutlich von Braun und die alten Peenemünder am besten von allen Amerikanern. Von August 1945, als er, damals Chef der Raketengruppe der amerikanischen Heereswaffenabteilung, in dem Schulhaus von Witzenhausen eintraf, mit der Vollmacht, hundert deutsche Raketenspezialisten für die Arbeit in den Vereinigten Staaten auszuwählen, bis 1958, als er von seinem Posten als Kommandierender General des Arsenal Redstone versetzt wurde, hatte Toftoy nicht nur als militärischer Führer, sondern auch als Freund und Vertrauter der deutschen Gruppe gewirkt, die während dieser Zeit einige bedrückende Perioden der Enttäuschung und Entmutigung erlebte. Toftoy ist zu «Mr. Missile» geworden, – warum man ihn «Herr Rakete» oder «Herr Flugkörper» nennt, ergibt sich aus der Begründung für die Verleihung seiner hohen Auszeichnung, in der es heisst: Er war «verantwortlich für einleitende und spätere grundlegende Entscheidungen bei der Entwicklung einer Anzahl Nachkriegs-Raketenwaffen, darunter der Superbazooka und der grossen HONEST JOHN. Die Atomartillerieunterstützung durch motorisierte Raketen wie HONEST JOHN entstand und wurde unter seiner militärischen Leitung ausgeführt. Durch seine Bemühungen wurden die gelenkten Flugkörpersysteme NIKE und CORPORAL entwickelt. Seine Einsicht und Führung haben wesentlich zur Entwicklung von Heeres-Flugkörpern wie NIKE AJAX, NIKE HERCULES und HAWK beigetragen, auf die man heute zu einem grossen Teil für die Luftverteidigungskapazität Nordamerikas rechnet. Er stellte angemessene technische Ziele für die frühen Entwicklungsstadien der REDSTONE auf und schaffte die notwendigen Möglichkeiten; damit war er der heutigen weitverbreiteten Anerkennung des militärischen Wertes der Fernflugkörper weit voraus. Ein modifiziertes Modell der REDSTONE, die JUPITER C, startete mit Erfolg den EXPLORER, den ersten Erdsatelliten der freien Welt...»

Als Toftoy das Arsenal Redstone im Jahr 1958 verliess, weil

er Kommandierender General des Versuchsgeländes Aberdeen wurde, errichteten ihm die Bürger von Huntsville, Alabama, in ihrem grossen Park ein Denkmal – eine Ehrung, die er mehr als mancher andere voll verdient hatte. Toftoy war es in hohem Mass zuzuschreiben, dass das Raketen-Forschungs- und -Entwicklungsunternehmen und die deutschen Fachleute im Jahr 1950 von Fort Bliss nach Huntsville verlegt wurden. Zu jener Zeit war Huntsville eine verschlafene Baumwollspinnereigemeinde von 16'000 Seelen; die dortige Handelskammer bezeichnete sie gern als die «Brunnenkresse-Hauptstadt der Welt». Bis zum Jahr 1964 war Huntsville bereits auf 90'000 Einwohner angewachsen und nannte sich: «Rocket City, USA». Nach 36 Dienst jahren schied Toftoy aus dem Heer aus und lebt nun in Treasure Island, Florida, – er berät Northrop und andere Firmen in Raketenfragen.

Wer leistete was?

Dieses Buch hat die Geschichte der Unternehmen *Crossbow*, *Overcast* und *Paperclip* erzählt, indem es über die Erlebnisse einiger der führenden Persönlichkeiten, die die V 2 konstruierten, und über die Amerikaner berichtete, die eine entscheidende Rolle dabei spielten, dass diese deutschen Raketenfachleute in die Vereinigten Staaten geholt wurden. Doch genausowenig wie das Mondprojekt Apollo der Verantwortung eines einzelnen Mannes oder einer Gruppe untersteht, war das bei einem Unternehmen von der Grösse und der Reichweite von *Overcast* der Fall. Von Cordell Hull, dem Aussenminister im Jahr 1945, angefangen, bis zu den Panzersoldaten der 3. Panzerdivision, die Nordhausen nahmen, waren Hunderte von Männern auf diese oder jene Weise an *Overcast* beteiligt. Für die Leser, die es gern haben, wenn man ihnen ihre Lektüre hübsch verpackt und darin einzelne Männer in den Himmel hebt, weil sie allein solche Projekte wie *Overcast* eronnen und durchgeführt hätten, kann der Verfasser nur einen Brief zitieren, den er im November 1962 von Gervais Trichel erhalten hat:

Ich persönlich habe den Eindruck, dass die Beiträge von Wernher von Braun und der deutschen Wissenschaftlergruppe von ungemeiner Bedeutung für die amerikanische Leistung in der Entwicklung von Fernraketen mit ihren Anwendungen auf dem Gebiet des Waffenwesens und der Weltraumforschung gewesen sind. Viele Menschen haben eine Rolle in dem Projekt gespielt, die Dienste dieser Männer zu gewinnen und sie in die Vereinigten Staaten zu bringen. Mir scheint es wenig darauf anzukommen, wer was leistete; das Wichtige ist, dass sie die Vereinigten Staaten erreicht und denkwürdige Erfolge in ihrem Unternehmen erzielt haben. Das ist nicht nur für alle Amerikaner, sondern für die ganze freie Welt von Nutzen gewesen.

Anmerkungen und Quellen

Dieses Buch stellt weder eine technische Abhandlung noch eine Geschichte des Raketenwesens dar. Deshalb habe ich keine Bibliographie von Büchern über diese Gebiete zusammengestellt. Doch ein Hinweis auf die Hauptquellen, die ich für mein Buch benutzt habe, ist angemessen. Neben den bereits im Text genannten Werken findet sich im Folgenden zu jedem Kapitel zusätzliches Informationsmaterial, das vielleicht nicht uninteressant ist. Aus den vielen Interviews, Erinnerungen, veröffentlichten Quellen, Dokumenten und der Korrespondenz ergaben sich unvermeidlich Widersprüche. Ich glaube, dass ich diese Quellen miteinander in Einklang gebracht und einen genauen Bericht von dem gegeben habe, was geschehen ist. In keinem Fall ist eine der Organisationen oder der Einzelpersonen, die mir ihre unersetzliche Hilfe gewährt haben, für die Fakten und Schlussfolgerungen in diesem Buch verantwortlich. Diese Verantwortung trage ich allein.

Kapitel 1

Für die Beschreibung des Verbergens der V-2-Dokumente habe ich mich auf Kapitel 13 von *Peenemünde to Canaveral*, Englewood Cliffs o. J., von Dieter K. Huzel, einem der Beteiligten, gestützt. Einen eingehenden Bericht über die von Duncan Sandys geführten Untersuchungen gibt Luftmarschall Philip Joubert de la Ferté in *Rocket*, London 1957, Kapitel 4. Constance Babington-Smith' Erfahrungen als Bildauswerterin finden sich in ihrem Buch *Air Spy*, New York 1957. Sir Winston Churchill hat seine Rolle bei den V-Waffen-Untersuchungen im 13. Kapitel von *Closing the Ring*, Boston 1951 (Band 5 seiner Reihe *The Second World War*), beschrieben. Die Entwicklung der V-Waffen und die britisch-amerikanischen Unternehmungen gegen sie finden sich in *History of German Missiles: Hitler's Secret Weapon – Facts and Dreams*, herausgegeben von Foreign Documents Evaluation Branch, Aberdeen Proving Ground, Maryland 1946, und in *MI 4/14, The German Long Range Rocket Programme: 1930-1945*, herausgegeben von G-2 Document Library, Pentagon.

Kapitel 2

Die Erlebnisse von Wernher von Braun und Walter Dornberger finden sich zum Teil in Dornbergers Buch *V 2 – Der Schuss ins Weltall*, Esslingen 1952, zum Teil stützt sich mein Bericht auf Interviews mit beiden Männern. Das genannte Buch besitzt über die interessanten technischen Beschreibungen der Raketenentwicklung hinaus grossen Wert durch seine unvoreingenommenen und oft überraschenden Einblicke in die politischen Intrigen und persönlichen Rivalitäten um das deutsche Raketenprogramm.

Bei dem Bericht über den britischen Angriff auf Peenemünde habe ich *Bomber Offensive*, London 1946, vom Marschall der Royal Air Force Sir Arthur Harris benutzt, vor allem jedoch die Befragungen von Oberstleutnant Searby und der anderen Teilnehmer nach dem Angriff, die ausführlich in Kapitel 5 von Joubert de la Ferté obengenanntem Buch abgedruckt sind.

Kapitel 3

1. Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 5, *Closing the Ring*, Boston 1951, S. 235-36.

2. Ebendort, S. 236-37.

3. Ebendort, S. 238.

4. *The Army Air Forces in World War 11*, Bd. 3, *Europe: Argument to V-E Day*, Chicago 1951, S. 85.

5. Wernher von Brauns Vater, Freiherr Magnus von Braun, der Landwirtschaftsminister im Papen-Kabinett unmittelbar vor Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 gewesen war, erinnert gern daran, dass ein von Braun im Jahr 1242 bei Liegnitz gegen die Mongolen gekämpft hat. Nach 1933 hielt sich Freiherr von Braun der Politik fern. Seine Autobiographie *Von Ostpreussen bis Texas. Erlebnisse und zeitgeschichtliche Betrachtungen eines Ostdeutschen*, Stollhamm o. J., enthält interessantes Material über die Familie von Braun und über die Übersiedlung nach Amerika zu den beiden Söhnen. Wernher von Braun arbeitete seit 1932 im Raketenprogramm des deutschen Heeres mit. Obwohl er eine hohe Kriegsauszeichnung und den Titel Professor für seine technischen Dienste für das Dritte Reich erhielt, trat er erst 1942 in die NSDAP ein. Dieser Mangel an politischem Interesse, den die meisten Ingenieure in Peenemünde bewiesen, muss Himmler verärgert haben: Es ist schwer zu beweisen, dass Männer Verräter sind, wenn sie sich nicht um Politik kümmern und sich ausschliesslich auf ihre technischen Spezialgebiete konzentrieren.

6. *The Army Air Forces* ... S. 106.

Bei diesem Kapitel habe ich mich ausserdem gestützt auf Babington-Smith, a. a. O.; Generalleutnant Sir Frederick Morgan, *Overture to Overlord*, New York 1950; Generalleutnant Lewis H. Brereton, *The Brereton Diaries*, New York 1946; Dr. Samuel A. Goudsmit, *Alsos*, New York 1947. Der Crossbow-Ausschuss, in dem Winston Churchill den Vorsitz führte, setzte sich zusammen aus hohen britischen Offizieren, überwiegend aus der Luftwaffe, denen wissenschaftliche Berater aus den Universitäten und der Privatindustrie beigegeben waren. Am 29. Dezember 1943 bildete Kriegsminister Stimson einen amerikanischen Crossbow-Ausschuss unter dem Vorsitz von Generalmajor Stephen G. Henry, dem Leiter der Abteilung für neue Entwicklungen im Kriegsministerium. Später wurden Vertreter der verschiedenen amerikanischen Waffengattungen, unterstützt von amerikanischen Wissenschaftlern, zu einem gemeinsamen britisch-amerikanischen Crossbow-Ausschuss herangezogen. Die britische Vertretung blieb jedoch vorherrschend. Der Umfang von Crossbow, dessen Zweck lediglich den Ausschussmitgliedern und alliierten militärischen und Regierungsführern, insgesamt weniger als

hundert Personen, bekannt war, lässt sich mit einer einzigen statistischen Angabe veranschaulichen: Von Luftaufnahmen der verdächtigen Stellungen in Nordfrankreich wurden über vier Millionen Abzüge hergestellt. Über *Crossbow* stehen zwei allgemein interessierende Berichte zur Verfügung. Der eine ist in den Kapiteln 12 bis 15 der offiziellen britischen Geschichte *The Defence of the United Kingdom*, London 1957, von Basil Collier enthalten, der ich manche Tatsachen in diesem und anderen Kapiteln entnommen habe. Der zweite findet sich im dritten Band der US-offiziellen siebenbändigen Geschichte, *The Army Air Forces in World War 11*, die hier bereits genannt wurde, Kapitel 5 und 15, die beide Joseph W. Angell geschrieben hat. Andere Quellen waren Berichte, die «United States Strategie Bombing Survey» zwischen 1945 und 1947 in Washington veröffentlicht hat.

Von Braun hat seine Erlebnisse mit Himmler und auf dem Erprobungsgelände in Polen im ersten Kapitel «From Small Beginnings» des Buches *Project Satellite*, New York 1958, herausgegeben von Kenneth Gatland, beschrieben.

Kapitel 4

1. Dwight D. Eisenhower, *Crusade in Europe*, Garden City, New York, 1948, S. 239.

2. *The Army Air Forces* ... S. 527.

3. Eisenhower, a. a. O., S. 260.

4. Die letzte V 1, die England erreichte, wurde am 29. März 1945 abgeschossen. Im Ganzen wurden 8'000 V 1 gegen England gestartet; 2'400 erreichten ihr Ziel, töteten 5'865 Menschen, verletzten 17'197 schwer und 23'174 leicht, zerstörten 24'491 Wohnungen und machten 52'293 weitere unbewohnbar. Man muss sich dabei jedoch vor Augen halten, dass die konventionellen Flugzeuge des Bomberkommandos in einer einzigen Nacht fünfmal soviel Schaden in Hamburg angerichtet haben. Und laut der Depesche des Luftmarschalls Sir Roderic Hill, veröffentlicht in der *London Gazette* Nr. 38437, 1948, wurde von der V 1 kein Ziel von militärischer Bedeutung getroffen. Dieser Bericht, hier später Hill-Depesche genannt, beschreibt anschaulich die V-Waffen und die gegen sie ergriffenen Massnahmen.

Neben der Hill-Depesche habe ich mich für dieses Kapitel auf folgende veröffentlichten Quellen gestützt: das bereits genannte *Overture to Overlord*-, Gordon Harrison, *Cross-Channel Attack*, Washington 1951; Forrest C. Pogue, *The Supreme Command*, Washington 1954; Walter Bedell Smith *Eisenhower's Six Great Decisions: Europe 1944-1945*, New York 1956; und Generalleutnant Leslie A. Groves, *Now it Can Be Told: The Story of the Manhattan Project*, New York 1962. Das letzte Buch enthält, wie auch das bereits genannte *Alsos* von Goudsmit, interessantes Material über die Sorgen der Alliierten wegen der Fortschritte einer deutschen Atombombenentwicklung.

Kapitel 5

1. Ein eingehender Bericht über den «Schwedischen Zwischenfall» findet sich in Bd. 2, Nr. 9, September 1944, von *Impact*, einer inzwischen freigegebenen, doch zur Zeit ihrer Ausgabe als vertraulich eingestuftten Publikation, die von der Dienststelle des Chefs des Luftwaffenstabes, Abwehr, Pentagon, an britische und amerikanische Offiziere ausgegeben wurde. Obwohl die Gelegenheit, die Fragmente der über Kalmar abgestürzten V 2 untersuchen zu können, einen grossen Durchbruch bedeutete, «führte das irreführende Zeugnis in dieser Hinsicht [dass die V 2 durch Funksteuerung ferngelenkt sei] zu sinnlosen Bemühungen, die nichtvorhandene Funkausstrahlung vorherzusagen, zu entdecken und zu stören», wie es in der Hill-Depesche heisst.

2. Churchill a. a. O. S. 234.

3. Shirley Thomas, *Men of Space*, Bd. 2, New York und Philadelphia 1961, S. 29. Das Kapitel über Thomas Dixon in diesem Band gibt einen interessanten Bericht über die typischen Erlebnisse amerikanischer technischer Befrager im Europa des Zweiten Weltkriegs. Im April 1964 war Dixon in der Leitung der NASA beschäftigt.

4. Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 6: *Triumph and Tragedy*, Boston 1953, S. 50.

Die Erlebnisse von Brauns und Dornbergers, über die in diesem Kapitel berichtet wird, sind mir aus Gesprächen mit den beiden und aus den bereits genannten Büchern Dornbergers und von Brauns bekannt. Bei der Beschreibung der Tätigkeit der polnischen Widerstandsbewegung in diesem und früheren Kapiteln habe ich mich hauptsächlich auf zwei Quellen gestützt: *Destiny Can Wait: The Polish Air Force in the Second World War*, herausgegeben von M. Lisiewicz, aus dem Polnischen übersetzt von A. Truscoe, London 1949, und *The Unseen and Silent: Adventures from the Underground Movement Narrated by Paratroops of the Polish Home Army*, London 1954, aus dem Polnischen übersetzt von George Iranek-Osmecki.

Kapitel 6

1. Der Bau der Stollen des Mittelwerks wurde 1936 von einer Privatgesellschaft begonnen, die sie später zur Lagerung von Benzin und Mineralölen benutzte. Die vorhandenen Anlagen wurden nach dem Luftangriff vom 17. August 1943 auf Peenemünde von der SS übernommen und erweitert. Eine eingehende Beschreibung des Mittelwerks findet sich in dem *Aircraft Industry Report*, Washington 1947, erstattet von «United States Strategie Bombing Survey».

2. Von der *A-4-Fibel* wurden 150 Exemplare gedruckt und an die Einsatzeinheiten verteilt; damit sollte versucht werden, den Abgrund zwischen schwierigen Laboratoriumsberichten und dem Wissensniveau des durchschnittlichen Soldaten zu überbrücken, der die Rakete abzuschiessen hatte. Eine dieser Fibel, jetzt ein seltenes Sammlerstück, wurde von Fachmann Ted Woerner übersetzt, von John

Bitner 1957 herausgegeben und vom Arselan Redstone, Huntsville veröffentlicht. (Es ist den Übersetzern nicht gelungen, ein deutsches Exemplar dieser Fibel aufzutreiben; sie mussten deshalb die Auszüge rückübersetzen.)

3. William L. Shirer, *The Rise and Fall of the Third Reich*, New York 1960, S. 1040. Deutsche Ausgabe, *Aufstieg, und Fall des Dritten Reiches*, Köln/Berlin 1961.

4. Der vollständige Text von Duncan Sandys' Presseerklärung wurde in *The Times* vom 8. September 1944 abgedruckt.

5. Die angegebenen Tatsachen stammen aus der Hill-Depesche.

6. Ein Vergleich zwischen den britischen und den deutschen Quellen, deren Zahlen leicht voneinander abweichen, zeigt, dass etwa 1'359 V-2-Raketen tatsächlich gegen England abgeschossen wurden, von denen 1'115 das Land erreichten oder in Sichtweite ins Wasser fielen. 518 V-2-Raketen schlugen innerhalb des Londoner Luftschutzbezirks ein. Sie hatten laut dem genannten *Aircraft Industry Report* «wenig oder keine militärische Wirkung». V-2-Raketen töteten 2'754 britische Zivilisten und verletzten weitere 6'523 schwer. Diese Ausfallzahlen, die viel geringer sind als die von der V 1 verursachten, sind zwar erschreckend genug, müssen jedoch in der historischen Perspektive betrachtet werden. Der V-2-Einsatz, der sie verursachte, dauerte sieben Monate. Innerhalb von vierzehn Stunden, beginnend in der Nacht des 14. Februar 1945, griffen britische und amerikanische schwere Bomber die Stadt Dresden an. Laut Sidney Gruson, der darüber in der *New York Times* vom 19. Mai 1963 schrieb, «starben bei der Bombardierung und in den Bränden schätzungsweise insgesamt 135'000 Menschen... 500 Hektar der Stadt Dresden wurden bombardiert und brannten aus, fast dreimal soviel wie das Gebiet von London, das während des ganzen Krieges zerstört wurde.» (Andere Schätzungen für Dresden geben noch höhere Verlustzahlen an. A. d. U.) Der belgische Hafen Antwerpen, den alliierte Streitkräfte am 4. September 1944 nahmen, wurde von mehr V-2-Raketen (1'675) getroffen als London. Die grösste Zahl von Raketen, die an einem einzigen Tag auf eine einzige Stadt fielen – je 26 –, schlugen am 23. und 26. Dezember 1944 in Antwerpen ein. Doch 26 Raketen mit je einer Tonne Sprengstoff konnten den Hafen von Antwerpen nicht annähernd ausschalten oder auch nur von Rundstedts Dezemberoffensive durch die Ardennen wirksam unterstützen. Der *United States Strategie Bombing Survey* bemerkte in seinem objektiven Nachkriegsbericht jedoch vorsichtig: «Hätten die Deutschen den V-2-Einsatz ein Jahr früher und mit der zehnfachen Menge von Raketen begonnen... dann hätte die Geschichte erheblich anders sein können, da keine Gegenmittel bekannt waren ausser dem Bombardieren der Abschussstellungen..., die klein, beweglich und leicht zu tarnen waren.»

7. Hilary St. George Saunders, *Royal Airforce 1939-1945*, Bd. 3: *The Fight Is Won*, London 1954, S. 174. Offizielle Geschichtswerke sind oft eine zähe Lektüre, dieses ist es nicht. Ich habe ihm viele Fakten für dieses Kapitel entnommen und mich auch auf die Kommentare des Autors zu den Reaktionen der Londoner auf den V-2-Beschuss gestützt. Diese sind in menschlicher Hinsicht recht aufschlussreich, beispielsweise, wenn der Verfasser auf S. 175 bemerkt, dass Frauen

stärker von der V 2 beeinflusst wurden als Männer, «denn bei vielen von ihnen war die Furcht vor Verletzungen durch umherfliegende Glassplitter sehr real».

8. Diese Episode ist aufgezeichnet in David Dallin, *Soviet Espionage*, New Haven 1955, S. 268.

Kapitel 7

1. Shirer a. a. O., S. 1097.

2. Huzel a. a. O. S. 119.

3. Willy Ley, *Rockets, Missiles, and Space Travel*, New York, rev. Ausgabe 1959, S. 243.

Ein grosser Teil dieses Kapitels stützt sich auf Gespräche mit von Braun und Dornberger.

4. Nach dem Bericht in einem Brief vom 9. März 1945, den Staver aus London an Trichel in Washington sandte. Der Durchschlag dieses Briefes wurde mir von Staver zugänglich gemacht.

Kapitel 8

1. Die Alsos-Mission, organisiert von Generalleutnant Leslie Groves, dem Chef des Manhattan-Projekts, und in Europa geführt von Dr. Samuel Goudsmit, Professor für Physik an der Northwestern University, erfuhr erst, als amerikanische Truppen Mitte November 1944 Strassburg besetzten, zuverlässig, dass es den Deutschen nicht gelungen war, Uranium 235 abzusondern, und dass sie deshalb im Zweiten Weltkrieg keine Atombombe haben würden. In der Strassburger Universität fand Dr. Goudsmit einen Briefwechsel zwischen führenden deutschen Physikern, der seinem geübten Blick klarmachte, dass die deutschen Bemühungen um die Herstellung von Atombomben fehlgeschlagen seien. Bis zum Tage des Waffenstillstands waren die führenden deutschen Kernphysiker zusammengeholt und nach Farm Hall, einem Gutshof in England, gebracht worden, wo man sie verhörte. Dort erfuhren die Deutschen am 6. August 1945, dass die Amerikaner eine Atombombe über Hiroshima abgeworfen hatten. Die deutschen Kernphysiker wurden schliesslich nach Deutschland entlassen. Im Gegensatz zu den Männern, die die Fernrakete konstruiert hatten, konnten sie den Alliierten nichts von Wert anbieten. Diese Geschichte wird in den beiden bereits genannten Büchern von Goudsmit und Groves erzählt.

2. Berichte über das Hermes-Projekt finden sich in dem «General Electric Report No. R₅₂ AO₅₁₀», *Final Report, Project Hermes, V-2 Missile Program* vom September 1952 und in dem 1959 in Washington herausgegebenen *Hermes Guided Missile Research, and Development Project, 1944-1954* von der Heereswaffenabteilung der Vereinigten Staaten (U. S. Army, Ordnance).

Dieses Kapitel stützt sich ferner auf Gespräche mit Staver und Toftoy und von beiden zur Verfügung gestellte Dokumente.

1. Shirer a. a. O. S. 1104. (Das Schreiben Speers an Hitler ist in der deutschen Ausgabe zitiert nach J. C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches*, München 1963, S. 282.) Ausserdem habe ich mich in meinen Angaben über Hitler und die deutsche Kriegführung im Allgemeinen auf Shirer und auf Allan Bullock, *Hitler: A Study in Tyranny*, New York 1952, gestützt.

Ein grosser Teil dieses Kapitels beruht auf Gesprächen mit von Braun und Dornberger, auf Dornbergers und Huzels bereits genannten Büchern.

Kapitel 10

1. Robert Staver stellte dem Verfasser eine Kopie des vollständigen Textes dieses «CIOS Target Data Sheet» zur Verfügung.

2. Diese Abwehr-Zusammenfassung des Obersten Hauptquartiers, Alliierte Expeditionstreitkräfte, für den 11. März 1945 ist zitiert in Chester Wilmot, *Struggle for Europe*, New York 1952, S. 690.

3. Dieses Zitat stammt aus Edna Jensen und Harriet Buyer, *History of Army Air Forces Participation in Project Paperclip, 1945-1947*, mit der Einstufung «Geheim» herausgegeben im August 1948 von dem Research Studies Institute of the Air University, Maxwell Air Force Base, Alabama. Es handelt sich um ein dickes, vierbändiges Werk, das das gesamte Projekt in all seinen Phasen umfasst. Es enthält Interviews aus der Zeit, Befehle, Telegramme und Aktenvermerke; für die Dokumentation dieses Buches habe ich es häufig benutzt. Seine Einstufung «Geheim» ist jetzt auf «Beschränkt» herabgesetzt worden, – das Werk ist jedem zugänglich, der ein legitimes Interesse an *Overcast* und *Paperclip* nachweist. Es wurde mir von dem ausgezeichneten Archiv des «Research Studies Institute» durch die lebenswürdige Hilfe von Oberstleutnant Gene Guernsey, Direktor des Buchprogramms der Luftwaffe der Vereinigten Staaten, und durch Mr. Albert Simpson, Historiker der Luftwaffe der USA, zugänglich gemacht.

4. Die sowjetischen Reparationsansprüche werden eingehend erörtert in General Lucius D. Clay, *Decision in Germany*, New York 1950, deutsche Ausgabe im gleichen Jahr.

5. Die Ingenieure der General-Electric-Gruppe im Projekt Hermes waren neben Dr. Porter: Dr. R. H. Norris, Dr. A. Liebhafsky, Ed Hull und Walt Hausz. Die Raketenunternehmen, die diese Männer zu untersuchen hatten, beschränkten sich keineswegs auf Nordhausen und die V 2. Die Deutschen hatten ausserdem eine Reihe revolutionärer Flakraketen entwickelt, die die Namen Taifun, Schmetterling, Enzian, Rheintochter und Wasserfall trugen, dazu eine Methode, Raketen von getauchten U-Booten zu starten, die die heutige Polaris vorwegnahm. Die Entwicklungsarbeiten an diesen Geräten fanden nicht nur in Peenemünde und Nordhausen-Bleicherode statt, sondern auch an andern Instituten, etwa an den Universitäten in allen Teilen Deutschlands. Dr. Porter hatte beispielsweise im April 1945 sehr viel zu tun, um Professoren und Assistenten der Universität Heidelberg und der TH Darmstadt aufzuspiiren und zu befragen.

Weiteres Material für dieses Kapitel stammt aus Gesprächen mit Staver, Porter und Toftoy. Über die Einnahme Nordhausens durch Kampftruppen der Vereinigten Staaten habe ich folgende Werke zu Rate gezogen: *Spearhead in the West, 1941-1945: The Third Armored Division*, Frankfurt am Main/Schwanheim 1945, – *A History of the Third Armored Division (Spearhead), April 1941-July 1958*, Darmstadt 1958; und *Timberwolf Tracks: The History of the 104th Infantry Division, 1942-1945*, Washington 1946. Wenn es auch ziemlich düstere Lektüre ist, so werden doch die persönlichen Erlebnisse einiger Häftlinge der Konzentrationslager Dora und Nordhausen berichtet in *Mémorial des Camps de Dora-Ellrich*, Paris 1949, und in Henri Arvet, *Des geoles de la Gestapo de Dijon à l'enfer de Buchenwald et Dora*, Dijon 1948.

Kapitel 11

1. Dornberger a. a. O., S. 291.

2. Fritz Zwicky, *Report on Certain Phases of War Research in Germany* vom 1. Oktober 1945, S. 173. Dieser Bericht liegt im Archiv des Luftwaffenmuseums Wright-Patterson Air Force Base, Dayton, Ohio.

3. Die Quelle für diese Voraussagen von Brauns und die Dornbergers, die folgen, ist *The Story of Peenemünde, or What Might Have Been: Peenemünde East Through the Eyes of 500 Detained at Garmisch*. Das ist ein Bericht von 729 Seiten, der im Jahr 1945 von verschiedenen Vernehmern im Auftrag der Heeresluftstreitkräfte zusammengestellt und mir vom Archiv des Research Studies Institute of the Air University, Maxwell Air Force Base, Alabama, durch liebenswürdige Hilfe von Oberstleutnant Gene Guernsey und Albert Simpson zugänglich gemacht wurde. Dieses Dokument enthält einen vollständigen Bericht über Tätigkeit, Lebensgeschichte und technische Befragungen des leitenden deutschen Raketenpersonals. Die Vernehmungen in Garmisch wurden von «CIOS Team Nr. 183» unter Oberstleutnant John O'Mara von der Technischen Gruppe am Wright-Flugplatz der Heeresluftstreitkräfte in Ohio durchgeführt. Die britischen Interessen wurden von den Fliegermajoren B. A. Sharpe und E. G. Kenney, den Fliegerhauptleuten R. H. Block und H. R. Stokes und von Major J. Iball und Oberstleutnant C. J. Gollin vom Versorgungsministerium vertreten. Fritz Zwicky war der Hauptbefrager für die Heeresluftstreitkräfte der Vereinigten Staaten. Die marine-technische Abwehrmission der USA wurde von Oberleutnant zur See P. H. Wilkinson, Carl H. Smith, Dr. Ernst Krause vom Marine-Forschungslaboratorium in Washington und Dr. Clark Millikan, Direktor des aeronautischen Guggenheim-Laboratoriums an der TH von Kalifornien, vertreten. Dr. Richard Porter und seine Hermes-Gruppe von der General Electric vertraten die Interessen der Heereswaffenabteilung der Vereinigten Staaten. Aus der Lektüre dieses Dokuments, das ich stark für viele Fakten in diesem Buch herangezogen habe, geht deutlich hervor, dass Porter die überwiegende Mehrzahl der lohnenderen Befragungen durchgeführt hat.

Für die in diesem Kapitel beschriebenen militärischen Operationen habe ich

General Jean de Lattre de Tassigny *History of the First French Army*, Übersetzung aus dem Französischen, London 1952, zu Rate gezogen, ferner: *The Seventh United States Army in France and Germany 1944-1945: Report of Operations*, Heidelberg 1946; *Combat History of the 44th Infantry Division*, Atlanta 1946; und *Combat History of the 324th Infantry Regiment, 44th Infantry Division*, Baton Rouge 1946.

Für die Erlebnisse von Dornberger und von Braun in Oberjoch gibt es keine Dokumentation. Hier musste ich mich auf Gespräche mit den beiden stützen.

Kapitel 12

1. *Foreign Relations of the United States. Diplomatic Papers. The Conferences at Malta and Yalta, 1945*, Washington 1955, S. 114. Die vom Europäischen Beratungsausschuss vorbereiteten Dokumente wurden am 5. Juni 1945 in Berlin förmlich unterzeichnet und ausgetauscht. Ein ausführlicherer Bericht darüber findet sich bei Clay a. a. O. S. 13-17.

2. Ein grosser Teil dieses Kapitels stützt sich auf Gespräche mit Hamill, Toftoy, Bromley und auf Korrespondenz mit Holmes. Die meisten Fakten stammen aus einem Bericht vom 7. Juni 1945 über «Evacuation of V-2 Missiles from Nordhausen Germany», geschrieben von Major Bromley und in den Akten von Oberst Toftoy. Laut diesem Bericht handelte Bromley «in Übereinstimmung mit mündlichen Anweisungen von Oberst H. N. Toftoy und mit der Vollmacht des geheimen dringenden Kabels von der 12. Heeresgruppe». Bromley wurde für dieses Unternehmen mit dem Bronzestern ausgezeichnet. Im Juni 1964 tat er als Oberst Dienst im Pentagon.

Kapitel 13

1. Eine Durchschrift dieses Kabels wurde mir von Robert Staver zugänglich gemacht. Eine Abschrift befindet sich auch in der bereits genannten *History of AAF Participation in Project Paperclip*.

Bei der Geschichte der Aufspürung und Wegschaffung der V-2-Dokumente habe ich mich auf einen langen brieflichen Bericht vom 23. Mai 1946 von Staver an Oberst S. B. Ritchie von der Forschungs- und Entwicklungsgruppe, Dienststelle Chef Heereswaffenabteilung, Pentagon, gestützt.

Kapitel 14

1. Churchill, *Triumph and Tragedy*, S. 605. Ausserdem habe ich gelesen Präsident Truman, *Memoirs*, Bd. 1: *Year of Decisions*, New York 1955.

2. *Documents of German History*, New Brunswick, N. J., 1958, herausgegeben von Louis Snyder, S. 472. Eine ausführlichere Darstellung von JCS/1067 findet sich bei Clay a. a. O.

Dieses Kapitel stützt sich ausserdem auf Gespräche mit Porter und Staver und auf Dokumente, die diese beiden zur Verfügung gestellt haben.

Kapitel 15

1. Martin Caidin, *Red. Star in Space*, New York 1963, ist eine interessante allgemein verständliche Darstellung der russischen Raketenentwicklung.

2. Dieses ganze Gespräch ist in der genannten *History of AAF Participation* ... aufgezeichnet.

3. Ebendort. Als ich dieses Kapitel schrieb, habe ich mich stark auf die eben- genannte «History ...» gestützt.

4., 5., 6. Durchschriften dieser Berichte wurden mir von Robert Staver zur Verfügung gestellt.

7. Irmgard Gröttrup, *Die Besessenen und die Mächtigen, Im Schatten der roten Rakete*, Stuttgart 1958, S. 19.

Dieses Kapitel stützt sich ferner auf Gespräche mit Porter, Staver, Toftoy, von Braun und Dornberger und auf Dokumente, die mir diese Männer zur Verfügung gestellt haben.

Kapitel 16

1. Aus der Rede, die Hamill am 20. Oktober 1961 bei dem Zehnten Jahres-Bankett zur Preisverleihung der Amerikanischen Raketengesellschaft in Huntsville, Alabama, hielt, bei dem von Braun und Toftoy mit dem Hermann-Oberth-Preis ausgezeichnet wurden. An diesem Bankett nahmen die meisten der Deutschen teil, die im Zuge des Unternehmens *Overcast* in die Vereinigten Staaten gekommen waren. In seiner Rede an diese Gruppe, die einen lockeren Verein, die «Fort Bliss Old Timers» bilden, fasste Hamill seine Erlebnisse in Fort Strong und später in Fort Bliss zusammen. Hamill stellte mir einen Durchschlag dieser Rede zur Verfügung, gab mir einige Interviews und machte mir auch andere Dokumente zugänglich, die ich für dieses und andere Kapitel benutzt habe.

Die Kapitel 11 bis 13 von Daniel Lang, *From Hiroshima to the Moon*, New York 1959, enthalten interessantes Material über die frühen Erlebnisse der deutschen Gruppe in den Vereinigten Staaten.

Dieses Kapitel stützt sich ausserdem auf Gespräche mit Toftoy, von Braun und Dornberger und auf David S. Akens, *Marshall Space Flight Center Historical Monograph No. 1: Historical Origins of the George C. Marshall Space Flight Center*, Huntsville, Alabama, 1960.

Kapitel 17

Es gab Gründe für die sowjetische Verzögerung. Im Wüten der Schlacht hatten sowjetische Sturmtruppen rücksichtslos viele wertvolle deutsche Einrichtungen zerstört. Danach erwiesen sich die Agenten von Malenkows Sonderausschuss als allzu eifrig, Stalins Forderung in Yalta zu erfüllen, nach denen Russland technische Reparationen im Wert von zehn Milliarden Dollar erhalten solle. Ehe noch angemessene Pläne gemacht worden waren, sie im kriegsverwüsteten Russland unterzubringen, wurden ganze Fabriken abgefahren und verrosteten dann sinnlos

auf Abstellgleisen der Eisenbahnstrecken. Diesem Verfahren wurde ein Ende gesetzt. Die Anlagen blieben, wo sie waren, und Mitteldeutschland wurde nach Spezialisten durchgekämmt, die sie in Betrieb nehmen sollten, wobei die Russen zusahen und sich Notizen machten. Im Herbst 1946 hatten sich die Verhältnisse in der Sowjetunion den Nachkriegsmonaten gegenüber gebessert, und russische Techniker hatten ein klareres Bild von den Verzweigungen der deutschen Industrie. Vermutlich wurde das sowjetische Vorgehen am 22. Oktober 1946 noch dadurch beschleunigt, dass die Amerikaner beim Pariser Aussenministerrat im Juli 1946 eine vierseitige Untersuchung sämtlicher Besatzungszonen Deutschlands gefordert hatten, um festzustellen, ob in irgendeiner von ihnen Kriegsmaterial produziert werde. Im Januar 1947 besichtigte eine Gruppe im Auftrag der Alliierten Kontrollkommission die Sowjetzone und konnte berichten, dass es dort keine Betriebe gebe, die Kriegsmaterial herstellten oder mit militärischer Forschung beschäftigt seien. Bis dahin waren die Anlagen natürlich bereits demontiert und in die Sowjetunion abtransportiert worden. Diese Frage wird ausführlich von Clay a. a. O. behandelt.

Über die Deportierung der deutschen Spezialisten in die Sowjetunion, ihre Tätigkeit dort und ihre spätere Rückkehr nach Deutschland gibt es nur sehr wenig Quellenmaterial. Bei Teilen dieses Kapitels habe ich mich auf meine eigenen Erfahrungen als Abwehrbeamter der Regierung der Vereinigten Staaten im Nachkriegsdeutschland stützen können. Bei den Erlebnissen der Gröttrups habe ich meine Gespräche mit ihnen nach ihrer Rückkehr nach Westdeutschland, Irmgard Gröttrups bereits genanntes Tagebuch und Helmut Gröttrup, *Aus den Arbeiten des Deutschen Raketen-Kollektivs in der Sowjetunion*, in *Raketentechnik und Raumfahrtforschung*, Heft 2, April 1958, benutzt. Ausserdem stehen noch folgende Veröffentlichungen zur Verfügung:

Robert A. Kilmarx, *A History of Soviet Air Power*, London 1962, vor allem der Abschnitt «Exploitation of German Science and Technology in the Soviet Union» von Kapitel 5.

Asffer Lee (Herausgeber) *The Soviet Air and Rocket Forces*, New York 1959, besonders Kapitel 9, «Soviet Missiles», von Asher Lee und Richard Stockwell, und Kapitel 15, «The German Legacy», von Richard Stockwell.

Dr. Albert Parry, *Russia's Rockets and Missiles*, New York 1960, vor allem Kapitel 8, «The German Role in Russian Rockets».

G. W. Schroder, «How Russian Engineering Looked to a Captured German Scientist», in *Aviation Week*, 9. Mai 1945.

V. L. Sokolov, *Soviet Use of German Science and Technology, 194s bis 1946*, (Forschungsprogramm der UdSSR), New York 1955.

Alfred J. Zaehring, *Soviet Space Technology*, New York 1961, besonders Kapitel 2, «Cornerstones».

Kapitel 18

1. Richard Witkin, Herausgeber, *The Challenge of the Sputniks*, New York 1958, S. 4.

2. Zitiert bei Parry, a. a. O. S. in.

Für dieses Kapitel habe ich ferner benutzt: *Behind the Sputniks: A Survey of Soviet Space Science*, Washington 1958; *Inquiry into Satellite and Missile Programs: Hearings Before the Preparedness Investigating Subcommittee of the Committee on Armed Services, United States Senate, 85th Congress*, Washington 1958; *The Next Ten Years in Space: 1959-1969*, «Staff Report of the Select Committee on Astronautics and Space Exploration, House Document No. 115», Washington 1959; das bereits genannte *Historical Documents of the George C. Marshall Space Flight Center*; und Dokumente über das Saturn-Programm, die mir während meines Besuchs in Huntsville vom Informationsbüro dieses Raumflugzentrums zur Verfügung gestellt wurden.

Anhang: Einige Fragen und Tatsachen über Overcast/Paperclip

Die hier dargestellten Tatsachen sind vor allem den Dokumenten der bereits genannten *History of AAF Participation in Project Paperclip* und dem vom «Office of Naval Intelligence Review» herausgegebenen *Paperclip: Part 1*, Washington 1946, entnommen.

Die Übersetzer haben keine bereits vorliegenden deutschen Übersetzungen der vom Verfasser zitierten fremdsprachigen Werke benutzt.

Register

- Allen, Keith N. 75
Arnold, Henry H. 132
Augustin, v. 18
Axster, Herbert 151, 154
- Babington-Smith, Constance 21 f., 46
Barnes 193 f.
Bedell Smith, Walter 64,132
Beise 53
Berkner, Lloyd 233
Bissell, Clayton 249
Brandt 94
Brauchitsch, Walter von 26, 29, 210
Boudinot, Truman 127 f.
Braun, Magnus von 141, 144, 149 ff., 258
Braun, Wernher von 24, 26 ff., 30, 33, 35 f., 40,42, 51 ff., 57, 60 ff., 74, 76, 81, 85 f., 92, 95 ff., 107, 112, 115 f., 118 ff., 125 f., 131,135 ff., 146 ff., 158, 168, 171 f., 174 f., 183, 186 f., 193, 200 f., 203 f., 207 f., 211 ff., 218 ff., 227, 230, 233, 237 ff., 244, 255 ff., 262
Brereton, Lewis 45
Bromley, William 161 f., 166, 177,180, 182
Bruckner, An ton 148
Buchold, Theodor 258
Buhle 57 f.
Bush, Vannevar 254
- Campbell, Levin 193 f.
Castille, Wiliam 128 f.
Chruschtschow, Nikita 234 ff.
- Churchill, Diana 14
Churchill, Winston 14,17, 23, 44 ff., 49 f., 60, 69, 81 f., 158, 185 f., 191
Congreve, William 18
Conrad, Charles 256
Cooper, Gordon 256
Corey, Calvin 107
Cranford, L. F. 249
Cripps, Stafford 45 f.
Crow, Alwyn 81, 208
- Debus, Kurt 193, 242
Demant / Demanz 131
Dingell, John 254
Dixon, Thomas F. 81
Dönitz, Karl 148
Dornberger, Walter 24 ff., 35 f., 40 ff., 51 ff., 55 ff., 74, 76, 83 ff., 92, 96 f., 99 f., 102 116 f., 119, 126,144 ff., 149 ff., 168, 174, 183, 189, 193, 207 ff., 219 f., 229, 240, 259
- Ehricke, Krafft 258
Eisenhower, Dwigth D. 63 ff., 69 f., 131 f., 142, 158, 167 f., 173, 190, 234, 238, 240, 245, 253
Elmi 204
- Ferguson, Homer 254
Fermi, Enrico 245
Fischer 16
Fitzgerald 38
Fleischer, Karl Otto 137, 169, 171,174 ff., 180,183, 203
Frankel 173
Fritsch, Werner von 26

- Gaidukow 222 f.
 Geissler, E. D. 242
 Gillespie 196
 Glenn, John 256
 Godowski 223
 Goebbels, Joseph 42, 95, 136
 Goddard, Robert 18, 192, 257 f.
 Gontard, Herbert 129
 Göring, Hermann 42 f., in, 142
 Goudsmit, Samuel 49, 246
 Grau, Dieter 242
 Grissom, Virgil 256
 Gross, George 186
 Gröttrup, Helmut 55, 57 f., 61,
 193, 211 f., 220 ff., 235 f.
 Gröttrup, Irmgard 211, 222 ff.,
 235 f.
 Groves, Leslie 48, 65
 Guderian, Heinz 95
- Hahn, Otto 20
 Hamill, James 161 f., 164 ff., 182,
 213 ff., 220, 237, 259
 Harris, Arthur 34
 Häussermann, Walter 242
 Hausz, Walt 211
 Heimberg, Karl 242
 Higenbotham, W.A. 254
 Hill, Roderic 63
 Himmler, Heinrich 30 f., 53 ff.,
 59, 61 f., 83 f., 96, 99
 Hitler, Adolf 12, 20, 26 ff., 30,
 42, 44, 56 f., 70, 74, 82 f., 88 f.,
 115 f., 142, 148, 152, 245 f.
 Hochmuth 177, 180
 Holmes, Joel G. 170, 178 f., 183,
 248, 259
 Hölzer, Helmut 242
 Homer 218
 Hull, Cordell 199, 261
 Hull, Ed 107, 171
 Huntley-Wood 38
 Hüter, Hans 204, 212, 242
- Huzel, Dieter 11 ff., 116, 120 ff.,
 137, 151, 169, 175, 258
- Irving, David 30
- Jodl, Alfred 68, 75
 Jones, R. V. 15, 44, 82
 Jungert, Wilhelm 213
- Kaltenbrunner, Hans 59
 Kammler, Hans 52 ff., 84 ff.,
 96 ff., 116 ff., 125, 127, 129,
 136 ff., 144 h, 174, 183, 191,
 209 f.
 Kármán, Theodor von 132 f.
 Keitel, Wilhelm 57 ff.
 Kennedy John F. 240
 Kenny, André 21
 Knerr, Hugh J. 133, 196 f., 248
 Kocjan, A. 79 ff.
 Kölle, H. H. 242
 Kooy 92
 Kuers, Werner 242
 Kummer 139 h
- Lang, Alois 137
 Lange, O. H. 242
 Lehman, Milton 258
 Leigh-Mallory 64
 Lindenberg, Hans 151
 Lovelady, William B. 127 ff.
 Lovett, Robert 133, 248
 Ludewig 131
 Lührsen, Hannes 101 f., 116
- MacMichelmores, Mickey 39
 Makary 50
 Malenkow, Georgij M. 134, 191
 Mandeville, E. W. 163
 Marshall, George C. 65
 Martin 220
 Maus, Hans 242
 McCloy, J. 198 f.

- Montgomery, Bernard Law 64
 Morell 115
 Morgan, Frederick 47 f., 65, 70
 Morrison, Herbert 23, 47
 Mrazek, W. A. 242
 Murray, Philip 253
 Mussolini, Benito 88
- Nebelung 122 ff., 176 f.
 Neuberger, Richard 253
 Neubert, Erich 213
- Oberth, Hermann 18, 27, 155,
 192
 Opel, Fritz von 18 Osenberg in f.
- Patterson, Robert 198, 240
 Patton, George 127
 Payne, Bob 165
 Peale, Norman Vincent 253
 Peek, E. P. H. 21
 Peterson, A. V. 65
 Pinsky, de 182
 Ploetz, von 173 f.
 Poppel, Theodor 213
 Portal, Charles 40
 Porter, Richard 135, 153, 172,
 187 ff., 201, 203, 205 ff., 218,
 233, 259
 Powers 197
 Putt, Donald L. 196 f.
- Quinn, Horace B. 170
- Rees, Eberhard 169, 171, 173 f.,
 176 f., 183, 186, 193, 213, 242
 Reitsch, Hanna 24, 32
 Riedel, Klaus 55, 57, 61, 211
 Riedel, Walter 131, 172 ff., 183,
 186, 202, 258
 Robertson, H. P. 173 f., 195
 Ronge 224
- Roosevelt, Franklin D. 44, 158,
 185
 Rose, Maurice 126
 Rossmann 174
 Runds tedt, Gerd von 210
- Sandys, Duncan 14 ff., 25, 41, 43,
 47, 89 f., 152, 206
 Saylor, Henry B. 170
 Schilling, Martin 186, 204, 212,
 258
 Schneiker, Fred 150 f.
 Schukow, Grigori j 191
 Schulze, August 213
 Schwartz, Joseph 189
 Schwidetzky, Walter 213
 Scotland 210
 Searby, J. H. 33 ff.
 Searcy, R. B. 240
 Selesnew, Wassilj 242
 Serow 224
 Shawcross, Harley 210
 Shepard, Alan 256
 Spaatz, Carl 133
 Speer, Albert 28, 83, 115
 Stagg 64
 Stalin, Josef 134, 158, 185, 191 f.
 Starck 117, 137 f.
 Stauffenberg, Klaus Schenk von
 83
 Staver, Robert 103, 107, noff., 130
 ff., 134 f., 143, 149, 153, 161, 170
 ff., 182 ff., 189, 201 ff., 211,
 213, 219, 248, 259
 Steinhoff, Ernst 24, 27 f., 32, 37,
 58, 85, 100, 139 f., 174, 183,
 186, 193, 204, 211 f., 258
 Steventon, D. W. 15
 Storch, Paul 97
 Strassmann, Fritz 20
 Stuhlinger, Ernst 242
 Sullivan, Walter 233
 Szilard, Leo 245

- Tedder, Sir Arthur William 64, 69
 Teller, Edward 245
 Tessmann, Bernhard 11 ff., 101 f.,
 116, 120, 122 ff., 137, 151, 169,
 175, 258
 Thiel, Walter 27, 32, 37, 40
 Thomas, Hugh Hamshaw 21 f.
 Toftoy, Holger 109, 129 f., 158 ff.,
 166 f., 170, 183, 193 f., 198,
 200 ff., 207, 213, 215, 217 f.,
 237, 240, 253, 260 f.
 Trichel, Gervais William 109 f.,
 113, 129 f., 135, 158 f., 161, 170,
 179, 187, 194, 198, 253, 259,
 261
 Truman, Harry S. 185, 191, 252 ff.
 Tsioltowskij 19
 Turner, Harold 217
 Ustinow, D. F. 226, 229
 Uytengogaart 92
 Valier, v. 18
 Verne, Jules 15
 Wachtel, Max 68 f.
 Wagner, Herbert 248
 Warner 179 f.
 Wawilow, Anatolj 100
 Welborn, John C. 127 ff.
 Williams, R. L. 187
 Wilson, Charles 239
 Winkler 18
 Wise, Stephen 253
 Wood 180
 Woodruff, Louis 161 ff.
 Zanssen, Leo 30
 Ziolkowskij, Konstantin 191 f.
 Zwicky, Fritz 153